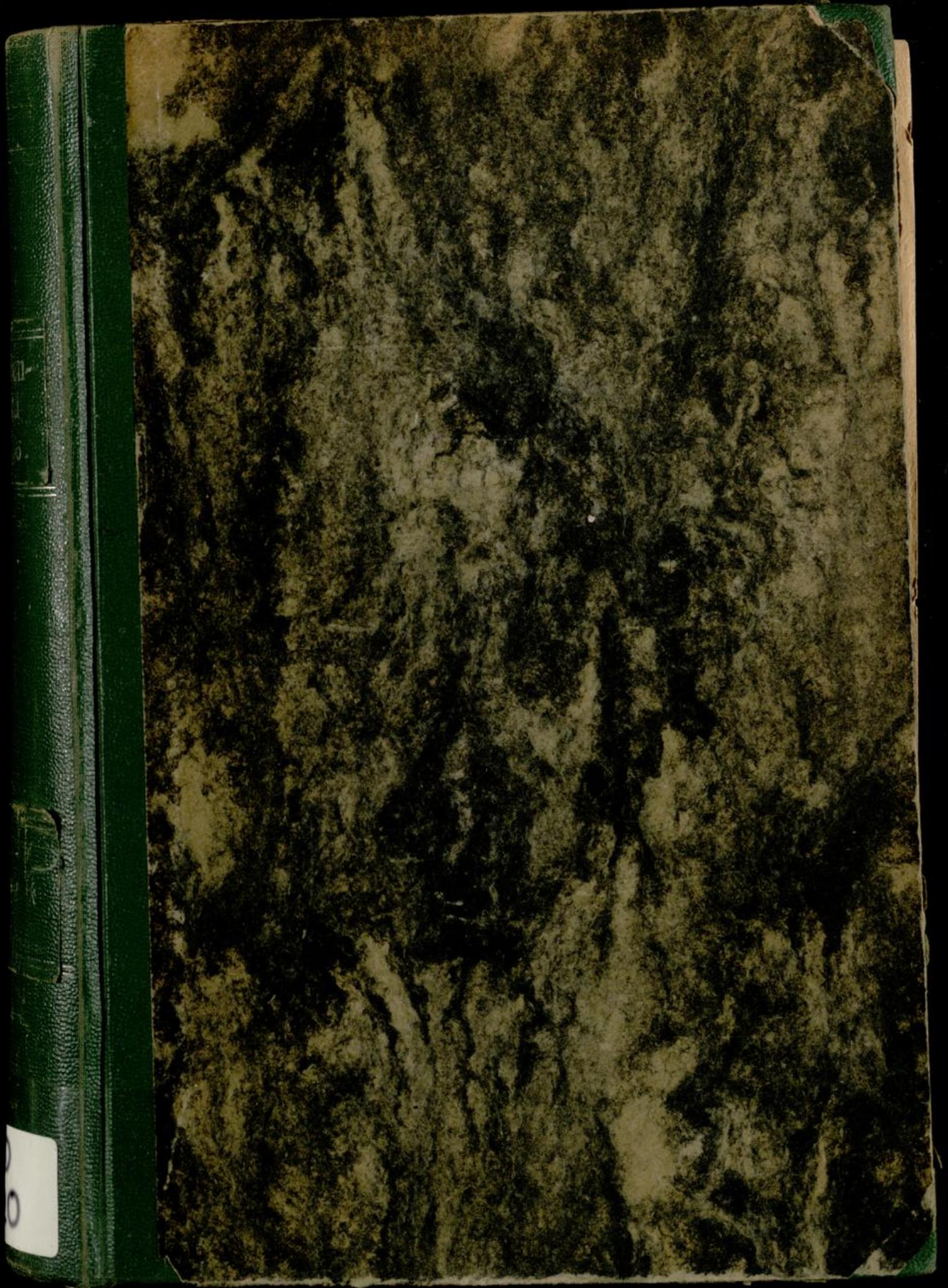


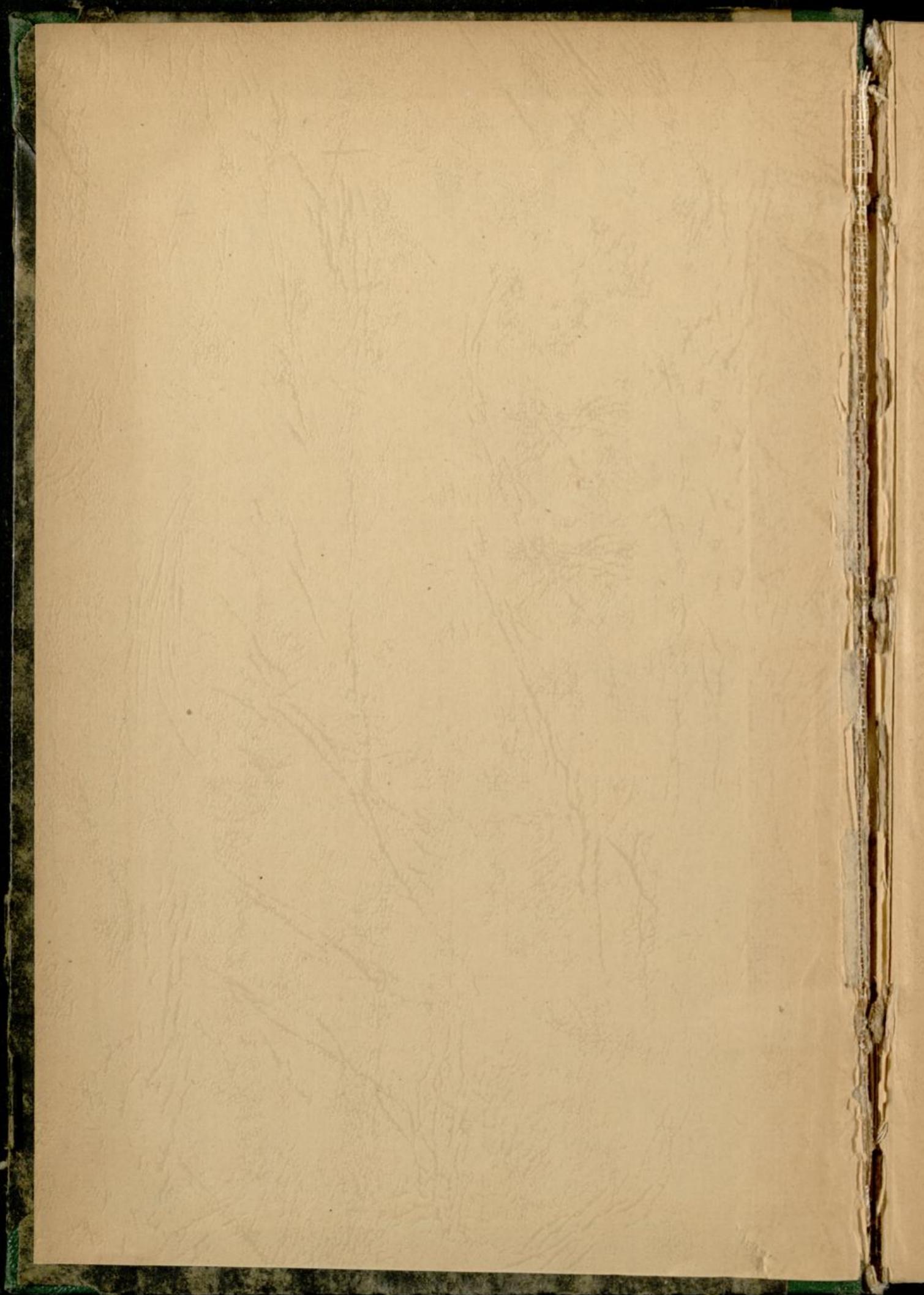
Digitales Brandenburg

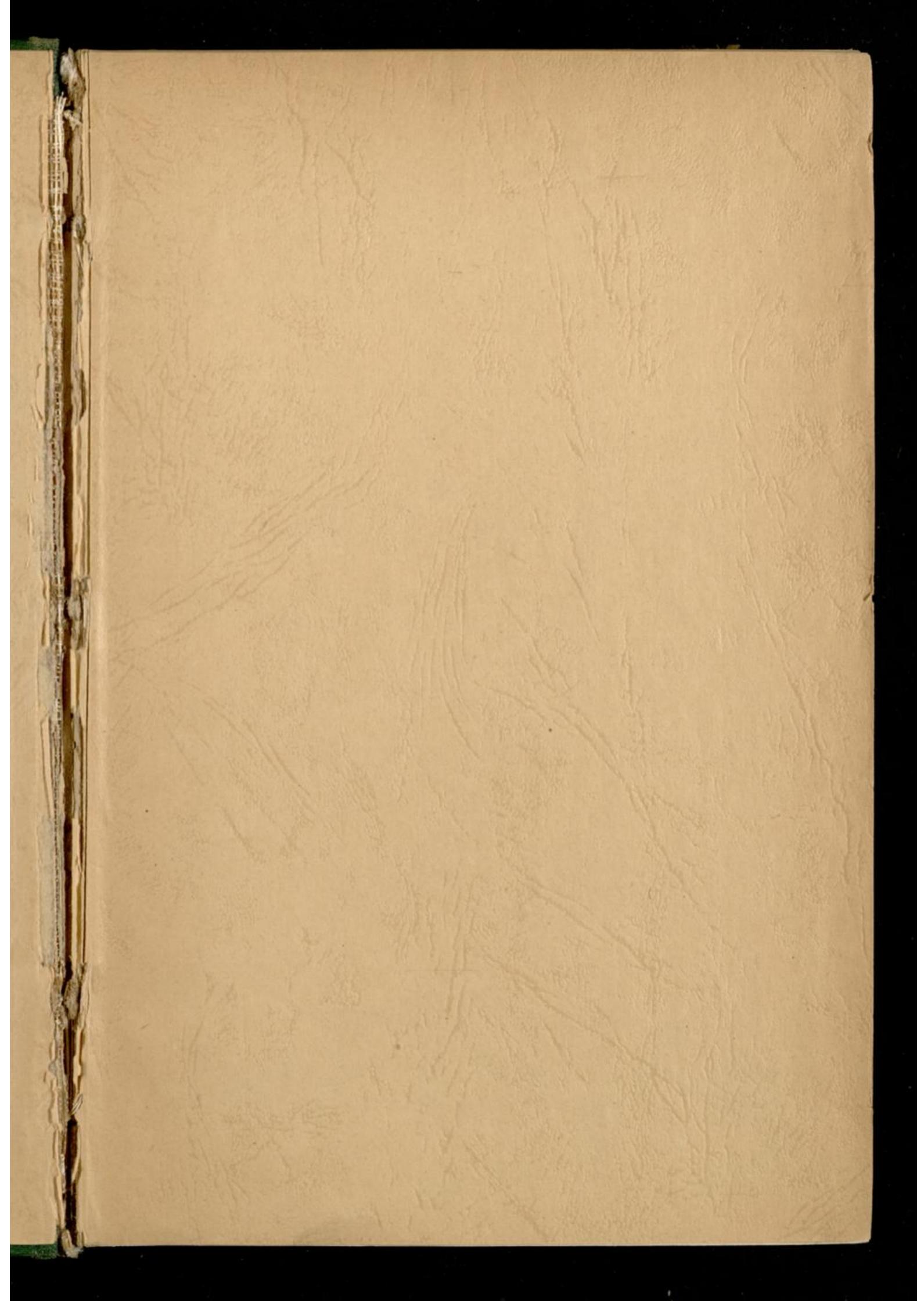
hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

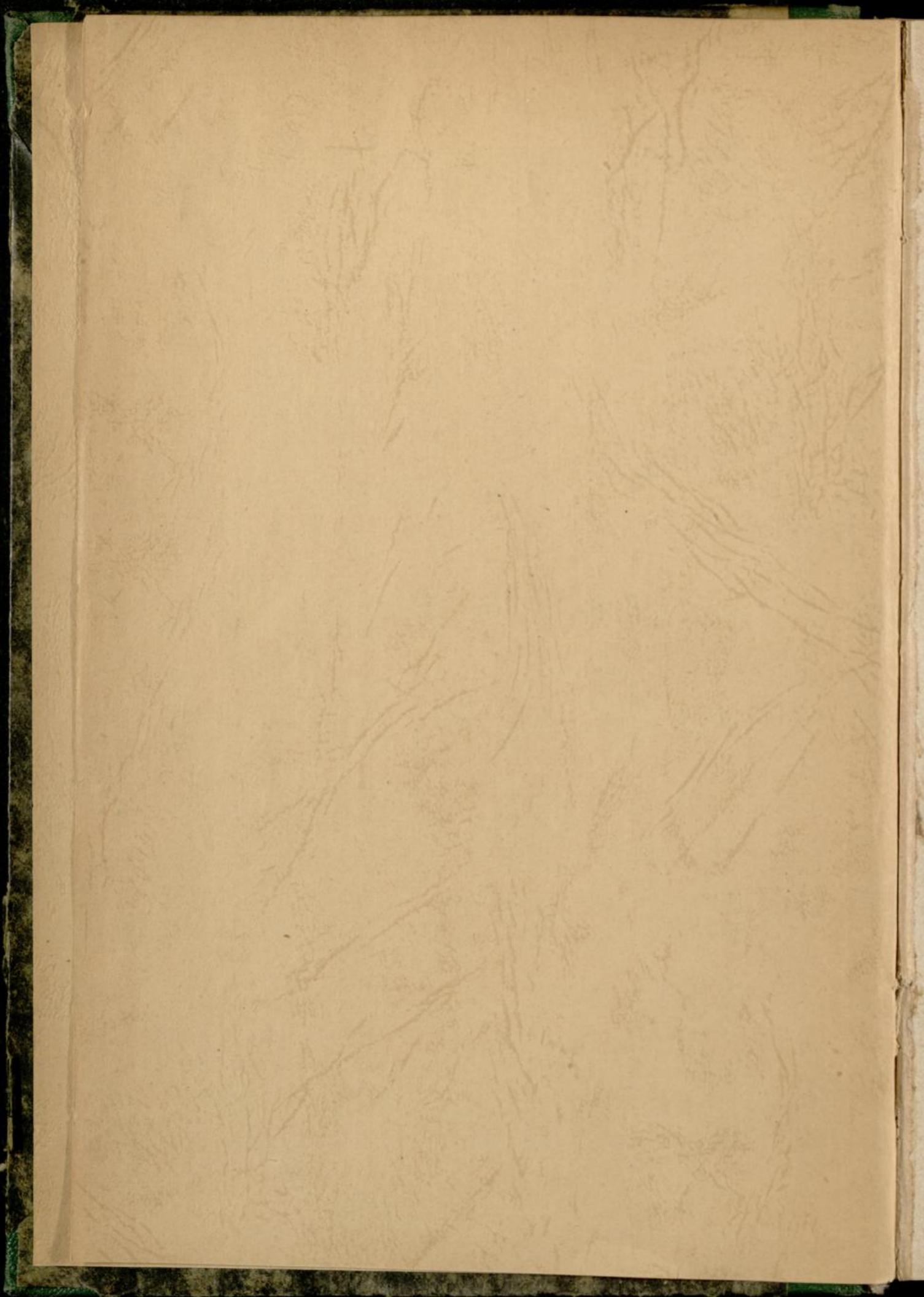
Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1894

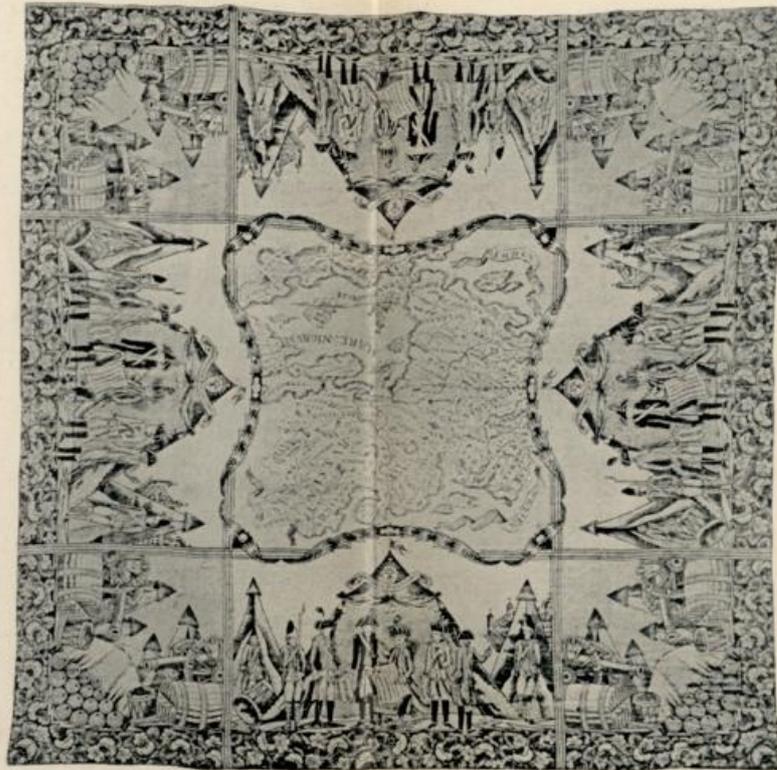
3 (1.1.2019)

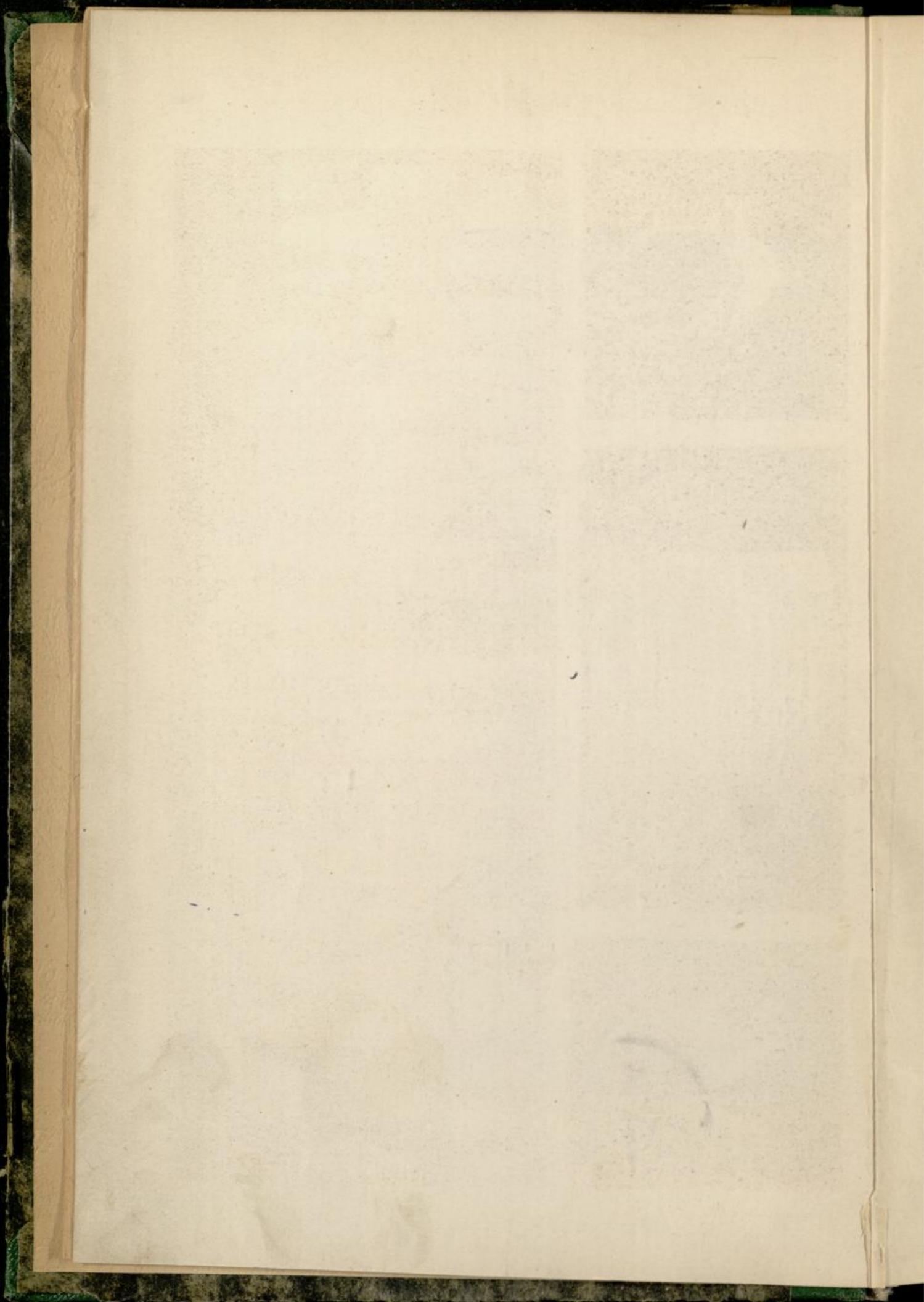












„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.



394

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.

III. 4

IV. Jahrgang 1895/96.

94

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin, 1896.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

„Brandenburg“

MOZARTBLATT

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

PROVINZ BRANDENBURG



BRISITZ

Unter Mitwirkung des städtischen Provinzial-Museums

herausgegeben

Verlag des Verfassers

Handwritten notes:
Landesbibliothek
Geographie für die
Provinz Brandenburg

2572


Universitätsbibliothek
 Inventarnr. _____

 16003286

No 1. IV/1894

Bericht über die 16. (4. Arbeits-) Sitzung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 21. März 1894 abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaal des Rathauses.

1. Zunächst findet die Neuwahl des Vorstandes statt. Einstimmig werden wiedergewählt als 1. Vorsitzender Oberbürgermeister Zelle, als 2. Stadtrath Friedel, als 1. Beisitzer Schulrath Dr. Euler, als 2. Dr. med. Carl Bolle, als 1. Schriftwart Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer, als 2. Oberlehrer Dr. Zache, als Pfleger General-Konsul Landau, als Schatzmeister Banquier Wilhelm Ritter, als Archivar-Rechnungs-Revisor Podratz. Als Bibliothekar wird, da der bisherige eine Wiederwahl ablehnt, Dr. Emil Bahrfeldt einstimmig neu gewählt. — Der 2. Vorsitzende Stadtrath Friedel dankt Namens der Wiedergewählten, auch Dr. Bahrfeldt nimmt die Wahl dankend an.

2. Der Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1891 bis Ostern 1893, abgestattet vom Vorsitzenden Professor Dr. Albrecht Penck in Wien, wird verteilt. Die Central-Commission besteht ausser dem genannten Vorsitzenden, welcher Obmann für die deutschen Länder Oesterreichs und Ungarns ist, zur Zeit aus folgenden Personen: Dr. Eduard Brückner, Professor der Geographie an der Universität Bern, Obmann für die Schweiz, Dr. Rudolf Credner, Professor der Geographie an der Universität Greifswald, Obmann für die Provinzen Ost- und Westpreussen, Pommern, Schleswig-Holstein, für Mecklenburg und die Freien Städte Hamburg und Lübeck, Stadtrat Ernst Friedel in Berlin, Obmann für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin, Dr. J. Hartmann, Professor an dem statistischen Landesamt in Stuttgart, Obmann für Württemberg, Dr. C. M. Kan, Professor der Geographie an der Universität zu Amsterdam, Obmann für die Niederlande, Dr. A. Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität zu Halle, Obmann für die Provinzen Sachsen und Hannover,

für Anhalt, die thüringischen Staaten, Braunschweig, Bremen und Oldenburg, Dr. Paul Richter, Bibliothekar an der königl. Bibliothek zu Dresden, Bibliothekar der Central-Commission, Dr. Ludwig Neumann, Professor der Geographie an der Universität Freiberg i. B., Obmann für Baden, Dr. J. B. Nordhoff, Professor an der Königl. Akademie zu Münster, Obmann für Westfalen, Dr. Eugen Oberhammer, Professor der Geographie an der Universität München, Obmann für Bayern; Dr. J. Partsch, Professor der Geographie an der Universität Breslau, Obmann für die Provinzen Schlesien und Posen; Dr. S. Ruge, Professor an der technischen Hochschule zu Dresden, Obmann für das Königreich Sachsen; Dr. B. Weigand, Oberlehrer an der Ober-Realschule in Strassburg i. E., Obmann für Elsass-Lothringen und Robert Thieme, Kaufmann in Dresden, Kassierer der Central-Commission,

Fr. bedauert, dass für die Rheinprovinz, für die Provinz Hessen-Nassau und das Grossherzogthum Hessen sich noch kein Obmann gefunden und hofft, dass die grossen, mehrere Ländergebiete oder Provinzen umfassenden Obmannschaften allmählig in kleinere getrennt werden, da durch die Theilnahme einer grösseren Anzahl von Obmännern voraussichtlich das Interesse für die so höchst löblichen Bestrebungen der Central-Commission in noch weiteren Kreisen als bisher geweckt werden dürfte.

In Anlehnung an die Verhandlungen der Central-Kommission auf dem X. deutschen Geographen-Tag zu Stuttgart 1893 ist Fr. der Meinung, dass es ratsam sei, neben den einzelnen Vereinen für deutsche Landes- oder Heimatkunde und der Central-Commission einen Gesamt-Verein für deutsche Landeskunde, wie dies der um die Förderung so hoch verdiente Prof. Penck bereits vorgeschlagen, zu begründen. Diesem Gesamtverein sollten Einzelpersonen, wie Korporationen und Vereine ununterschiedlich für denselben Jahresbeitrag von sechs Mark — ohne grösserer Freigiebigkeit vorzugreifen — beitreten können. Für diesen Jahresbeitrag müsse das Stimmrecht und der Bezug der höchst schätzenswerten Druckschriften erwartet werden können. Was die letzteren anlangt, von denen bereits 7 Bände veröffentlicht und durchweg von der fachkundigen Kritik mit Beifall begrüsst worden sind, so erscheinen sie als „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von dem ebenfalls um das Gedeihen der landeskundlichen Bestrebungen neben Richard Lehmann eifrigst bemühten Prof. Kirchhoff in dem bewährten Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart.

Diese Schriften werden buchhändlerisch zu einem verhältnissmässig höheren Preise so zwar vertrieben, dass die Jahresschriften einzeln verkauft, den von Fr. empfohlenen Jahresbeitrag von 6 Mark bei Weitem übersteigen.

Das Preussische Kultusministerium hat bis jetzt jährlich 500 M.

Zuschuss gezahlt, ähnlich sollten sich die übrigen deutschen Staaten und die preussischen Provinzen beteiligen. Auf diese Weise werde zweifellos der Gesamtverein mit 6 M. Jahresbeitrag finanziell bestehen können.

Unsere „Brandenburgia“ nimmt den lebhaftesten Antheil an dem Wohlgedeihen der Thätigkeit der Central-Commission und betrachtet sich gern als ein dienendes Glied derselben.

3. Zur Vorlage gelangen demnächst folgende Monographien:

a. Dr. Emil Bahrfeldt. Zur Münzkunde der Niederlausitz im XIII. Jahrhundert. Berlin 1892. 8°, mit 4 Münztafeln und vielen Abbildungen im Text.

b. Derselbe. Vinkenaugen. Eine numismatische Studie. Berlin 1894. 4°, mit 1 Tafel und Abbildungen im Text.

c. Derselbe. Die Märkischen Engelgroschen. Berlin 1894. 4°, mit 2 Tafeln und Abbildungen im Text.

Kustos Buchholz berichtet hierüber wie folgt. Der als Numismatiker (insbesondere als Brandenburgischer) wohlbekannte Verfasser, unser neues Vorstandsmitglied, dem wir das Epoche machende Werk über das älteste Brandenburgische Münzwesen*) verdanken, hat sich durch die vorliegenden 3 Abhandlungen wiederum um die Aufklärung der Märkischen Münzverhältnisse vom 13.—16. Jahrhundert ein neues Verdienst erworben.

In der erstgenannten Schrift wird über einen bei Lübben gehobenen Brakteatenfund berichtet und in Verbindung mit diesem alles frühere Material derselben Zeit und Örtlichkeit, das die Funde von Wolkenberg, Finsterwalde, Spremberg und Gross-Briesen geliefert haben, zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigt. Die meist inschriftlosen und deshalb schwer zu deutenden Gepräge erfahren eingehende Beleuchtung und werden, an der Hand der gesammelten Erfahrungen, unter Berücksichtigung der Fabrik, des Typus und der Fundstellen, in der Weise gruppiert, dass die bisher zweifelhaften Münzen nun auch ihre sichere Unterbringung erfahren,

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit einer in den Urkunden, hauptsächlich des 13. und 14. Jahrhunderts vorkommenden, bisher in Wirklichkeit aber noch nicht nachgewiesenen Münzsorte, den Vinkenaugen. Auf urkundliches Material und auf die Gepräge selbst gestützt, stellt Verfasser fest, dass diese Vinkenaugen die kleinste und geringstwertige Geldsorte in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und der

*) Emil Bahrfeldt. Das Münzwesen der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten bis zum Anfang der Regierung der Hohenzollern (1150—1415). Berlin 1889. gr. 4°. 41 Bogen Text mit 28 Lichtdrucktafeln.

Die Fortsetzung dieses Werkes wird unter dem Titel: Das Münzwesen der Mark Brandenburg unter den Hohenzollern von Kurfürst Friedrich I. bis zum grossen Kurfürsten (1415—1640), dem Vernehmen nach, in einiger Zeit erscheinen.

Niederlausitz darstellen, und zwar waren sie in den 3 erstgenannten Landschaften zweiseitig, in der Lausitz einseitig und hohl geprägt.

Die dritte Schrift, über die Märkischen Engel Groschen, verdankt ihre Entstehung neuen urkundlichen Entdeckungen im Königl. Staatsarchiv zu Dresden. Bis auf den Frankfurter Engel Groschen No. 2 waren die übrigen publicierten Stücke zwar schon bekannt, aber nicht so die Veranlassung zur Prägung dieser, von allem anderen märkischen Gelde in Typus, Schrot und Korn so auffallend abweichenden Münzsorte. Dr. Bahrfeldt hat das Dunkel in dieser Frage glücklich aufgeklärt; die Urkunden, welche in der Abhandlung zum Teil abgedruckt sind, haben ihm den Weg dazu gezeigt. Wir wissen nun, dass die Engel Groschen die redenden Zeugen einer im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts beabsichtigten, aber dann wieder gescheiterten Münz-Vereinigung zwischen Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und den sächsischen Herzogen sind. Der Fall lehrt wieder, dass man in der Numismatik den Bau nicht allein auf Grund der Münzen selbst aufführen kann, sondern das geschichtliche Quellen-Material in mühsamem Studium zu Rate ziehen muss.

4. Vorsitzender Friedel macht auf die von der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft im Festsaal des Berliner Rathauses vom 24. d. bis 5. k. M. währende „Berlinische Kunstausstellung“ aufmerksam, die gewissermassen als eine teilweise Illustrirung unserer Heimatkunde in sofern angesehen werden kann, als zeitgenössische Maler das moderne, zum Teil aber bereits im Verschwinden begriffene Berlin, und interessante Punkte der näheren oder weiteren Umgebung in Oel, Aquarell, Kreidezeichnung etc. künstlerisch dargestellt haben. Diese Ausstellung ergänzt eine ähnliche, freilich vielfach in weit entlegene Zeiten zurückgreifende Ausstellung, welche das Märkische Museum im Jahre 1886 veranstaltet hatte, wobei allerdings die Mehrzahl der Bilder aus Photographien bestand.

5. Das Berliner Fremdenblatt, Chefredakteur Dr. Hugo Russak, hat sich, was unsere vollste dankbare Anerkennung verdient, entschlossen, sich den Interessen der Provinz Brandenburg mehr als bisher zu widmen, und dies bereits in einer Reihe von Artikeln aus der Feder des Herrn Redakteur Schaeffer, unseres geehrten Mitgliedes, gethan. Die grossen berliner Tagesblätter sind in erster Linie selbstverständlich von den Weltereignissen in Anspruch genommen, dass daneben unsere Provinz etwas zurückgestellt wird, kann man sich leicht vorstellen, um so mehr begrüßen wir jede Aenderung, die sich hier im Sinne einer ausgiebigeren und eingehenderen Berücksichtigung der Landes- und Heimatkunde vollzieht. Insbesondere geht aus einem vorgelegten Prospekt hervor, dass das genannte angesehene Organ auch der Berichter-

stattung über die Vorgänge in unserer Brandenburgia ihre Spalten fortan öffnen wird. Die Versammlung begrüsst dies mit Dank.

6. Von dem Mitgliede Fräulein Elisabeth Lemke sind interessante Vivat-Bänder aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts eingegangen. Vorsitzender Friedel wird sich bemühen, in einiger Zeit der Gesellschaft eine grössere Ausstellung dieser so interessanten kulturgeschichtlichen Zeugnisse unserer Vorfahren vorzuführen.

7. Vors. Friedel übergibt als Vermehrung der Gesellschaftsbüchersammlung die Sonderausgabe seiner in der Zeitschrift „Bär“ erschienenen „Wanderstudie: Mölln und Till Eulenspiegel“, deren einer, den genannten Schalksnarren betreffender Teil vom Verfasser in der Sitzung vom 13. Dec. v. J. in der Hauptsache vorgetragen worden ist.

8. F. Brunold †. Vors. Friedel gedenkt des am 2. d. M. zu Joachimsthal in der Uckermark verstorbenen märkischen Schriftstellers, der Jahrzehnte hindurch viel mehr unter diesem angenommenen Pseudonym, als unter seinem wirklichen Namen Ludwig Ferdinand Meyer bekannt gewesen ist. Meyer, zu Pyritz am 19. November 1811 geboren, war in den dreissiger Jahren Lehrer in Berlin und stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem damaligen Kreise Berliner Dichter Ferrand, Kossarski, Bernstein und W. Jaeger; auch mit Willibald Alexis, Hermann Marggraff, Franz Freiherrn von Gaudy, dem alten Karl Mähler, mit Wilhelm Müller, Julie Buron und Adalbert von Chamisso verkehrte Brunold, wie aus seinen in der Sitzung vorgelegten „Literarischen Erinnerungen“ (2 Bände, Zofingen und Leipzig 1875) hervorgeht. 1834 veröffentlichte er mit den erstgenannten Epigonen eine Gedichtsammlung „Nachklänge“. Später liess er allein noch mehrere Gedichtsammlungen und eine grosse Reihe von Erzählungen erscheinen. Gemeinsam mit Hedwig Dohm gab Br. unter dem Titel „Lust und Leid im Liede“ eine Blütenlese deutscher Gedichte heraus. Nach Joachimsthal in eine bescheidene Stellung als Lehrer versetzt, trat er 1879 in den wohl verdienten Ruhestand. Ein kurzer Lebensabriss mit dem freundlichen Bilde des alten Herrn bringt der Bär Bd. XVI. vom 4. Januar 1890 S. 165 und 167. Soll man ihn mit dem verstorbenen märkischen Volksdichter Weise, seinem Nachbar in Freienwalde a. O. vergleichen, so hat dieser aus seiner einfachen Stellung als ehrsamer Drechsler und Handwerksmeister niemals ein Hehl gemacht, Brunold, obwohl er in den letzten Jahren versuchsweise an allem Märkischen, wie der Erbauung der „Askanierburg“ (Aussichtsturm) am Werbellin-See durch Prinz Karl von Preussen, an dem Gedeihen des Märkischen Provinzial-Museums, an der Mitarbeiterschaft der Zeitschrift „Bär“ und zuletzt auch noch an der „Brandenburgia“ Anteil genommen hat, erfreute sich eines weiteren ästhetischen Blickes und umfassenderer literarischer wie geschichtlicher Kenntnisse. Seine Gedichte „der alte Uchtenhagen“, der „Werbellin“, „die

Wasserbinsen“ gehören zu den Perlen märkischer Dichtung. Mit Brunold stirbt vor der Hand der letzte der märkischen Volksdichter. Ehre seinem Andenken und möge uns bald Ersatz für unsere märkischen Säger Weise und Brunold erblühen!

9. Ein altes Ölgemälde der Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg a. H., welches das Märkische Museum kürzlich erworben, wurde ausgestellt und vom Vorsitzenden Friedel wie folgt besprochen.

Der Harlunger Berg trägt wie die Stadt Brandenburg selbst einen altgermanischen, vielleicht an die Heruler erinnernden Namen, der sich durch die Slavenzeit hindurch bis zur Regermanisirung unseres alten Semnonenlandes, des Stammsitzes der Deutschen, erhalten hat. Er ist aber nicht bloss in der suevosemnonischen Zeit, sondern recht eigentlich auch in der wendischen Zeit eine hochheilige Höhe gewesen, auf der ein Triglav-Tempel sich bis zur letztmaligen Unterwerfung, des Hevellerlandes unter christlich-deutsche Herrschaft befand. In die von Pribislav hier oben gegründete, byzantinisch stilisierte, der Mutter Gottes geweihte Kirche ist das dreiköpfige Holzbild des dreiköpfigen Slavengottes gekommen und leider vom Churfürsten Joachim I. an seinen flüchtigen Schwager König Christian II. von Dänemark, den Urheber des Stockholmer Blutbads um 1526, verschenkt worden.*) Das Götzenbild ist seitdem verschollen, alle diesbezüglichen Bemühungen, auch die vor mehreren Jahren von mir in Dänemark und Schweden erneuerten, sind völlig ergebnisslos geblieben.

Jetzt krönt den Berg das 30 m hohe Kriegerdenkmal der Kurmark, welches wir am 26. Juni 1892 auf unserer Wanderfahrt nach der alten Havelveste mit Interesse besichtigt haben.***) Das Bild, 36 cm hoch 47 breit, auf Leinwand gemalt, stellt die Marienkirche als leidlich wohl erhaltene Ruine mit einer Menge von Nebengebäuden und einer verfallenen Umfassungsmauer dar, wie das Ganze bis 1722 sich erhalten haben mag, wo die Steine zum Bau des Militär-Waisenhauses und anderer Häuser auf Befehl des Soldatenkönigs zum grossen Theil verwendet worden sind. Von Pribislav ging die Marienkirche, nach M. W. Heffter's Darstellung auf Albrecht den Bären, von diesem auf Markgraf Otto I. über, bis derselbe sie durch Urkunde von 1166 dem Domkapitel zuwies.

1434 liess Kurfürst Friedrich I. die Marienkirche gründlich ausbessern. Sie hatte, wie unser Bild zeigt, vier Türme und war zum Teil aus demselben quarzitäen Sandstein, den wir noch am Havelberger

*) Der verjagte Christian II. stellte sich bei Joachim I. 1523 in Berlin ein. Seine Schwester, des Kurfürsten Gemahlin, versetzte ihre Kleinodien für den Bruder, Joachim leistete Vorschüsse. Vgl. Droysen, Gesch. der Preuss. Politik. 2. Aufl. II. 2. Abth. S. 117 und 139.

***) Vgl. Monatsblatt I. 74.

Dom kennen (aus der Magdeburger Elb-Gegend stammend) zum Teil aus roten, teilweise, wie die Ornamentirung es bedingte, grün-schwarz glasierten Backsteinen erbaut. Obwohl ihre Hauptgrundlage viereckig war, gaben die vier halbrunden, oben in kuppelartige Gewölbe sich schliessenden Vorlagen ihr die Form des griechischen dh. gleichschenkligen Kreuzes, in Erinnerung an die von den märkischen Kreuzfahrern im fernen Orient gesehenen Kirchbauten. An den Vorbau gegen Westen schloss sich ein kapellenartiger Anbau aus späterer Zeit, die dem Heiligen Bernhard geweihte Kapelle an, unter welcher eine Gruft lag, worin die Gebeine einiger von Waldenfels auf Plaue ruhten. In der dahin führenden Thür der Kirche soll, wie Heffter ausführt, das Triglav-Bild bis 1526 gestanden haben. Der Altarschmuck ist i. J. 1575 nach dem Dom übergeführt worden, sonst sind die meisten Ausstattungsstücke, als die Kirche aufgegeben wurde, verkommen oder verschollen.

Im Jahre 1434 errichtete Friedrich I. neben der Marienkirche ein mit einem Probst, einem Prior und vier Kapitularen besetztes neues Prämonstratenser-Stift. Er liess zu dem Ende auf der östlichen Seite des Berges neben der Kirche ein Klostergebäude mit Zubehörigkeiten auführen. Friedrich II. erkor 1443 die Kirche zum Mittelpunkt der der Heiligen Maria geweihten Ritterbrüderschaft, die er am 15. August zu frommen und heiligen Zwecken für ehelich und adelig geborne Männer und Frauen unter dem Namen der Brüderschaft oder Gesellschaft Unserer Lieben Frau oder des Ordens Unserer Lieben Frau Kettenträger oder des Schwanenordens stiftete, den Friedrich Wilhelm IV. in protestantischen Formen bekanntlich erneuert hat.

Die Klostergebäude sollen schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wenigstens teilweise abgebrochen sein, die Liebfrauenkirche selbst schenkte Joachim II. dem Domkapitel auf der Burg, als dem frühern Patron derselben nebst jenem Kloster i. J. 1551.

Die letzten Reste der Kloster- sowie der Neben-Gebäude sind auf dem Bilde sichtbar, welches nach einer Mitteilung der Verkäuferin, der Tradition nach vom Jahre 1635 stammen soll, jedenfalls ein älteres Bild ist, worüber Herr Privatdocent Dr. Galland sich vielleicht sachverständig äussern möchte.

Mitglied Dr. Galland bemerkt hierauf, dass er nach dem ganzen Charakter des interessanten Bildes, der auf spätholländische Manier, namentlich in der Behandlung des Baumschlags, des Himmels und der Staffage deute, sowie unter Berücksichtigung, dass das Bild mehrfach erneuert, bezw. übermalt worden sei, dasselbe an das Ende des 17. Jahrhunderts, noch lieber in den Anfang des letztern zu setzen geneigt sei.

Mitglied Kustos Buchholz entgegnet, dass auf dem Bilde als Name des Künstlers ein Maler A. Eisfeld stehe, der in einem Künstlerlexikon von 1780 noch nicht verzeichnet sei. Herr B. möchte das Bild

eher ins Ende des vorigen, noch wahrscheinlicher in den Anfang des laufenden Jahrhunderts setzen, weil weder Leinwand noch Spannrahmen auf ein höheres Alter deuten. Wenn das Urteil des Herrn Dr. Galland vom kunsthistorischen Standpunkt aus auch nicht zu bezweifeln sei, so bliebe dann noch die Erklärung, dass es sich um eine spätere Copie handle.

Vorsitzender Friedel widerspricht dem, ihm kommt das allerdings teilweise aufgefrischte Bild als älter vor, und er ist vielmehr geneigt, der Galland'schen Auffassung beizupflichten. Es wäre dankenswert und von Wichtigkeit, falls das Bild reproduzirt dem Monatsblatt der „Brandenburgia“ vielleicht durch Gönnerschaft eines der Mitglieder beigelegt werden könnte.

10. Ueber das Oster-Ei macht Vors. E. Friedel unter Vorlegung einer zahlreichen Folge von Ostereiern aus dem Märkischen Museum folgende Angaben.

Habe ich Ihnen, verehrte Mitglieder, im vergangenen Jahre — vgl. Sitzungsbericht vom 21. Februar 1893, Monatsblatt I. 226 flg. — den Eier legenden Osterhasen, gewissermassen urkundlich erhärtet, vorführen dürfen, so wollen Sie ihm nunmehr gestatten, dass er aus Dankbarkeit zum Heiligen Osterfest diesmal seine Eier-Spenden Ihnen vorführen darf, wobei er eingedenk zu sein bittet, dass die Wichtigkeit und die Symbolik des Eis bereits durch den Lehrsatz der klassischen Weltweisen: „Omne vivum ex ovo!“ genugsam beurkundet ist.

Gestatten Sie mir die Sache mit einer kurzen Vorbetrachtung, wie ich sie im „Bär“, Jahrg. IX. S. 313 am 24. März 1883 teilweise angestellt habe, einzuleiten.

Wenn die langen Winterstürme schweigen, wenn nach düstern Monaten zum ersten Male der Frühling lacht, wenn das junge Grün unter dem letzten Schnee sich schüchtern hervorwagt und

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Lustgebiet,
Und schmettert hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied,

dann thut die Sonne nach unserm Volksglauben drei Freudensprünge. Dann hüpfet auch dem Menschenkind das Herz vor Lust im Leibe, dann lässt oder liess doch selbst die ernste Kirchengucht das Osterlachen, den Risus paschalis an geweihter Stelle erschallen. So schloss im Jahre des Herrn 1599 zu Eichstädt der geistliche Herr nach feierlicher Oster-Predigt mit den Worten: „Ehrbare christliche Männer, wer von Euch Herr über seine Frau ist, der hebe beide Hände hoch und rufe Juch.“ Die ehrbaren christlichen Männer guckten ihre ehrbaren christlichen Eheweibchen an und blieben stumm. Da hob der Pfarrer selbst beide Arme und schrie kräftiglich „Juch“, nun fassten sich die starken Männer ein Herz und riefen ebenfalls ein kräftiges „Oster-Juch“.

Wo man selbst froh ist, will man Andere froh sehen, daher bleibt

die Sitte, sich zu Ostern zu beschenken immer neu, sie wird nie abgeschafft, nur umgemodelt und modernisiert werden. Sinnig ist es, dass man auch in der elegantesten Atrappen-Verkleidung bei uns in Berlin und an vielen Orten die alte Symbolik, den Osterhasen und das Osterei, aufrecht erhält. Der Osterhase bringt bei uns die Ostereier; Beides, Hase und Ei, Sinnbilder der Fruchtbarkeit und des Segens, deutet auf den Kultus der Ostara, der Göttin des Frühlings, der Auferstehung des Naturlebens nach dem langen Wintertod. Doch muss man mit dem Darreichen des Ostereis vorsichtig sein; in Frankreich z. B. kennt man es nicht, und es würde geradezu für höchst unschicklich gelten, in Paris oder Rom einem jungen Mädchen ein symbolisches Ei zu überreichen.*)

In Neuvorpommern kennt man den Osterhasen nicht, dagegen hat man ein merkwürdiges Gebäck dort, den Osterwolf, über dessen Bedeutung ich im Jahrgang VII. des „Bär“ S. 395 gesprochen. Im Allgemeinen ist ferner die symbolische Bedeutung des Eis als Symbol des verborgenen und schlummernden Lebens wohl in allen Zeiten und allen Ländern verbreitet. Für alle klassischen Völker bezeugt es uns der naturphilosophische Spruch, den wir als Motto vorangestellt, bei den Römern ausserdem noch die Wendung ab ovo „vom Ei an“, d. h. vom Beginn an. Vollständig lautet dies geflügelte Wort: ab ovo ad malum und bedeutet „vom Ei bis zum Apfel“, indem der Römer die Mahlzeit mit Eiern begann und mit Obst beschloss, aber es verrät doch einen symbolischen Zug, dass das Mahl gerade typisch mit dem Ei beginnen musste.

Was ist die herrliche Phönix-Legende anderes, als der Kult des Ostereis und eine merkwürdige Vereinigung der Naturanschauung der Japetiten (Indogermanen pp.) mit der der Hamiten (Aegypter pp.)? Der Phönix, der mit seinem leuchtenden Gefieder, die Sonne selbst versinnbildlicht, stürzt sich sterbend (im Winter) auf die Erde; aus seinem Blute entsteht der junge Phönix (der Lenz). Das Junge hüllt den gestorbenen Phönix-Vater in ein Ei aus Weihrauch und Myrrhen, das es auf den Hauptaltar zu Heliopolis, der Sonnenstadt, niederlegt. Dies Ei, das geschwundene Sonnenjahr, begraben alsdann die Priester feierlich, im Frühling, wenn die Sonne in das Sternbild des Widders tritt. So beginnt mit dem neuen Sonnenjahr der neue Phönix sein Leben, und dieses Neujahrfest ist das Ostern, jenes mumifizierte Phönixei, das Osterei der Aegypter schon 5 bis 6000 Jahr vor der Jetztzeit.

Bunt schildert uns Plinius den Sonnenvogel, bunt sind aller Orten die Ostereier, die dem jungen Lenz und der neuen Sonne dargebracht werden. Dass in und bei Berlin die Ostereier mit Zwiebel-

*) Dass ich ganz neuerlich den Kultus des Ostereis und Osterhasen bis nach Süd-Italien, ja bis nach Tunesien in Nordafrika vorgedrungen beobachtet habe, ist von mir im Monats-Blatt, Jahrg. I. S. 228 auseinandergesetzt worden.

schale gelb oder mit Rotholz rot gefärbt werden, passt in die Symbolik, denn gelb oder rot wird der unsere Erde beleuchtende himmlische Feuerball dargestellt.

Eine reizvolle Variante der Bemalung des Ostereis, von der die heut ausgestellten Originale des Märkischen Museums eine Probe geben, findet sich bei den Sorben-Wenden erhalten. Wir verdanken die stilvollen, ächt nationalen Muster wie die nachfolgenden Erläuterungen dem hochverdienten und unermüdlichen Erforscher der Wendei, Willibald von Schulenburg,*) unserm geschätzten Mitgliede.

Die wendischen Bursche und Mädcl tragen mit grosser Sicherheit mittels Stecknadelknöpfe das Muster der Zeichnung in flüssigem Wachs auf das rohe Ei. Alsdann wird der Farbestoff in Wasser aufgeköcht. In dieses, abgekühlt, werden die Eier hineingethan und geköcht, bis das Wachs abfliesst und das Muster bleibt. Rot wird mit Cochenille, gelb mit Zipollenschale, blau mit Farbholz, schwarz mit Erlenschischken (Kätzchen von *Alnus glutinosa*) gefärbt. Neuerdings werden Eier auch mit Saftgrün bemalt. Vollendet künstlerische Darstellungen, so die Erscheinung des Engels, welcher den Hirten die frohe Botschaft verkündigt, hat der vor einigen Jahren in Schleife, Kreis Rothenburg, Ober-Lausitz, verstorbene Prediger Welan erfunden.

Die Ostereier, wendisch *jastrowne jajka*, müssen am ersten Osterfeiertag geköcht sein, dann wird das Ei nicht stinkig. Von den Paten holen sich die Kinder die „bunten Eier“, *pisane jajka*, den Pfefferkuchen, *papreńc*, und die Ostersemmel, *jastrowna calta*; letztere ist länglich rautenförmig mit eingedrückten Verzierungen, daher man von einem krummbeinigen („klumpatschigen“) Jungen sagt: der Junge hat Beine wie eine Ostersemmel. Daran anklingend nennt man auch in Berlin schiefe Beine „Semmelbeine“.**)

Die Mädchen, welche in der Nieder-Wendei die noch üblichen Osterlieder singen, geben jede zwei Ostereier an die Jungen, die im Jahr die vierseitige Bank für die Sängerrinnen im Stande halten und ausbessern.

In den Osterfeiertagen wird mit Eiern „gewaleet“, *walkować*, auch

*) Vgl. sein, allen Freunden „Wendischen Volkstums“ bestens hiermit empfohlenes Buch gleichen Namens. Berlin 1882, Verlag von R. Stricker, besonders über die Ostereier S. 142, 144 und 148. Die bekannte Berliner Firma Franz Schulz hat diese wendischen Ostereier-Muster nach den Vorbildern des Märk. Museums auf Zucker-Ostereiern angebracht.

***) Nicht zu verwechseln mit „Schemelbeine“, „Säbelbeine“, ebenfalls Epitheta ornantia für die Krümmung des Unterschenkels, die bei uns gebraucht werden. — Die Ostersemmel ist von W. v. Schulenburg abgebildet in der Zeitschrift für Ethnologie 1887 S. 133 in seiner Beschreibung des Spreewaldhauses (Beschr. von Osts. S. 143), ferner dargelegt als verwandt mit dem Seelenzopf Zeitschr. f. Ethnol. 1888 Verh. S. 156 und 1893 Verh. S. 279, wo auch der *Barches*, eines jüdischen weit verbreiteten Gebäcks gedacht wird. Vgl. auch Haupt über die Höllenzöpfe der Christnacht, Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1862 I. S. 41 und Grimm, Myth. Berlin I. 1875 S. 384.

von ledigen und verheirateten Erwachsenen. Dazu wird eine „Walk“ gemacht: eine Bahn, welche schräg in die Erde führt, oben schmal, nach unten verbreitert. Sind z. B. drei Spieler, so „kullert“ der erste ein Ei in die Walk hinunter. Trifft dann der zweite das erste Ei mit einem zweiten, so ist das erste „geschlagen“ und kommt in den cyck, eine kleine Vertiefung seitwärts neben dem Walk. Das geschlagene Ei zahlt ein oder zwei Pfennige an den Treffer, und so wird weiter „gewaleet“.

Das Murrel-Spiel unserer Berliner Kinder (mit gebrannten bunten Thonkügelchen, früher Knippkügelchen genannt) ist nichts weiter als eine Abart des wendischen Walkspiels, dauerhafter wegen der Festigkeit der Murren und geeigneter für Stadtkinder, denen die Eier immer eine rarere Waare sind. Mit grosser Energie halten unsere jugendlichen Spreeathener an diesem Spiel fest, das in der ersten Lenzzeit um Ostern herum, sonst aber niemals, auf den Strassen neben dem ebenfalls symbolischen Kreisel- und Brumm-Triesel-Spiel, ausgeübt wird. An andern märkischen Orten beginnt um dieselbe Zeit das Ballspiel. Ei, Kugel, Ball, alles ist ein und dasselbe Symbol, für das erwachende Lenzesleben, für die neu erwachende, neubelebende, neu schaffende Lenzessonne.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Osterhase und Osterei sei noch bemerkt, dass der Hase der Frühlings-Göttin Ostara, der Hulda oder Frau Hark, gehört. Frau Harke's Heerde besteht aus Hasen, Hulda lässt sich bei ihren nächtlichen Wanderungen vom Hasen Lichter vortragen. Hase und Kinderreichtum gehören zusammen. Hasenteiche, Hasenbrunnen, Hasennester gelten vielfach als Ursprungsort der Kinder. Der Ausdruck Hasenbrot wird jetzt noch in der Mark, auch bei Berlin und im südwestlichen Mecklenburg gehört, es sind die Brotreste, welche die Eltern von der bei der Feldarbeit gehaltenen Vespermahlzeit, vom Vesperbrot heimbringen und die von den Kindern als Hasenbrot gern verzehrt werden. Diesen Namen Hasenbrot führen auch die Schoten des Hasengeil (*Sarothamnus* [*Spartium* L.] *scoparius* Koch) genannten Strauchs, aus dessen gelbblühenden Zweigen um Pfingsten kleine Besen zusammengebunden und auf den Markt gebracht werden.

In Tyrol giebt das Mädchen dem Geliebten Osterei, die am Samstag vor Ostern beim geweihten Feuer rot gesotten sind, um dadurch Liebe zu entzünden. Liebende beschenken sich auch mit Ostereiern, welche vom Priester geweiht und mit Versen beschrieben werden, wie:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,

Mich Dir, Dich mir zum Osterei.

Oder:

Ich, Du, das Ei,

Das sind unser Drei,

Teilen wir das Ei,

Bleiben unser zwei,

Einen wir uns zwei,

Bleibt's bei Einerlei.

Nach einigen sehr alten Volksrätseln vom Ei ist Engelland, d. i. der himmlische Wohnsitz der Seligen, die Heimat und Ausgangsstätte alles Lebens. Das Ei nimmt daselbst seinen Ursprung. Z. B.

Es kommt ein Schiff (ein Eimer) aus Engelland,
Hat kein Bügel und kein Band,
Und doch zweierlei Bier.

Für Engelland wird auch Niederland gesetzt:

Es kommt ein Fässchen aus Niederland,
Hat weder Reifen noch eisern Band,
Giebt zweierlei Trank doch, wie bekannt.

Ein anderes Ei-Rätsel, wobei zu bemerken, dass „Hümpelken, Pümpelken“ krumm, buckelig-rund bedeutet, lautet auf Plattdeutsch:

Hümpelken, Pümpelken sat op de Bank,
Hümpelken, Pümpelken fiel von de Bank,
Do is keen Doktor in Engelland,
De Hümpelken, Pümpelken kurärn kann.

Ich lege weiter ein Gänseei und ein Schwanenei vor (Märk. Mus. Kat. VI No. 11 234 und 35), welche ich vor Jahren in Greifswald, also aus Neu-Vorpommern als Ostergabe bunt verziert erhielt. Früher waren in ganz Neu-Vorpommern, auf der Insel Rügen und auf den vorpommerschen Inseln Usedom und Wollin statt der Oster-Eier die Eier des Schwans sowohl des stummen Höcker-Schwans (*Cygnus olor* Illiger) wie des Singe-Schwans (*Cygnus musicus* Bechstein) im Gebrauch. Das Ei des Erstgenannten, welcher die Zierde unserer Gewässer bildet, ist grünlich, das des Singeschwans, 10,5 cm lang und 7,3 cm breit und weiss. Zu der letzteren Art gehört offenbar das vorgelegte Ei. Soweit der skandinavische Einfluss an der pommerschen Küste gegangen ist, d. h. von der Joms-Vikinger-Burg an der Dievenow gegenüber dem wendischen Emporium Vineta oder Julin (heut Wollin) bis zur mecklenburgischen Grenze finden sich einzelne skandinavische Sitten, so das Jul-Klapp um Weihnachten und die eigentümliche Vorstellung, dass der Schwan die Kinder bringt. Daher heissen die grossen Steine vor der schwedisch-pommerschen Küste, auf denen der Schwan gern rastet und schläft, Schwanen-Steine, von dort stammen die Kinder. Da der Storch, wie in England, in Schweden (mit Ausnahme von Schonen) und in Norwegen fehlt, so kann dort der Storch der Kinderbringer nicht sein, und der Schwan als beliebter und stattlicher Vogel vertritt ihn.*) Daher hat dort und an den von den Skandinaven Jahrhunderte lang beeinflussten Teilen der Pommern-Küste das Ei der Leda, das Schwanen-Osterei eine ganz besondere anheimelnde Bedeutung, indem die Kinder in dem Glauben erhalten werden, dass daraus direkt die kleinen menschlichen Erdenbürger herkommen. Allmählig wird durch die Zeitungen,

*) Vgl. meine Abhandlung: Mönchguter Altertümer, in den Monatsblättern der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin 1890. No. 4. S. 52.

die Buchweisheit, wie leicht zu verstehen, dort der Schwan sehr in den Hintergrund durch den Klapperstorch des deutschen Binnenlandes und seine civilisatorische Mission gedrängt. Dazu kommt, dass die nistenden Schwäne sich stark vermindern und die Schwanen-Eier in Folge dessen anfangen, sehr kostbar zu werden. Mit der Zeit hat man sie durch die Eier der Grau-Gans (*Anser cinereus* Meyer) die Stammutter unseres vielbegehrten Martinsvogels ersetzt, die bei uns noch vielfach nisten und den Nord-Germanen als kluge und vorsichtige Vögel gelten, wie denn ein berühmtes altnordisches Gesetzbuch kurzweg „die Graugans“ benamset worden ist; aber auch diese Gänseeier, so vom zahmen wie wilden Vogel, werden bereits zu teuer, und so ist denn auch in den geschilderten Gegenden unseres baltischen Küstensaumes fast ausschliesslich bereits das Haushuhn das ostereispendende Tier geworden.

Ferner zeige ich Ihnen drei Eier (Märk. Mus. Kat. VI No. 8172 und 9803), wie sie seit unvordenklichen Zeiten in den Haveldörfern Tiefwerder und Pichelsdorf angefertigt und hauptsächlich an die Grunewald-Besucher um die Osterzeit verkauft werden, vor. Das ausgepustete Ei wird mit dem Mark der Binse oder Biese (*Juncus effusus* L. und *J. conglomeratus* L.) concentrisch beklebt, und ausserdem werden in gewissen Zwischenräumen bunte Papierfleckchen und Metallflittern daneben angebracht. In den Fischerhäusern sieht man diese Eier als Zierrate häufig hängen. Aus den geknickten Stengeln stellt man Wasservögel, Schwäne, Gänse und Enten dar und beschenkt auch hiermit die Kinder, während das Binsen-Mark in recht steinzeitlicher Weise noch jetzt ausserdem mitunter als Lampendocht verwendet wird.

So viel vom Osterei. Das Ei, es sei noch einmal gesagt, gilt als Symbol des verborgenen schlummernden Lebens und darum auch der Auferstehung. Als ein solches Sinnbild hat es die den heidnischen Gebräuchen sich mitunter klug anpassende katholische Kirche aufgefasst. In einer kirchlichen Anordnung des Papstes Paul V. (1608—1620) findet sich deshalb auch folgender Eiersegen: „O Herr, wir bitten Dich, segne dies Dein Geschöpf, das Ei, auf dass es zur heilsamen Nahrung werde für Deine glaubenstreuen Diener, auf dass diese es geniessen im dankbaren Gedenken der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi!“

Ich schliesse die Osterei-Betrachtung mit Geibel's edlem Dichterwort:

„Es ist ein inniges Erneuern
Im Bild des Frühlings offenbart,
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte;
Jung wird das Alte, fern und nah;
Der Odem Gottes sprengt die Gräfte —
Wacht auf, der Ostertag ist da!“

II. Darauf sprach unser Mitglied, Dr. Pniover über den „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“. Der Redner hofft demnächst in unserer Gesellschaft über die älteste germanische Bevölkerung,

die in der Mark Brandenburg bis zum Ablauf der Völkerwanderung ansässig war, zu sprechen. Was er dieses Mal gab, wollte er als eine Art Einleitung zu der späteren Darstellung betrachtet wissen. Der Vortrag erscheint im Sonntagsblatt der Vossischen Zeitung, und wir müssen uns hier begnügen, die Ausführungen des Redners kurz zu skizzieren, wobei wir das Hauptgewicht auf die unsere engere Heimat betreffenden Partien legen.

Mit drei Ereignissen glaubte der Redner den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, gleichsam ihr Debüt auf dem Welttheater, bezeichnen zu dürfen: mit der Entdeckungsfahrt des Massaloten Pytheas, der um 325 v. Chr. Geburt von Massilia aus den Nordwesten Europas befuhr und dabei die germanischen Teutonen an der Nordsee entdeckte; mit dem etwa 50 Jahre später stattfindenden Zuge der Bastarnen, des ersten germanischen Volkes, das an die Thore der alten Welt Einlass begehrend pochte und endlich mit dem 60 Jahre später unternommenen Zuge der Kimbern und Teutonen.

Von diesen drei Ereignissen berührt unsere engere Heimat, soviel wir wissen, nur das dritte, die tragisch endende Unternehmung der Kimbern und Teutonen. Jene waren nämlich nicht, wie man bisher allgemein annahm, auf der sogenannten kimbrischen Halbinsel, d. h. Jütland angesessen, sondern die Kimbern waren, wie sich aus den neuesten Forschungen Karl Müllenhoffs ergibt, überhaupt kein geschlossenes, durch Verfassung, Glauben oder sonst seit langem verbundenes Volk, sondern mit dem Namen Kimbern, der keltischen Ursprunges ist und „Räuber“ bedeutet, war ein gewaltiger Haufe von Völkern bezeichnet, die an der Mittelelbe sassen, ein Haufe von Hermunduren, Cheruskern, Langobarden und Semnonen. Semnonen aber sassen zu dieser Zeit hauptsächlich im heutigen Brandenburg, so dass also Bewohner unserer Provinz an jenem gewaltigen Versuch der Germanen, im Mittelpunkt der alten Welt Fuss zu fassen, beteiligt waren.

Aber die Mark Brandenburg hat an dem Urleben der Germanen überhaupt einen viel grösseren Anteil als man gemeinhin glaubt. Darin gipfelten die folgenden Ausführungen des Redners, der nun die Vorgänge im inneren Germanien behandelte, die jenen drei Ereignissen vorauslagen und sie vorbereiten halfen.

Eine den sprachlichen Ursprung ins Auge fassende Betrachtung der deutschen Fluss- und Ortsnamen führt zu dem ethnographischen Ergebnis, dass einst die Grenze Germaniens nach Westen hin die Weser mit den an ihren Oberlauf sich anschliessenden Gebirgshöhen bildete, nach Osten hin die Oder. Wann dieses Gebiet bis zu den historischen Grenzen Germaniens, d. h. ostwärts bis zur Weichsel, westwärts bis zum Rhein, erweitert wurde, stellte der Vortragende an der Hand der Müllen-

hoff'schen Forschungen fest. Die westliche Ausbreitung begann etwa um 400 v. Chr. und war um 300 v. Chr. abgeschlossen.

In einer noch älteren Zeit war Germanien auf das Gebiet zwischen Elbe und Oder beschränkt. Dieses Land ist die eigentliche Urheimat unseres Volkes. Hier schuf es seinen Glauben, im Anschluss an die Natur dieses Gebietes bildete es seinen Charakter und wurde eine *tantum sui similis gens*. Wir stehen somit hier in der Mark auf ältestem germanischen Boden, einem Boden, der hauptsächlich die Keime zur ersten Entwicklung der Germanen lieferte. Das bestätigt auch der älteste Kultus unseres Volkes, von dem wir wissen. Tacitus überliefert es uns, dass die Germanen die Anfänge ihres Seins und Glaubens an die Sennen knüpften. Auf den heiligen Hain, der sich in ihrem Lande befand, blickten sie *tamquam inde initia gentis*, als wären in ihm die Uranfänge des Volkes verborgen.

Das Nähere darüber soll dann der nächste Vortrag unseres Mitgliedes bringen.

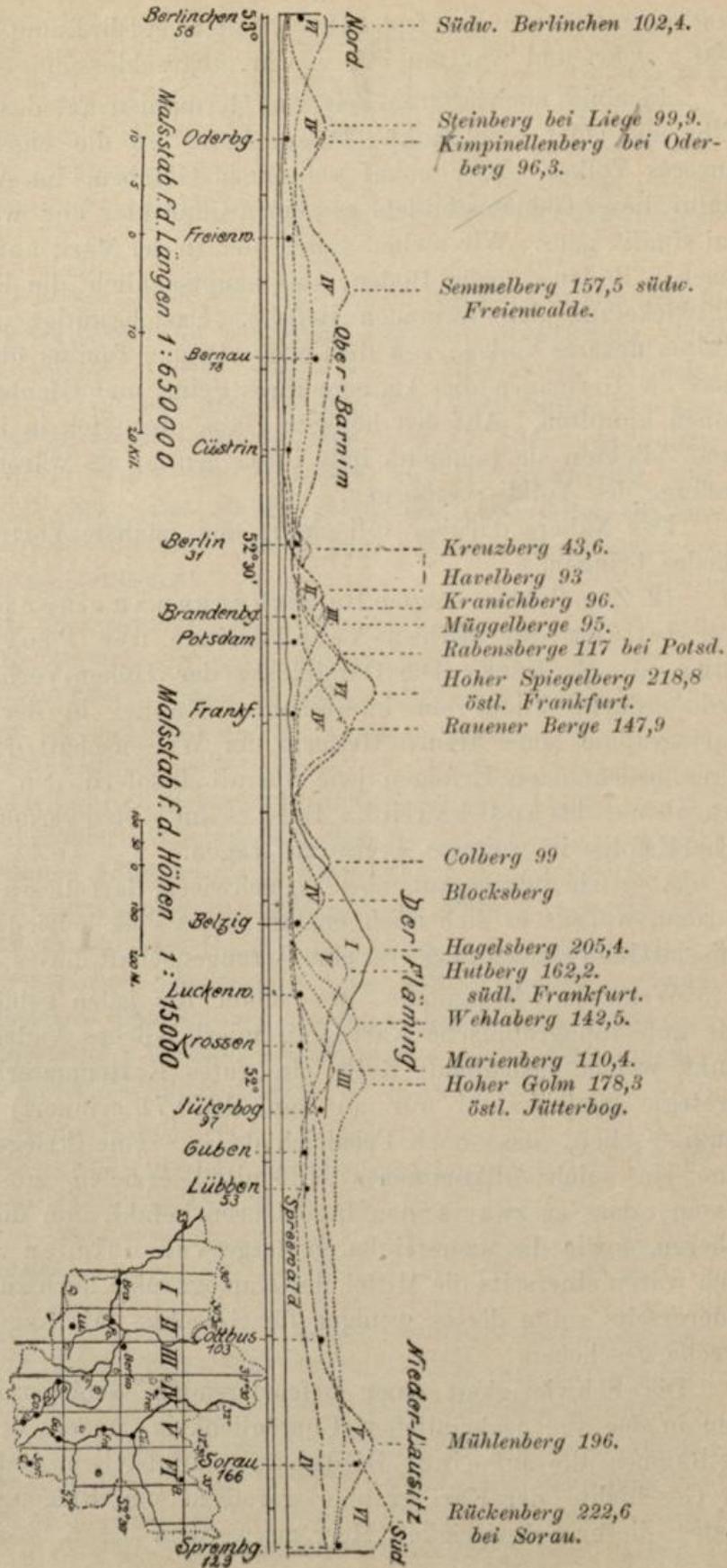
12. Zum Schluss folgten Bemerkungen zu einer profilarischen Darstellung der Höhen-Verhältnisse der Provinz Brandenburg von W. Pütz. Die Darstellung der Höhen-Verhältnisse unserer Erdoberfläche bildet ein interessantes Kapitel in der Geschichte der Kartographie, jener treuen Helferin der Wissenschaft der Erdkunde, an deren bedeutenden Erfolgen jene überall insofern den innigsten Anteil hat, als nur das anschauliche Bild es am besten vermag, wissenschaftliche Erfolge in weiteste Kreise zu tragen.

Aber wie interessant, eben so schwierig darf dieses Kapitel genannt werden, woraus es sich auch erklärt, dass eine befriedigende kartographische Gebirgszeichnung erst eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts ist.

Wenn man heutzutage, wo schon für jeden gebildeten Touristen eine gute topographische Karte ein unerlässliches Vademecum ist, bedenkt, welche bedeutende Rolle ein gutes Kartenmaterial z. B. in der Strategie spielt (es sei nur an anno 1870/71 erinnert) so erscheint es kaum fasslich, dass noch Friedrich d. Gr. seine kriegerischen Erfolge ohne ein solch vollkommenes Hilfsmittel erzielen musste. Denn wir wissen, dass er zwar seinen Ingenieuren befahl, ihm die niedrigen und höheren, sowie die unersteigbaren Berge verschieden zu signieren, jedoch waren einerseits die Mittel der Kartographie noch zu unvollkommen, andererseits sollte dieses weniger für Gefechts-, als Lager- und Marschzwecke geschehen.

Die Schwierigkeit einer befriedigenden Gebirgszeichnung beruht eben in der augenscheinlichen Unmöglichkeit, unsere drei Dimensionen des Raumes alle auf einer Bildebene darzustellen, und man merkt in der Geschichte der Kartographie geradezu ein Ringen des Menschengestes, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Jedes der 6 hier coulissenartig übereinander gelegten und durch eine besondere Linien-Signatur und Nummer unterschiedenen Einzelprofile umfasst das Gebiet von $\frac{1}{2}$ Längengrade (östl. Ferro) = 30 Minuten wie aus der nebenstehenden Karten-Seizze ersichtlich ist. Das Gebiet nördlich vom 53. Breitengrad, sowie westlich vom 30. und östlich von 33. Längengrad ist wegen zu geringer Höhenunterschiede ausser Betracht geblieben. Die Höhenzahlen bedeuten Meter über Normal-Null.



177

Es würde jedoch auf einem zwar interessanten, aber für die gebotene Zeit zu weitem Umwege zu unserm Ziele führen, wollte ich hierauf näher eingehen. Nur so viel mag angeführt werden, dass, nachdem man bereits zu einer richtigen Darstellungsweise eines Kartenbildes mit allen kartographischen Details: Ortschaften, Wegen, Flüssen etc. gelangt war, dasselbe also aus der Vogelperspektive mit unendlich vielen Standpunkten, auf welche Art allein ein richtiger Grundriss erzielt wird, herstellte, dass man in solche richtige Grundrisskarte die Gebirge nach der sog. Kavalier-Perspektive, d. h. mehr oder weniger im Profil einzeichnete, wie dieses aus Karten des 17. und 18. Jahrhunderts ersichtlich ist. Jedoch bereits Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte die sog. Beleuchtungstheorie auf, welche in vervollkommneter Weise noch heute in Gebrauch ist. Das Verdienst, diese für die Entwicklung der Kartographie so bedeutsame Manier der Bergzeichnung in klarer, systematischer Weise begründet zu haben, gebührt einem Manne, den wir eigentlich einen Brandenburger nennen dürfen; denn Johann Georg Lehmann, so ist sein Name, wurde im Jahre 1762 in der bei Baruth gelegenen, noch heute existierenden Johannismühle geboren, einer Gegend also, die heute zur Provinz Brandenburg gehört, damals aber kursächsisch war.

Nach einer unter Mehlstaub und Dürftigkeit verlebten Jugend wurde er eines Tages von sächsischen Weibern nach Dresden entführt, wo er nach einer ehrenvollen Laufbahn im Jahre 1811 als Major und Oberaufseher der Königl. Plankammer starb. Seine Theorie des Bergzeichnens, die heute in allen Kulturstaaten eingeführt und wohl schwerlich noch zu verbessern ist, beruht auf dem Grundsatz, dass jeder Punkt aus seinem Zenith, d. h. senkrecht von oben beleuchtet werde. Aus diesem Grundsatz entwickelte Lehmann in ganz systematischer Weise seine Schattierungsmanier mittelst Schraffur-Linien, sog. Bergstrichen, welche bei den steilsten Abhängen, d. h. 45° (darüber hinaus sind unersteigbare Felswände) am dichtesten, 9:1, bei 5° am schwächsten, 1:9, gezeichnet werden, während die Ebenen ganz leer bleiben.

So klar und fest begründet nun dieses allgemein gebräuchliche und z. B. auf den sog. Generalstabskarten 1:100000 (Karte des deutschen Reiches) angewandte System auch ist, so bietet es jedoch nicht nur grosse Schwierigkeiten, die einzelnen Böschungen richtig abzuschätzen, sondern leidet besonders an dem Mangel, die absoluten Höhen nicht direkt ablesen zu können. Wir sehen also, dass auch in dieser schönen Methode Unvollkommenes liegt, und wenn andere Systeme, deren Erwähnung zu weit führen würde, diesem Mangel abhelfen, so büssen sie dafür einen anderen Vorteil ein.

Aus diesem Grunde behält neben allen Systemen, Bergeshöhen im Grundriss darzustellen, stets das Profil seinen eignen Wert, von dem

hier ein Beispiel aus der Provinz Brandenburg Ihnen vorliegt. Ein Profil wird selbst für die beste Höhenkarte eine willkommene Zugabe sein, indem die Höhen direkt abgelesen und, weil übersichtlich nebeneinander gestellt, bequem mit einander verglichen werden können. Freilich kämpfen wir auch hier mit der Schwierigkeit, drei Dimensionen auf der zwei-dimensionalen Bildebene darzustellen; denn, indem wir die senkrechte Dimension, die Höhe, voll zum Ausdruck bringen, geht uns eine der horizontalen Dimensionen, also entweder die Länge oder die Breite verloren, da ein Profil sich ja eigentlich nur auf der Basis einer Linie bewegt. Um diesem Mangel einigermaßen abzuweichen, und die Überschrift dieser Karte: „Profilarische Darstellung der Höhenverhältnisse der Provinz Brandenburg“ somit zu rechtfertigen, wurden sechs einzelne von N. nach S. gehende und in der Richtung von W. nach O. sich folgende Profile konstruiert, von denen jedes das Gebiet eines halben Längengrades = 30 Min. umfasst. Denken Sie sich nun jedes dieser Einzelprofile mit einer besonderen Farbe und Nummer versehen und dann die sechs Profile aufeinandergelegt, so hat man die Entstehung vorliegenden Höhenplanes.

Nach dieser Farbe und Nummer lässt sich nun die Lage jeder einzelnen Höhe erkennen. Bemerkenswert muss hierbei werden, dass für die Höhen ein anderer Massstab als für die Länge gewählt wurde, wie dies ja meist bei derartigen Zeichnungen üblich ist; ein Hilfsmittel, ohne welches die Anschaulichkeit des Bildes verloren ginge. Die Längen sind also in 1:125000, die Höhen in 1:3000 gezeichnet.*)

Aus der Betrachtung dieses Planes, in welchem, soweit es die Darstellung erlaubte, die bemerkenswertesten Höhen aufgenommen sind, ergibt sich, dass wir zehn Punkte über 100 Meter (einzelne deren, z. B. bei Potsdam fehlen), drei Punkte über 200 Meter haben, nämlich den Hagelsberg als höchsten Punkt des Fleming, jenes bedeutendsten Höhenzuges im S.W. der Mark, der wahrscheinlich aus einem tertiären Kern besteht, dann den Spiegelberg östl. Frankfurt und, als höchsten Punkt überhaupt, den Rückenberg bei Sorau, ganz im südlichsten Winkel der Provinz Brandenburg, wo dieselbe unter dem Namen Niederlausitz schon im Allgemeinen höhere, unter dem Einfluss der deutschen Mittelgebirge stehende Niveau-Verhältnisse aufweist. Wir sehen sodann den Spreewald als weite Tief-Ebene im Profil IV und nördlich von Berlin, als Fortsetzung des 157 m hohen Semmelberges bei Freienwalde, den sog. Oberbarnim, dessen westlicher Abdachung die alte Hussitenstadt Bernau ihre immerhin bemerkenswerte Höhenlage von 78 m verdankt, während unsere eigentlich im alten, d. h. vorgeschichtlichen Flussbett liegende Residenz nur 30 bis 31 aufweist.

Die bedeutendsten Höhenzahlen für Ortschaften finden sich natürlich im S. der Provinz, wo die Städte Cottbus, Sorau, Spremberg über

*) Auf der beigegebenen Skizze sind statt der Farben 6 verschieden signierte Linien gegeben.

100 m liegen. Höhen mit dem Maximum von 222 m sind nun freilich selbst für deutsche Verhältnisse gering, gleichwohl reichen aber auch unsere märkischen Berge bis in jenes Niveau, in welchem alle hygienischen sowohl, wie idealen, ethische Momente des Bergsteigens auf uns einwirken, Momente, die kein Geringerer als der berühmte Genfer Philosoph des vor. Jahrh. J. J. Rousseau mit zündenden Worten der Welt zuerst ans Herz legte. Heutiges Tages ist indessen, begünstigt durch die bequemen Verkehrsverhältnisse einerseits und eine reichhaltige Litteratur anderseits, Gefahr vorhanden, dass der moderne Anschluss an die Natur zu sehr ins Grosse geht und mehr oder weniger sogenannte Modesache wird; dabei kommt aber nicht nur die engere Heimat zu kurz, auch jener Blick für die intimeren Reize der Natur, der sich am Kleinen bildet und erst für des Grossen wahren Genuss befähigt, und der doch zumeist das Glück des täglichen Lebens ausmacht, wird nie geweckt und entwickelt werden können.

Desshalb glaube ich diese Gelegenheit zu einigen Worten zu Gunsten unserer noch zu wenig geschätzten Berge benutzen zu müssen, und zwar als Vertreter eines Bundes,^{*)} der es sich seit nunmehr 10 Jahren mit stets wachsendem Erfolg zur Aufgabe setzt, die lieblichen Reize eines Landes, das zwar von dem Genius der Weltgeschichte dazu erkoren war, dem neuen deutschen Reiche ein neues mächtiges Kaiserhaus zu geben, das aber in landschaftlicher Hinsicht so lange fälschlich als Stiefkind der Natur alt, in immer weiteren Kreisen zu Ehren zu bringen.

Was vor Allem für unsere märkischen Höhen spricht, das ist das günstige Verhältnis ihrer sog. relativen Höhe, d. h. ihrer Erhebung über die Umgegend, infolge dessen sie manchen Riesen des Gebirges an Aussichtsfähigkeit (*sit venia verbo*) übertreffen. Von den meisten unserer Berge bietet sich uns ein Rundbild von malerischem, harmonischem Gesamtcharakter, in dem meilenweit die dunklen Kiefernwälder sich dehnen, liebliche Seen, von saftigen Wiesen umsäumt, aufblitzen, oder der mit langsam gleitenden Segeln belebte Fluss seine geschlungenen Pfade zieht, und die sinkende Sonne seine Fluthen in flüssiges Gold wandelt.

Angesichts eines solchen Landschaftsbildes versinken nicht minder wie im Gebirge die Sorgen und Mühen, die im gewohnten Niveau des Lebens auf uns einstürmen; es ist, um mit Rousseau zu reden, als wenn sie nicht mehr bis zu uns heranreichten, als ob die Seele, je mehr mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von der sich stets gleichbleibenden Reinheit derselben annimmt. Auch die Heftigkeit der Begierden nimmt ab, sie verlieren den scharfen Stachel und lassen im Herzen nur eine leichte, angenehme Erregung zurück. Soweit Rousseau, wobei er freilich die Alpen im Sinne hat; aber, wer mit

^{*)} Des Touristenklub f. d. Mark Brandenburg.

offenen, empfänglichen Sinnen die Natur zu betrachten vermag, wird dieser erhebenden Wirkung auch auf unseren märkischen Höhen inne werden. Und der Trieb sich zuweilen hinauszuhoben aus dem gewohnten Niveau des täglichen Lebens, die Brust in reinerer Luft zu baden, und das Auge über weite, friedliche Gefilde streifen zu lassen, ist ja eigentlich in unserem Kulturleben, in unseren Existenzbedingungen begründet; denn schön ist Gottes weite Welt.

Bericht über die Feier des zweiten Stiftungsfestes der Brandenburgia

am 31. März 1894 im Hôtel zu den „vier Jahreszeiten“, Prinz Albrechtstr. 9.

Die Feier begann mit einem von Dr. Adolf Reich verfassten Bewillkommungsgruss, welcher von dem I. Schriftführer, Ferdinand Meyer, vorgetragen wurde; worauf der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, den Kaiser-Trinkspruch mit folgenden Worten einleitete:

Hochansehnliche Versammlung!

Um die heutige Mitternachtstunde läuft das Geschäftsjahr der Gesellschaft für die Heimatkunde der Provinz Brandenburg ab, und unsere „Brandenburgia“ kann damit auf eine volle zweijährige Thätigkeit zurückblicken.

Das Arbeitsfeld ist durch die Beschlüsse der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, welche auf den deutschen Geographentagen zusammentritt, wie für alle deutschen Landesteile so auch für unsere Provinz Brandenburg und Berlin abgegrenzt und, wie Sie alle wissen, ein ausserordentlich reichhaltiges. Es umfast alle Wissenszweige, welche dazu dienen, die gegenwärtigen und die vergangenen Verhältnisse unserer Heimat aufzuklären und gemeinfasslich zum Ausdruck zu bringen, sowohl die Ergebnisse der Naturkunde, wie die Hinterlassenschaft, welche die Hand und der Geist des Menschen zu Stande gebracht hat.

Übt einerseits dies gewaltige Gebiet wegen seiner grossen Mannigfaltigkeit eine besondere Anziehungskraft nach dem Erfahrungssatze aus, dass, wer Vieles bietet, Jedem Etwas bietet, so ist es andererseits klar, dass wir in der kurzen Spanne von zwei Gesellschaftsjahren, Vieles, was uns zu erforschen obliegt, noch kaum haben anstreifen können. Dennoch werden unsere Versammlungen, unsere Sitzungen, unsere Monatsberichte und unser Archiv erweisen, dass wir rüstig und nicht ganz ohne Erfolg an die Arbeit gegangen sind.

Die Letztere in ihrem vollen Umfang zu würdigen, liegt mir an dem heutigen, der Geselligkeit gewidmeten Abend nicht ob. Anschliessen möchte ich aber doch wenigstens an ein Thema, nämlich an den grösseren Vortrag, welchen uns in der Sitzung vom 21. d. M. eins unserer Mitglieder über das erste Auftreten und die Urheimat unseres Volks gehalten hat.

In lichtvoller und überzeugender Darstellung hat uns der Vortragende nachgewiesen, wie die ursprüngliche Heimat der Deutschen nur das verhältnissmässig kleine Gebiet zwischen Elbe und Oder sei, und wir können als Berliner und Brandenburger in der That stolz darauf sein, dass die Gelände der Havel und Spree es sind, an denen die ältesten und angesehensten deutschen Gaugenossen, die Semnonen, gewohnt haben. Ein Geschick ohne Gleichen in der Weltgeschichte hat über diesem Stamm-land Germaniens, unserer engsten Heimat, gewaltet. In der Völkerwanderungszeit vom 5. Jahrhundert ab, ist es von seiner Urbevölkerung aufgegeben worden. Sieben Jahrhunderte hat hier ein Volk fremd an Sprache und Sitte gehaust, und genau eben so lange ist es her, dass die deutsche Zunge wieder hier die herrschende geworden ist.

Das ist zunächst das Werk der Markgrafen aus dem askanischen Hause, und mit Recht ist unsere Hauptstadt im Begriff, den zwei bedeutendsten unter diesen Herrschern, Albrecht dem Bären und Walde-
mar, an der ältesten Stätte Berlins, dem Treffpunkt der Fischerbrücke mit dem Mühlendamm Standbilder zu errichten, welche die Meisterhand von zweien unserer Mitglieder, Johannes Boese und Max Unger, in Erz schaffen wird.

Nach einem für unsere Heimat traurigen Interregnum der Markgrafen aus dem bayrischen und luxemburgischen Hause, haben die Hohenzollern die deutsche Mission wieder aufgenommen; zielbewusst bereits der erste Hohenzoller Kurfürst Friedrich I., dem die Dankbarkeit der Brandenburger jetzt ein Denkmal auf der Höhe vor unserem Nachbarstädtchen Friesack hoffentlich noch in diesem Jahre einweihen wird.

So ist Dank der Fürsorge unseres Herrscherhauses aus dem kleinen, Jahrhunderte hindurch preisgegebenen Lande zwischen Elbe und Oder, aus unserer Heimath, wiederum ein Deutschland erwachsen, nicht mehr ein blosser Schall und wie zuletzt das Heilige Römische Reich deutscher Nation ein Spott der Nachbarn, sondern geeint und kraftvoll, durchaus friedsam, aber auch gewillt, fremde Ungebühr jeder Zeit mit Nachdruck zurückzuweisen.

Wie es der Ahnherr Kaiser Wilhelm I. mit Gottes Fügung geschaffen unser neues Deutschland, so will es der Enkel, Kaiser Wilhelm II., der sich mit Stolz einen Markgrafen von Brandenburg nennt, weiter erhalten, weiter fördern.

Ihm sei das erste Glas dargebracht. S. Maj., unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr, Er lebe hoch, abermals hoch und immerdar hoch!

Nachdem die lebhaften Hochs verhallt waren, und die erste Strophe der Nationalhymne gesungen worden war, stimmte die Versammlung Liebenow's „Kaiserlied“ an, das schon unser erstes Stiftungsfest verherrlicht hatte. Demnach toastete der II. Beisitzer, Schulrat Professor Dr. Euler auf die Ausschussmitglieder und Ausschussmitglied Geheimer

Rechnungsrat, Professor Liebenow auf die Vorstandsmitglieder, während Gesellschaftsmitglied, Buchhändler M. J. Müller auf das weitere Wachsen und Gedeihen der Gesellschaft seinen Trinkspruch ausklingen liess. Hierbei flocht er einen kurzen Überblick über die Thätigkeit der Gesellschaft in dem verflossenen Jahre ein und knüpfte daran die Hoffnung auf eine noch fruchtbarere gedeihliche Arbeit in der Zukunft.

Darnach wurde das von Dr. A. Reich gewidmete „Vereinslied“ gesungen.

Wer ist die Jungfrau, hochgeehrt,
Wie's keine and're giebt?
So hold verklärt, so heiss begehrt,
So inniglich geliebt?
Wer ist sie, die in uns'rem Kreis
Steht jedem Herzen nah'?
Auf die der Jüngling, wie der Greis,
Stets voll Begeist'rung sah?
:: Du Forscherbund, o freue dich, ::
Sie, der du dienest ritterlich,
Ihr Name, ihr Name ist
„Brandenburgia!“ ::

Im Eichenkranze prangt die Fee,
Mit Wangen, rosig zart;
In jedem klaren Waldessee
Ihr Blick sich offenbart.
Im Aehrenfeld, auf Berg und Flur,
Steht sie beschirmend da;
Die tiefen Schätze der Natur
Rückt sie dem Fleisse nah'.
:: Du Holdeste, so hehr und stark,
Voll Lebensblut und Lebensmark,
Dein Name, dein Name ist
„Brandenburgia!“ ::

Doch anders war's von Anbeginn:
Dein winzig Dasein wand
Verwelkend sich und sterbend hin
Durch dürrn Wüstensand.
Dem Dornenröslein glichst du da,
Tief im Gestrüpp' versteckt,
Bis dich zu Glück und Gloria
Ein Zoller hat erweckt!
:: D'rum weih'st alltäglich du auf's Neu'
Dem Zollernstamme Dank und Treu',
Dem hohen, dem hohen,
dem Hohenzollernstamm! ::

Der Heldenstamm, mit tap'rer Hand
Schuf er dir Licht und Raum;
Der Nebel riss, der Gifthauch schwand,
Es sprossste Halm und Baum.
Von gläub'gem Fürstensinn vollbracht,
Das Wunder auch geschah,
Dass klar dein Aug in finst'rer Nacht
Den Stern des Glaubens sah.
:: Und darum wird auch, fort und fort,
Als frommen Sinnes starker Hort,
Gepriesen der Herrscher von
Brandenburgia! ::

Im Frieden schützt uns sein Arm,
Wie auch im Schlachtengraus;
D'rum hängen wir so treu und warm
An uns'rem Herrscherhaus.
Wir fühlen, dass wir stärker sind
Als And're, fern und nah';
Und freu'n uns, dass wir Märker sind,
Dein Mark, Borussia!
:: Hoch tönt, was märk'scher Geist
sich schuf,
Als Friedensruf und Schlachtenruf:
„Allweg' hie, allweg' hie,
guet Brandenburgia!“ ::

Und wir, nachdem uns fest verbrieft
Ist, Brandenburg, dein Ruhm,
Sind voller Musse ganz vertieft
Jetzt in dein Altertum.
Heiss in uns die Begierde brennt,
Zu lesen hier und da
Auf Urn', und Stein und Pergament,
Der Heimat Chronica.
:: In un'rem forschenden Verein
Ist jedes Glied bestrebt, zu sein
Ein Schliemann, ein Schliemann
der „Brandenburgia!“ ::

Aus Waffe, Schmuck und Trümmerhauf,
 Aus Sagen, fast verhallt,
 Taucht klar vor uns'rem Blicke aut
 Der Wahrheit Lichtgestalt!
 Der Faden, den die Forschung spinnt,
 Er führt ganz sicher ja
 Uns durch das dunk'le Labyrinth
 Der Ur-Historia.
 ∴ D'rum gilt der Trinkspruch, wohl gemeint,
 Dem Forschergeist, der uns vereint:
 Hoch lebe, hoch lebe die „Brandenburgia!“ ∴

Der nächste Trinkspruch des Geheimen Rat Liebenow und dessen „Festlied“ galt den anwesenden Damen:

Wir sind zum schönen Fest
 Heut' verbunden;
 Nützen beim frohen Mahl
 Die flücht'gen Stunden.
 ∴ Doch unser Gruss und Dank,
 Beim hellen Gläserklañg,
 Gilt unser'n Damen,
 Die mit uns kamen. ∴

Sie sind der feste Pol,
 Zu dem wir schauen,
 Und unser Friedenshort,
 Dem wir vertrauen.
 ∴ Was ist uns Zeit und Raum,
 Füllt unsern Lebenstraum
 „Frau'nlieb und Leben“! —
 Kann's Schön'res geben? ∴

Droben am Himmelsdom
 Glänzen auch Sterne,
 Aber sie schweigen stets,
 Bleiben uns ferne.
 ∴ Die hier in nächster Näh',
 „Am grünen Strand der Spree“,
 Sprechen und scherzen,
 Zünden die Herzen. ∴

Wie auch die Zeiten flieh'n,
 „Spinnen und weben“,
 Wir wünschen Glück und Heil
 Allen für's Leben!
 ∴ Und so stösst Mann für Mann
 Mit der Hold-Nächsten an;
 Mit Herzerheben
 Spricht er: „Sie leben!“ ∴
 (Chor: „Sie leben hoch!“)

Frau Tilly Fickert wusste auch diesmal wie am ersten Feste durch den Vortrag ihrer stimmungsvollen Lieder die Hörer zu immer neuem Beifall hinzureissen. Es folgte noch mancher Trinkspruch, nachdem auch der „Märkischen Frauen und Jungfrauen“ in dem Reich'schen Festgesange gedacht war. So feierte Fräulein Freytag das Berliner Bürgertum und Dr. Carl Bolle die Stadt Berlin durch folgendes Gedicht:

Lasst Rom die Wölfin — Uns das Bild des Bären,
 Das sich als Hort und Schutzgeist hold erwiesen
 Seit unter Fichten, an des Spreestroms Wiesen,
 Der Deutsche wohnt' und sich begann zu mehren.

Viel Zeit verrann und lang' wohl sollt' es währen
 Bis was er baute wuchs zum Städteriesen;
 Bis, wenn vom Rathausturm Trompeten bliesen,
 Kein Ton mehr hindrang zu der Feldflur Ähren!

Wir liebten dich, Berlin, im Werktagskleide
 Eh' man dich nannte mit so stolzen Namen,
 Bevor du wardst Europa's Augenweide.

Jetzt prangst ein Baum du voller goldner Früchte,
 Entsprössen, eichenstark, aus Senfkornsamen.
 Wer weiss wie gross in künft'ger Weltgeschichte!?

Bei geselliger Unterhaltung und den Freuden des Tanzes fand die schöne Festfeier ihren harmonischen Abschluss in der vierten Morgenstunde, in der noch ein Glückwunschtelegramm an den Altreichskanzler gerichtet wurde.

Fragekasten.

Berliner Wesen und Witz haben auch im modernen Berlin stets die eifrigste Pflege gefunden, wie aus verschiedentlichen litterarischen Werken sowie Sammlungen Berliner Anekdoten, Redensarten, Sprüchen etc. hervorgeht. Und doch mag gerade noch in mündlicher Überlieferung manch' guter Witz, manch' treffendes Wort, manch' kernige ironische Bemerkung im Gange sein, ohne dass dieselben in die Öffentlichkeit gedrungen. Paul Lindenberg will in seinem gegenwärtig im Erscheinen begriffenen illustrierten Werke: „Berlin in Wort und Bild“ gerade dem obigen Kapitel vom Berliner Wesen und Witz einen breiten Raum gewähren und würde für jede noch so geringe schriftliche Bereicherung des Themas herzlich dankbar sein. Event. Mitteilungen sind unter der Adresse des Verfassers an die Verlagsbuchhandlung von Ferd. Dümmler, Berlin S.W., Zimmerstr. 94, welche auch unentgeltlich Prospekte des genannten Buches verschickt, zu senden.

510 25 V/1894

Bericht über die 2. (1. Arbeits-) Sitzung des III. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. April 1894 abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaal des Berlinischen Rathauses.

1. Nach einer Begrüssung der Mitglieder seitens des 2. Vorsitzenden E. Friedel erfolgte der Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des II. Vereinsjahres 1893/94.

2. Bericht des I. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Unsere Gesellschaft trat mit 163 Mitgliedern — 10 Damen und 153 Herren — in das zweite Jahr ihres Bestehens ein; sie überschreitet die Schwelle des dritten Vereinsjahres mit 172 Mitgliedern — 10 Damen und 162 Herren — hat mithin um 19 der letzteren zugenommen. Ent-rissen wurde uns durch den Tod Fr. Elisabeth Meyer, Mitglied seit Dezember 1892.

B. Sitzungen.

Es fanden 16 Versammlungen — gegen deren 15 im Vorjahre — statt. Und zwar 4 Arbeits- und 5 öffentliche Sitzungen (4 im „Ständehause“, 4 im Bürgersaale des Rathauses), sowie 7 ausserordentliche Versammlungen:

- am 22. März 1893 Feier des I. Stiftungsfestes im „Norddeutschen Hof“;
- „ 21. Juni „ Wanderfahrt nach Friedrichshagen,
- „ 23. August „ in Rixdorf,
- „ 3. Septmb. „ Wanderfahrt nach Fürstenwalde und den „Markgrafensteinen“,
- „ 5. Oktober 1893 in der Königl. Porzellan-Manufaktur,
- „ 27. November „ in der Bolle'schen Meierei (Moabit),
- „ 26. Februar 1894 in den Berliner Elektrizitätswerken, Mauerstr. 80.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 36, gegen 29 im I. Vereinsjahre.

Es sprachen die Herren: Stadtrat Friedel 6 mal; Ferd. Meyer 5 mal; Kustos Buchholz 4 mal; Frä. Elisabeth Lemke und die Herren Pütz, W. von Schulenburg und Dr. Zache je 2 mal; und je einmal die Herren Dr. C. Bolle, H. Maurer, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Pniower und Direktor Rudholzner; von Nichtmitgliedern: die Herren Dr. Breitenbach, Direktor Datterer, Dr. Giese, Ingenieur Guhl, Techniker Marquardt, Dr. Pukell, Ingenieur Rühling und Divisions-Pfarrer Schild.

D. Vereinsschriften.

Als Organ der Gesellschaft erschien das Monatsblatt „Brandenburgia“ in 12 Heften, zum Teil mit Abbildungen, unter der Redaktion des Herrn Dr. Zache. Druck und Verlag von P. Stankiewicz.

E. Schriftenaustausch.

Die Anzahl der Gesellschaften und Vereine hat, gegen 22 des Vorjahres, um 14 zugenommen, beträgt also gegenwärtig 36 derselben.

Ferdinand Meyer.

3. Bericht des Bibliothekars.

Im Laufe des Vereinsjahres 1893/94 hat sich die Büchersammlung um 44 Nummern vermehrt, so dass am Jahresschluss 202 Nummern mit etwa 300 Bänden vorhanden sind.

Die Bilder- und Karten-Sammlung ist von 74 auf 98 um 24 Nummern gestiegen, darunter das grosse Kartenwerk von Liebenow mit 144 Blatt.

In Schriften-Austausch steht die Gesellschaft mit 36 Vereinen bzw. Verwaltungen, die in dem Spezial-Verzeichniss der Eingänge für die Bibliothek (S. 52) genannt sind.

Die Aufbewahrung und Verwaltung der Bibliothek geschieht im Märkischen Provinzial-Museum. Seit der Verhinderung bzw. Amtsniederlegung des bisherigen Bibliothekars, Herrn Lieutenant Schmidt-Neuhaus, der unter recht schwierigen räumlichen Verhältnissen dennoch sich bereit- und opferwillig der ersten Ordnung und Katalogisierung der Bibliothek unterzogen hat, ist das unterzeichnete Ausschuss-Mitglied eingetreten, um dem neugewählten Bibliothekar, Herrn Dr. Bahrfeldt, nunmehr Alles im fortgeführten Zustande zu übergeben.

I. V.: Buchholz.

4. Bericht des Schatzmeisters.

Cassen-Status pro 1893-1894 für die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1893/94.

Einnahmen.

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestände de 1892/93		532,55
Titel II. Mitgliederbeiträge		
pro II Semester 92/93 3/6 Mk.	18,—	
pro I Semester 93/94 152/6 M.	912,—	
pro II Semester 93/94 159/6 Mk.	954,—	
		1884,—
Titel III. Aussergewöhnliche.		
a. Zuschuss der Br. Landes-Casse	500,—	
b. „ des Magistrats	500,—	
c. Verkaufs von Abonnements und Heften	28,—	
		1028,—
Summe der Einnahmen		3444,55

Ausgaben.

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
Monatshefte 1—12 etc.		1597,96
Titel III. Porti und Depeschen.		
Portiauslagen		60,21
Titel IV. Bureau- und Schreibmaterial.		
Karten, Couverts, Papier etc.		47,25
Titel V. Remuneration für gel. Arbeit.		
Copialien etc.		100,—
Titel VI. Bibliothek.		
Kleine Auslagen		1,80
Titel VII. Sonstige Ausgaben.		
Beiträge		10,—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
Wanderfahrten etc.		27,10
Titel IX. Reservefonds.		
Mk. 1000. — Berl. 3% Stadt.-Anl.		1001,55
Summe der Ausgaben		2845,87
Summe der Einnahmen	3444,55	
Summe der Ausgaben	2845,87	
Rest pro 1894/95		598,68

Berlin, den 18. April 1894.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach erfolgter Prüfung habe ich die Ausgaben und Einnahmen unter Zugrundelegung der Beläge, sowie auch den Bestand von 2167,92 Mk. richtig befunden.

Berlin, den 13. März 1894.

W. Liebenow,
stellvertr. Obmann des Ausschusses.

Bei der heutigen Schlussprüfung habe ich den Bestand in baar von 598,66 Mk. und in Effecten von 1001,55 Mk. nach Vergleich mit den Belägen für richtig befunden.

Berlin, den 18. April 1894.

W. Liebenow,
stellvertr. Obmann des Ausschusses.

Haushalt-Etat pro 1894/95 für die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zur Berlin.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

1. April 1894/95.

Einnahmen.		Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.			
Baarbestand de 1893/94			598,68
Titel II. Mitgliederbeiträge.			
pro I Semester zahlten 150 Mitglieder à 6 Mk.	900,—		
pro II Semester zahlten 150 Mitglieder à 6 Mk.	900,—		
			1800,—
Titel III. Aussergewöhnliches.			
a. Zuschuss des Magistrats Berlin	500,—		
b. Ueberschuss von Wanderversammlungen	1,32		
			501,32
			<hr/>
	Summe der Einnahmen		2900,—
Ausgaben.		Mk.	Mk.
Titel I. Local.			
Vacat			—
Titel II. Drucksachen.			
a. Monatshefte No. 1—12	1500,—		
b. Einladungen etc.	100,—		
			1600,—
Titel III. Porti und Depeschen.			
Porti und Depeschen			70,—
Titel IV. Bureau- und Schreibmaterialen.			
Couverts, Papier etc.			60,—
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.			
Copialien etc.			120,—
Titel VI. Bibliothek.			
Anschaffung von Büchern etc.			50,—
Titel VII. Sonstige Ausgaben.			
Div. Anschaffungen			50,—

	Mk.	Mk.
	Transport:	2250,—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversammlungen etc.		50,—
Titel IX. Reservefond.		
a. Capitalien-Bestand	500,—	
b. Bestand, Vortrag in Baar	400,—	
		900,—
Summa der Ausgaben		2900,—

5. Der Vorsitzende E. Friedel legte den X. Jahresbericht des Touristen-Clubs für die Mark Brandenburg vor. Aus dem X. Jahresbericht (für 1893) geht hervor, dass der Club bereits über 100 Mitglieder zählt und durch seine rastlosen Wanderungen in erfreulicher Weise immer mehr das Interesse für die landschaftlichen Reize unserer Gegend zu erwecken versteht. In seinen „Mitteilungen“ berichtet der Club in ansprechender Weise über seine Ausflüge. Unsere Gesellschaft als Pflegerin der Heimatkunde nimmt gern Anteil an dem Gedeihen dieser gemeinnützigen sportlichen Vereinigung.

6. Der Vorsitzende legte ferner vor eine „Geschichte des Kinderhospiz der franz.-reformirten Gemeinde (Hospice pour les enfants de l'Eglise de Refuge) in Berlin, Friedrichstrasse 129. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens dieser Anstalt im Auftrag der Generaldirektion des Hospiz von Professor Dr. Muret. Berlin 1894 und rühmte die gründliche und geschickte Anordnung des mit vielen guten Abbildungen ausgestatteten Werks.

7. Desgleichen ein baugeschichtliches Werk: Die Parochialkirche in Berlin 1694–1894. Eine bau- und kunsthistorische Studie auf Grund archivalischer Quellen von D. Joseph, Baumeister. Mit 11 Holzschnitten Berlin 1894. Die sehr gründliche aktenmässige Darstellung wirft u. A. interessante Streiflichter auf die Thätigkeit von Berlins grössten Baukünstlern am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts Nering und Andreas Schlüter. Vom Standpunkt der modernen Mythenbildung und des Folklore ist es merkwürdig, dass sich an das künstliche Werk des im Volksmunde „Singuhr“ genannten Glockenspiels die Sage anknüpft, welche W. Schwartz in „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ 2. Auflage Berlin 1887 S. 3 flg. erzählt. In ihrem Turm hat die Kirche ein schönes Glockenspiel, und oben am Turme sind an den vier Ecken Löwen angebracht. Die sollen früher alle Stunden zu dem Glockenspiel gebrüllt haben. Der Magistrat von Berlin hätte nun nicht gewollt, dass es noch ein zweites solches Kunstwerk in der Welt gäbe und habe deshalb dem Meister, der es angefertigt, die Augen ausstechen lassen, damit er kein anderes mehr her-

zustellen vermöge. Der Meister aber habe gebeten, ihn nur noch einmal zur Singuhr zu führen und, wie er oben gewesen, habe er an einer Schraube gedreht, und seitdem brüllten die Leuen nicht mehr.

Hieran ist kein wahres Wort. Der lutherische Magistrat hatte gar nichts mit der kalvinistischen Kirche zu thun, er hat sie weder gebaut, noch ist er je ihr Patron gewesen. Die steinernen Löwen haben nie gebrüllt, sie sind lediglich Bildhauerschmuck, ohne jede Verbindung mit dem Glockenspiel. Dies hat einmal wegen Ausbesserungsbedürftigkeit und Mangels an Geld längere Zeit schweigen müssen. Auf diesem Vorkommnis scheint die ganze Mäe aufgebaut zu sein, die übrigens aus viel älterer Zeit und bei mehreren öffentlichen Kunstwerken Deutschlands in verschiedenen Ausgestaltungen vorkommt.

8. Vorsitzender E. Friedel legt hierauf einen merkwürdigen Fund aus einem hiesigen Grundstein vor. Bei dem Abbruche des ehemaligen Mehlmagazins am Königsgraben seitens der beauftragten Unternehmer Gebrüder Schilling wurde am 1. d. M. in einem Mauerpfeiler der mittleren Längswand der Grundstein zu dem genannten Gebäude gefunden. In dem Pfeiler war ein in zwei gleich starke Platten geteilter Sandsteinblock eingefügt. In der Mitte der untersten dieser Platten befand sich ein cylinderischer circa zehn Centimeter tiefer Hohlraum, welcher mit einer in den letzteren eingelassenen und mit eisernen Klammern befestigten Sandsteinplatte verschlossen und worüber dann die zweite Hälfte des Blockes gelegt war.

Der Block ist bei den Abbruchsarbeiten zertrümmert und zeigte auch keine besonderen, äusserlich sichtbaren Merkmale, welche ihn als Grundstein erkenntlich gemacht hätten.

Die bereits erwähnte Höhlung war bei deren Oeffnung mit Wasser gefüllt; ob letzteres schon länger darin gewesen, oder sich erst während des Abbruchs darin angesammelt, liess sich seitens der überwachenden fünften Stadtbau-Inspektion nicht feststellen. In der Höhlung lagen zwei Gegenstände, ein Zweidrittel-Thalerstück, Vorderseite: Der König im Brustharnisch mit der Legende Frid. Wilh. D. G. Rex Boruss. El. Brand, Rückseite: das königliche Wappen 1723. 2/3. Ferner die wohl-erhaltene eigentliche Grundsteinplatte, aus Blei, kreisrund mit circa acht Zoll Durchmesser, grau angestrichen mit folgender schwarzen Inschrift:

S. D. G.
Fridericus Wilhelmus
Primus
Rex Borussiae Magnus
Pius Felix Fortis
Hoc Frumentarium Novum
Exstruere Jussit

(Übersetzung:
Gott allein die Ehre!
Friedrich Wilhelm
der Erste
Preussens grosser König,
fromm, glücklich, tapfer,
befahl dies neue Mehlmagazin
zu errichten,

Cuius Primum Lapidem Posuere
 Johannes de Forcade, Residentiae
 Regiae Commendator, Et
 Reinholdus Christianus a Derschau
 Legionis Glasenappianae —
 Supremus Locum Tenens
 Anno: 1723.

dessen Ersten Stein legten
 Jean de Forcade, der Königlichen
 Residenz Kommandant, und
 Reinhold Christian von Derschau
 des Glasenappschen Regiments
 Obrist-Lieutenant.
 Im Jahre: 1723.)

Der Fund ist dem Märkischen Museum übergeben und Kat. B. VI. Nr. 11230 eingetragen. Der Vortragende rühmt die gute Erhaltung des Fundstücks und beklagt, dass man hierorts bei dergleichen Grundsteinverlegungen, wie neuerliche Ausgrabungen (z. B. im ehemaligen Münzgebäude am Werderschen Markt und im ehemaligen Friedrich Wilhelms Gymnasium Koch- und Friedrich-Strassen Ecke) zeigen, mitunter so unsorgfältig verfahren wäre, dass die im Grundstein eingeschlossenen Gegenstände durch Nässe verdorben worden seien.

9. Ausschussmitglied Buchholz bespricht Vorlagen aus dem Märk. Prov. Museum.

a. Ein Spiel Karten aus der letzten kurfürstlichen Zeit Friedrichs III., das nach dem Scepterzeichen auf der buchdeckelähnlichen Hülle vermutlich dem kurfürstlichen Hause selbst angehört hat. Es sind 36 Blätter in derselben Gliederung, wie die jetzt noch üblichen deutschen Karten. Sie sind hergestellt durch Ausschneiden von weissem Papier und Ausfüllen der Ausschnitte mit farbiger, zum Teil auch gold- und silbergestickter Seide, wobei dann der Tuschpinsel ein Übriges gethan hat. Bei Anfertigung der Bilder haben dem Künstler offenbar Mitglieder einzelner europäischer Höfe vorgeschwebt, wie es überhaupt im ganzen 17. Jahrhundert üblich war, auf diese Weise die europäischen Mächte beim Kartenspiel gegeneinander operieren zu lassen. So scheint die Herz-Gruppe (König, Dame, Bube) den Kurfürst Friedrich III., bezw. seine Gemahlin und den Kurprinzen in römischer Tracht darzustellen; in ähnlicher Weise die Kreuz-Gruppe den russischen Hof, die Pique-Gruppe den polnischen und die Schellen-Gruppe einen anderen, vielleicht den ungarischen Hof, vorstellen zu sollen, und das Kartenspiel selbst hat deshalb in jenen Zeiten zugleich auch den Reiz der politischen Spielerei gehabt.

Bezüglich der Geschichte des Kartenspiels will ich nur bemerken, dass es bereits im 13. Jahrhundert als eine besondere Belustigung erwähnt wird, dass es im 15. Jahrhundert in Deutschland schon sehr allgemein war, und die damit verbundenen Ausschreitungen ihren Höhepunkt in der Landsknechtsperiode des 16. und 17. Jahrhunderts erreichten, so dass schon damals ebenso wie heute gegen das Laster des Kartenspiels geeifert wurde. Die Herstellung der Spielkarten wurde in solchem Masse getrieben, dass schon während des 15. Jahrhunderts in

einigen Städten Deutschlands ordentliche Innungen der Kartenmaler bestanden. Eine umfassende Zusammenstellung der Entwicklung des Kartenspiels hat der verstorbene Geheime Hofrat Dr. Graesse zu Dresden in der Zeitschrift für Museologie, Jahrgang 1878, gegeben.

b. Durch Zufall ist das Märk. Museum in den Besitz eines Skizzenbuchs aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts gelangt, das nach den auf den einzelnen Blättern befindlichen Daten einem Berliner Künstler, und zwar, wie die Skizzen selbst erweisen, einem hervorragenden angehört haben muss. Ja, nach der technischen Manier, nach der Wahl der Motive und vor allem nach der genialen künstlerischen Ausführung möchte man die Vermutung wagen, dass die Skizzen von der Hand unseres grossen Meisters Gottfried Schadow herrühren, wenn nicht die biographischen Notizen (vergl. Friedländer, Gottfr. Schadow, 1864, S. 21) dieser Vermutung entgegen ständen, insofern Schadow im September und Oktober 1791 in Stockholm und Petersburg war, einige der Skizzen aber, die aus derselben Zeit datiert sind, in der Mark gemacht waren.

Fast jedes Blatt ist mit einem Datum versehen, und zwar die meisten aus den Jahren 1791 und 1792, die letzten beiden von 1802. Berliner Aufnahmen sind ohne Ortsangabe, bei den nichtberlinischen ist der Ort jedesmal beigeschrieben und so kommt vor: Potsdam 1791, Pankow 1802, Tassdorf 1794, Frankfurt 1794. Eine Notiz auf dem letzten Blatt bezieht sich auf eine Reise von Frankfurt a./O. über Fürstenwalde und die Rahnsdorfsche Mühle nach Berlin, und da eine Frankfurter Skizze vom 10. 8. 1794, eine Rahnsdorfer Skizze vom 15./8. 1794, eine Tassdorfer Skizze vom 8./8. 1794 datiert, so ergibt sich daraus, dass der Künstler am 8. und 9. August von Berlin nach Frankfurt a. O. am 14. und 15. August zurück nach Berlin gefahren ist. Während die hauptsächlich vorkommenden figürlichen und Portrait-Skizzen die Meisterhand verraten, sind die 3 Landschaftsbilder nur sehr leicht und unkünstlerisch hingeworfen, was vielleicht dadurch erklärlich ist, dass der Künstler nur wenige Minuten Ruhepause dazu übrig hatte. Die Beobachtung von Personen bei ihrer Arbeit, bei ihrer Ruhe oder beim Spiel herrscht vor. Von besonderem Interesse für die Gegenwart ist die datierte Fixierung der Trachten und einzelner Stücke derselben; wir werden mitunter in die Lage kommen, bei Bestimmung anderer Trachtenbilder oder auch einzelner Bekleidungsstücke diese Skizzen zu Rate zu ziehen. — (Die künstlerisch vollendete Ausführung der meisten Zeichnungen fand die Anerkennung der Anwesenden.)

10. Aus Anlass von Mitteilungen, die das Märkische Museum seinem Pfleger, dem Mühlenbesitzer und Lieutenant der Reserve, Herrn Scherz in Lychen verdankt, habe ich am 12. März die Stadt Lychen besucht und einige kulturgeschichtlich auffällige Stellen näher durchforscht.

Die Gegend von Lychen hat schon mancherlei Überreste aus den verschiedenen Perioden der vorgeschichtlichen Zeit geliefert, von denen ich als die wichtigsten ein in die Hände des Herrn Geh. Rat Professor Dr. Virchow gelangtes Bronzeschwert und ein im Märkischen Museum befindliches sehr eigentümliches Thongefäss in Form eines vierfüssigen Tieres, mit einer vom Rücken aus aufsteigenden schornsteinförmigen Oeffnung, nenne. Einige, durch die Lage in den Seen recht gesicherte Inseln, bezw. Halbinseln sind durch dort gefundene Überreste als Wohnstätten der germanischen und der wendischen Zeit unzweideutig erkannt.

Die eigentliche Veranlassung zu meiner Reise gaben grössere dort vorgekommene

Frühmittelalterliche Funde.

Als vor einigen Jahren ein neues Mühlengebäude am sogenannten Verbindungsgraben zwischen dem Ober- und dem Nedder-Pfuhl, zwei von den 5 Seen, welche die Stadt fast vollständig einschliessen, so dass sie als eine Insel erscheint, errichtet und dabei der Boden tief ausgeschachtet, auch der Graben selbst gereinigt wurde, kamen zahlreiche Waffenstücke, namentlich Speerspitzen, Schwertfragmente, Dolchmesser etc. aus dem Grunde zum Vorschein, von denen ein grosser Teil, darunter nicht weniger als 20 Dolchmesser, durch die Güte des Herrn Scherz in das Märkische Museum gelangte.



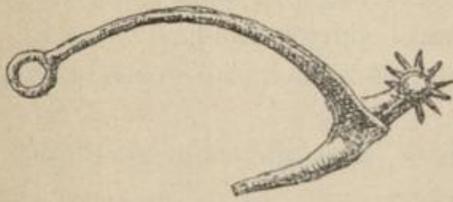
Diese Waffenstücke, von denen ich eine Auslese hier vorlege, haben die im 12., und 13. Jahrhundert allgemein gebräuchlich gewesenen Formen; ja die Dolchmesser gleichen sogar genau denjenigen, welche wir in grösserer Zahl im altberlinischen Boden, z. B. am Mühlendamm, Stralauer Strasse und beim Börsenbau gefunden haben, und welche

in dem 1890 herausgegebenen „Verzeichniss der im Märk. Prov. Museum befindlichen Berlinischen Altertümer“ auf Seite 82 und 83, mit der Nummer 28, 1930, 2692, 1939 und 1940 abgebildet und ebenfalls als frühmittelalterlich bezeichnet sind.

Ausser den zahlreichen Hieb- und Stich-Waffen, die bei dem Mühlendamm in Lychen aus dem modrigen Grunde zum Vorschein kamen, fand man auch Stücke, die auf eine Beteiligung von Reitern an dem hier unzweifelhaft stattgehabten Kampf schliessen lassen. Eine grössere Zahl von Hufeisen jener kleinen, für die letzte wendische Zeit charakteristischen Form, gehört hierzu, ferner grosse Massen von Pferde-Skelett-Teilen und endlich ein eiserner Sporn mit leichten stabförmigen Bügeln, kurzem Dorn

und kleinem 12zähniem Rad, eine Form, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert, bei der ersten Einführung des Rades am Sporn in Gebrauch kam. (Bis zu der genannten Zeit hatten die Sporen immer nur einen spitzen Dorn, ohne Rad.)

Von weiteren Funden an dieser Stelle sind als Stücke zu erwähnen, die vielleicht von den Kämpfenden verloren wurden: Ein eiserner Stech-



schlüssel von 11 cm Länge, an einer Schnur zu tragen und ein Stück Bronze-gussplatte, die auf beiden Seiten sehr verschiedene, negativ ausgearbeitete künstlerische Motive zeigt. Aus den hier mit-

vorgelegten Abgüssen von beiden Flächen ist ersichtlich, dass es sich um allerlei Zierformen handelt, die in der Bau- oder Präge- oder Stempelschneide - Kunst jener Zeit vorkommen: Löwe, 2 Vögel (wahrscheinlich Papageien), Sterne, Rosetten, Blätter u. dergl. Möglich, dass es Übungsversuche zur Erlernung dieser Kunst sind.

Wenn die Fundgegenstände darüber keinen Zweifel lassen, dass an der Fundstelle gegen Ende des 12. Jahrhunderts oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich ein kriegerischer Vorgang abgespielt hatte, so ist es von Interesse, aus den vorhandenen geschichtlichen Nachrichten zu ermitteln, welcher Kampf hier stattgefunden hat.

In Betracht kommen dabei drei Kriege, an denen immer brandenburgische Markgrafen beteiligt sind:

1. Um das Jahr 1180 bekriegt Herzog Heinrich zu Sachsen, unterstützt von Markgraf Otto I. von Brandenburg, die damals noch heidnischen Wenden Vorpommerns und die Rügianer, welchen die Herzöge von Pommern Beistand leisten. Der Herzog und der Markgraf belagern Demmin, das 11 Meilen nördlich von Lychen liegt. Sie heben aber die Belagerung auf und marschieren in ihre Länder zurück, weil sie dort von neuen Feinden bedroht werden.

2. Im Jahre 1195 führt Markgraf Otto II. einen Krieg gegen die vereinigten Dänen, Rügianer und Obotriten. Der Kriegsschauplatz ist das „Stargarder Land“ (etwa Mecklenburg Strelitz und die nordwestliche Spitze der Uckermark, einschliesslich der Gegend von Lychen). Otto II. erfocht einen entscheidenden Sieg, die Lage des Schlachtfeldes ist leider nicht genau angegeben.

3. Ein dritter Krieg der brandenburgischen Markgrafen, Otto III. und Johann, gegen Herzog Barnim von Pommern, wütet im Jahre 1245 in dieser Gegend. Er endet mit der Abtretung der Lande Stargard und der Uckermark an Brandenburg.

In jedem dieser 3 Kriege kann auf unserer Fundstelle, die damals nur eine durch ihre Lage gleich einer Insel wohl gesicherte Ansiedelung war, ein Kampf stattgefunden haben. Wenn aber die Markgrafen bald

nach der Eroberung, im Jahre 1248, dieser Ansiedelung das Stadtrecht gaben, so liegt die Annahme nahe, dass sie im eben geführten Kriege die feste Lage des Orts erkannt hatten und eine von Mauern umgebene Stadt an dieser Stelle für eine sichere Stütze gegen neue Feindseligkeiten der Pommern halten konnten. Deshalb kann es als wahrscheinlich gelten, dass in dem letztgedachten Kriege diese Ansiedelung zuerst längere Zeit hindurch gegen die Markgrafen verteidigt wurde, bis die Überwältigung stattfand, wobei die Waffenstücke in den Sumpf gerieten.

Bei dieser Überwältigung muss dann zugleich eine Niederbrennung der Ortschaft stattgefunden haben, welcher eine vergrößerte Neuanlage der zur Stadt erhobenen Ortschaft folgte. Hierfür spricht ein Befund, den ich im März näher feststellte.

An der nordwestlichen Seite der Stadt, zwischen der Stadtmauer und dem nahe anstossenden „Nesselpfuhl-See“, wahrscheinlich noch über einem Teil des ehemaligen Stadtgrabens oder über der denselben Zweck vertretenden früheren Bucht des Sees, der bis an die Stadtmauer grenzte, liegt eine Landscholle von ungefähr 100 m Länge und 30—50 m Breite, bei deren Beackerung der Besitzer sich schon immer über die vielen zum Vorschein kommenden Topf-Scherben gewundert hat, bis Herr Scherz auf die Sache aufmerksam wurde und das Märk. Museum benachrichtigte. Diese Landscholle besteht durchweg bis zu einer Tiefe von 1 bis 1,5 m, aus aufgefahretem Boden und zwar aus Brandschutt: Durch Feuer mehr oder weniger erhärtete Lehmputzen, verkohltes Holz, Asche, Knochenabfälle, humose Massen, mitunter auch einige Lagen reinerer Erde und überall Scherben von Thongefässen, von den letzteren so viel, dass man leicht mehrere Fuhren davon sammeln könnte. Sie liegen dabei nicht etwa auf einem oder mehreren Haufen zusammen, wie das in der Nähe ehemaliger Töpfereien oft der Fall ist, sondern immer einzeln und durchsetzen das ganze Erdreich, so dass sie beim Angraben, wie auf der Oberfläche, überall zum Vorschein kommen.

Nun giebt die Töpferwaare älterer Zeiten stets einen sehr sicheren Anhalt zur chronologischen Bestimmung. Man kann schon aus den Topfscherben selbst unterscheiden, ob sie noch der germanischen Zeit oder der im 5. Jahrhundert beginnenden wendischen Zeit angehören. In beiden Perioden wurde der Thon nicht bloss nicht geschlemmt, sondern sogar noch mit durch Hitze mürbe gemachten und dann zerkleinerten Granitstückchen vermengt, vermutlich, um das Zerbersten beim Trocknen zu verhindern. Aber während in germanischer Zeit ein gewisser Formengeschmack vorherrschte, die Gefässe meistens eine Politur erhielten, die Verzierungen nicht lediglich eingeritzt, sondern die Linien sorgfältig ausgeglättet wurden, auch der Brand nur ein sehr schwacher war, zeichnen sich die wendischen Gefässe durch Mangel an Formenschönheit, ober-

flächliche oder gar keine Glättung, etwas stärkeren Brand, schärfer profilierten Rand und namentlich durch rohe, flüchtig durch blosses Einritzen hergestellte Verzierungen aus, bei denen wellenförmig gezogene oder schräg sich kreuzende 4—6fache Parallel-Linien oder Tupfen vorherrschen. Als im 12. Jahrhundert die christlichen Bekehrer hier festen Fuss fassten, scheinen sie nicht allein religiöse, vielmehr auch kulturelle Missionäre gewesen zu sein, wie das schon auf sehr vielfachen Gebieten festgestellt ist. Ich erinnere dabei nur an den Gebrauch des Kalkmörtels, der bis dahin der hiesigen Bevölkerung unbekannt war, so dass steinerne Bauwerke in der ganzen wendischen und vorwendischen Zeit hier nicht errichtet werden konnten, und wenn es geschah, so war Lehm das Bindemittel, das aber im Lauf der Zeit durch Regen bald weggespült wurde. Vielleicht verdanken die Bekehrer ihre damaligen Erfolge auch wohl mehr der Einführung derartiger technischer Verbesserungen, als der von ihnen gepredigten neuen Glaubenslehre.

So werden sie auch das Volk gelehrt haben den Thon zu schlemmen, beim Formen in zweckmässigerer Weise die Töpferscheibe anzuwenden, das Trocknen des geformten Thons so zu leiten, dass er nicht berstet und endlich bessere Brennöfen herzustellen, in welchen die Gefässe eine Härte bis nahe zum Schmelz erhielten, so dass sie beim Anschlagen einen hellen Klang geben. Der neuen Scheibe entsprechend veränderte sich auch die Form der Töpfe. Der Boden wurde häufig abgerundet, die Ornamentlinien bildeten sich in ausgedrehte horizontale Riefen um, und die scharfkantigen Profile des Randes wurden abgerundet. Diese Töpferwaare, welche in der Regel eine dunkelblaugraue Farbe hat, blieb etwa 2 Jahrhunderte durch, im 12. u. 13., im allgemeinen Gebrauch, und Scherben dieser Art sind es, welche die ganze aufgeschüttete Landscholle an der Stadtmauer von Lychen durchsetzen. Da sie überhaupt einen Teil des aufgefahrenen Brandschutts bilden, so ist das Alter des letzteren mitbestimmt, und aus dem Befunde ergibt sich, im Anschluss an die Funde am Verbindungsgraben die folgende Erklärung:

Die wendische Ansiedlung auf der Stelle von Lychen reichte vordem nach Norden hin nur bis an den Verbindungsgraben. Im Jahre 1245 wurde sie durch den Brandenburgischen Markgrafen von der damals einzigen Zugangsstelle über den Verbindungsgraben her nach hartem Kampfe erobert und durch Brand zerstört. Als der Ort nach dem Friedensschluss an Brandenburg kam, schickten die Markgrafen deutsche Kolonisten dorthin, die regelmässige Strassen mit Markt, Kirche, Stadtmauer etc. anlegten, auch eine Vergrösserung nach Norden hin, über den Verbindungsgraben weg, vornahmen. Der Brandschutt, soweit er den neuen Strassenanlagen im Wege war, wurde dabei beseitigt und auf die Stelle gefahren, wo wir ihn jetzt gefunden haben. Dem so angelegten neuen festen Platz gaben die Markgrafen im Jahre 1248 das Stadtrecht.

Dass unter den Scherben auch noch vereinzelte charakteristisch wendische Stücke, auch Netzsenker und andere Sachen vorkommen, ist nach dem Gesagten erklärlich.

Die Stadt Lychen bietet, wie Sie aus den hier vorgelegten Photographien ersehen, auch noch mancherlei baugeschichtliches Interesse. Von der um die Zeit der Erbauung der Stadt zuerst errichteten Kirche sind in dem später vergrösserten und restaurierten jetzigen Bau noch Umfassungswände und vermutlich Grabgewölbe vorhanden. Der noch bestehende Stargarder Thor-Turm nebst den angrenzenden Stadtmauerresten, von denen einige Teile zur Zeit in Gefahr des Umfallens stehen, weil der Untergrund gewichen ist, legen Zeugnis ab von der einstigen Festigkeit dieses brandenburgischen Grenzplatzes. Dabei geben die die Stadt einschliessenden Seen und die umgebenden kräftig bewaldeten Höhen der Gegend auch einen eigenartigen landschaftlichen Reiz, so dass ich der Gesellschaft gelegentlich einen Ausflug dorthin empfehlen möchte, bei welchem zugleich das nahe frühere Kloster Himmelpfort mitbesucht werden könnte.

11. Hierauf hielt der I. Beisitzer Dr. Carl Bolle den angekündigten Vortrag, der mit grossem Beifall aufgenommen wurde; der Vortrag folgt weiter unten.

12. Der erste Schriftführer Ferdinand Meyer besprach alsdann eine Anzahl der von dem Vereinsmitgliede Rentier Burkhardt ausgelegten kolorierten Kupferstiche in Stammbuchformat, deren Titelblatt die Widmung trägt: „Erinnerungen, der Freundschaft und den glücklichen Stunden der Vergangenheit geweiht.“ Es bilden diese Vorlagen (34 an der Zahl) indess nur den Bruchteil eines Werkes, das, wie aus der Numerierung hervorgeht, mindestens 124 Blätter umfasste. Verleger war der Kunsthändler L. W. Wittich, Oberwallstrasse, Ecke der Jägerstrasse No. 33 (damals No. 12), woselbst jetzt das Parfümerie-Geschäft von Treu & Nuglisch etabliert ist.

Wittich gehörte seit dem Jahre 1815, neben Lüderitz (Königstrasse 37), Schiovanelli (U. d. Linden 33) und Schropp (Königstrasse 64) zu den namhaftesten der damaligen zwölf „Kunsthändler mit Gemälden und Kupferstichen“. Er war zugleich Zeichner, Kupferstecher und akademischer Künstler, kann also auch der Stecher jener „Erinnerungsblätter“ gewesen sein.

Im Jahre 1815 finden wir die graphische Kunst durch nicht weniger als 45 Stecher vertreten; unter ihnen noch Daniel Berger, Heinrich Meil (ein Schüler Chodowiecki's), Henne, Jügel, die beiden Calau, Meno und Peter Haas (den vier letzteren verdanken wir insbesondere wertvolle Berliner Ansichten) ferner Bollinger, F. Bolt und Professor Buchhorn.

Was nun jene „Erinnerungsblätter“ betrifft, so gemahnen dieselben mit ihren sentimentalischen Darstellungen an eine voraufgegangene Blütezeit der Schäferspiele und Freundschaftstempel. Und weil sie das Gemütsleben, wenigstens der noch „weichgestimmten Seelen“ aus der Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen wiederzuspiegeln scheinen, sind sie für uns immerhin von Interesse.

13. Am Schluss der Sitzung verkündete der Vorsitzende das Resultat der Wahl des Ausschusses. Es sind die zehn bisherigen Mitglieder wiedergewählt: Geh. Seehandlungsrat Dr. Schubart, Geh. Rat Professor Liebenow, Rentier Alfieri, Geh. Baurat Bluth, Custos Buchholz, Privatdozent Dr. Galland, Landesbaurat Langen, Major z. D. von Maltiz, Oberlehrer Dr. Matzdorff und Director Dr. Reinhardt. Dazu treten neu hinzu: ordentlicher Lehrer W. Hartwig und Prof. Dr. Arthur Krause.

Nach der Beendigung der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Der Storch in der Mark.*)

Von

Carl Bolle.

Hic veniat natalis avis prolemque ministret.
(Tibull.)

Die Jahreszeit ist da, in der mit dem sprossenden Grün erster Frühlingstage der Storch wieder bei uns eintrifft; und von ihm sollen unsere heutigen Betrachtungen handeln.

Niemand wird abstreiten, dass er ein stattlicher Vogel, von Alt und Jung gekannt und geliebt, sei. Er ist aber, wie Moll, jener verständnisvolle Rosselenker, der einen unserer grössten Heimatkundigen einmal den Rauenschen Bergen zufuhr, es tiefsinnig ausgesprochen hat, auch ein höchst anspruchsloser Vogel, darum weil er, dem die ganze Welt offen steht, es dennoch nicht verschmäht immer wieder ins Beeskow-Storkowsche zu kommen.

Das wollen gerade wir, denen die Liebe zum märkischen Sand an's Herz gewachsen ist, ihm doppelt hoch anrechnen. Giebt es nicht auch unter uns Solche, denen die weite Welt offen gestanden hätte, die aber trotzdem von der lieben, wenn auch in manchen Stücken anfechtbaren Heimat sich nicht auf immer trennen mochten!

*) Vortrag vor der Versammlung am 25. April gehalten unter dem Titel: „Ein menschenfreundlicher Vogel.“

Der Storch ist, wenn nicht von Urbeginn, so doch vom ersten Aufdämmern der Kultur an unserem Volke, und nicht dem allein, ein heiliger Vogel gewesen; dazu ein von jeher befreundeter, das Bild des Vaterlandes im sommerlichen Schmuck, unter Szenen von Glück und Frieden, ihm vergegenwärtigender. Während anderes grosses Federwild die Menschennähe flieht, vom Jäger oder Naturforscher aufgesucht sein will, tritt des Storches hellfarbige, weithin sichtbare Erscheinung in den Vordergrund der Anschauung für Jeden, der nur einfach die Augen dem Landschaftsbilde öffnet; so im Fluge, im Schreiten über Wiesenplan und Ackerscholle, wie im Ausruhn auf dem Dache. Eine Geschmeidigkeit des Naturells, wie sie wenigem anderen Geflügel, unter den Grösseren keinem innewohnt, verleiht seinen Seelenkräften etwas von dem, was wir ein Äquivalent menschlicher Bildungsfähigkeit nennen mögen. Er vermag ursprünglich ihm fremdartigen Zuständen sich anzubequemen, ja sogar unter ihrem Einfluss an Zahl zu wachsen. Er versucht es unter Verhältnissen auszuharren, welche Ursache des Verschwindens anderer, wohl noch sensitiver als er veranlagter Vogelgeschlechter waren. Um seine trauliche Nachbarschaft darf Süddeutschland, ¹⁰sonst um soviel reicher mit Naturgaben ausgestattet, den Norden des Reiches beneiden. Dort hat ihn fast allein der obere Lauf des Rheins in Menge aufzuweisen. Man wird sich erinnern, wie Störche noch bei der letzten Belagerung Strassburgs mit als Opfer der Beschiessung genannt wurden. Selbst Thüringen — wie denn Gebirgsland den Storch überall abzustossen scheint — darf sich kaum in Wahrheit seines Besitzes rühmen. Erst in der baltischen Tiefebene tritt er, ganz so wie im tieferen Süden, wo Kleinasien und Spanien ihm besonders lieb sind, als regelmässiger Sommergast auf, ohne die nordwärts sie bespülende Ostsee anders als vereinzelt zu überschreiten. Unsere Mark ist so glücklich, ihn im reichem Maasse zu haben, wo immer sie es verstanden hat, ein so kostbares organisches Gut zu hüten. Nicht auf seine Naturgeschichte im Allgemeinen, nur auf einige Charakterzüge, die ihm hier abgelauscht werden konnten, will ich Ihre Aufmerksamkeit heut hinlenken. In seiner Eigenschaft als märkischer Vogeltypus, erbitte ich für den Storch Ihr geneigtes Ohr.

In ganz früher Zeit mag der Storch durch Vertilgung wimmelnder Reptilienbrut, namentlich der Schlangen, ein Culturfaktor bei uns gewesen sein. Dies war unstreitig ein Hauptgrund seiner Befreundung mit dem Menschen, welcher indess wohl angeborene psychische Disposition entgegenkommen musste, ein Zug, durch den er sich von seinem, der Wildniss nie entfremdeten bronzefarbigem Vetter, dem viel selteneren schwarzen Storch, wesentlich unterscheidet. Die Anfänge dieser Dinge hüllen sich jedoch in tiefes Dunkel. Es ist zu bedauern, dass man sie längst, dass man sie allzusehr vergessen hat. Seine günstige Stellung zur

Menschheit, in der Tradition unserer Bevölkerung, verdankt der grosse Stelzvogel gewiss hauptsächlich seiner Zutraulichkeit dem Herrn der Schöpfung gegenüber, in zweiter Linie seiner steten Gegenwart auf der Feldflur nicht minder auch seiner den Lenz ankündigenden Rückkehr aus dem Unbekannten. Wenn auch Afrika jetzt öfter als sonst genannt wird, bleibt die Frage nach dem woher und wohin des Storches dem Landmann doch immer ein dunkler Punkt, hinsichtlich welches ihm Erläuterungen niemals recht genügen wollen. Vor Allem beruht indess die Popularität des Vogels auf seinem Horsten auf Dächern. Etwas wie Kameradschaft zwischen Mensch und Tier muss dabei im Spiel sein.

Sieht den Storch schon der Hirt gern, den doch die Sorge für sein auf der Trift grasendes Vieh vorzugsweise in Anspruch nimmt, um wieviel mehr noch der mühsameren Beschäftigung obliegende Ackersmann. Der Pflüger schaut sich um in der stillen Einsamkeit brauner Ackerwüste; er befragt unwillkürlich die ihn umgebende Natur. Verwandter Pulsschlag des Lebendigen tritt warm und tröstlich an ihn heran. Nicht jeder zwar erblickt bei der einförmigen Mühe des Furchenziehens gleich jenem alten Etrusker, den Gott Tages in Gestalt eines sinnenden Knaben aus rollender Scholle aufsteigend, nicht Jedem, um an einen näher liegenden Zug der Sage anzuknüpfen, bringen wohlthätige Zwerge ein Töpfchen Buttermilch zur Erquickung oder frisch gebackenen Kuchen, der ohne dass ein Messer ihn anschneide, verspeist werden soll. Wohl kommen dem Bauer oder Knecht der Gedanken mancherlei; aber auch die Gefährten seiner Arbeit sind da, zu zerstreuen und ein wenig zu vergnügen. Freudig sieht solche der Ackersmann sich regen. Um ihn her tanzt das Häschen, das er, nicht jagdberechtigt, mit so viel Schmeichelnamen zu nennen weiss, huscht das Wiesel, ihm dämonischer geblieben, schreiten ernsthaft die Krähe, zierlicher Staar und Bachstelze, den hurtigen Steinschmätzer nicht zu vergessen. Vom Kiebitzpfuhl kommt auch wohl mit klingendem Lockruf der gehäubte Warner herüber und es schaut vom Erdhügel ein Bussard nach Beute aus, es wirbelt von Lerchen in hoher Luft, allein unter allen Erscheinungen des Tierlebens rings umher bleibt immer am wirkungsvollsten die des langsam und gravitatisch einherwandelnden, das von der Pflugschaar aufgestörte Getier auflesenden Langbeins. Der liebste Gefährte ist er geworden bei dem sauren Tagewerk unter freiem Himmel.

Nicht Alle wohl haben sie ein Auge für solche Regungen der Natur, aber wortlos, fast stumpf erscheinend, öffnet der einfachere Mensch doch, öfter als man glaubt, seine Seele pantheistischen Einflüsterungen. Geschieht dies noch jetzt, um wie viel lauter muss es in der Vorzeit zu damals empfänglicheren Gemütern gesprochen haben.

Zwar hat unser Bauer den Storch nicht vermöge so vielfacher Redewendungen in seinen Sprachschatz aufgenommen, wie den Hasen,

dafür aber hat er ihn in sein Herz geschlossen und tiefsinnige Ahnungen an ihn geknüpft. Findet er ja doch, heimkehrend am Abend um den Rauch eigener Hütte zu schauen, den Beleber der Gemarkung auf demselben Dache wieder, unter welchem sich für ihn Freude und Leid des häuslichen Daseins abspinnen. Was Wunder wenn da ein starkes schwer zerreißbares Band zwischen Beiden sich geknüpft hat.

Wie lange es so gewesen, ist nicht leicht zu sagen. Viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, sicherlich. Aber die Zeiten ändern sich. Nicht der Mensch allein, auch das Tier des Feldes, der Vogel der hohen Luftregion, unterliegen wechselndem Geschehniß. Auch auf unseren Storch, sonst den privilegierten Klassen beigezählt, beginnt in der Gegenwart der Druck des Daseins schwerer zu lasten. Welch Paradies muss einst, muss teilweise noch vor wenigen Jahrzehnten, die Mark Brandenburg für ihn gewesen sein. Luch und wilder Wiesewachs die Fülle und dazu unbegrenzte Gastfreundschaft des Menschen, der in ihm mehr noch als einen Freund, vielmehr den gottgesandten Glücksvogel, den vor Blitzstrahl und Feuer behütenden Schutzgeist seines Hauses zu sehen gewohnt war.

Gewiss hat der Storch nie mit dem Gefühl von Noah's Taube das Erdreich trockner werden sehen. Nicht ihm zu Liebe wurden Sümpfe entwässert, Ströme eingedämmt und nasse Äcker drainirt. Schlangen, sein Lieblingwild, sonst in geradezu erstaunlicher Menge unsere wassergetränkten Fluren bevölkernd, sind kaum irgendwo noch in erklecklicher Zahl aufzutreiben; ebensowenig Eidechsen oder Blindschleichen. Darf es da Wunder nehmen, wenn Not den Bedrängten zwingt, dem Jäger hie und da in's Handwerk zu pfuschen, indem er an Häschen und jungen Rebhühnern sich vergreifend, seinen Hunger zu stillen sucht? Verfeindung und Ächtung, eine sichere Folge hiervon, fangen schon an, seine Reihen stark zu lichten. Bereits hat er etwas eingebüßt von jener Furchtlosigkeit, welche das Bewusstsein seiner Unverletzbarkeit dem Menschen gegenüber ihm eingeflösst hatte. Aber nicht den Waidmann allein wird er fortan zu scheuen haben, auch um die Intimität mit seinem alten Freunde, dem Bauer, droht ihm eine nahe Zukunft zu bringen. Das was man Aufklärung nennt, schwächt nicht allein das Naturgefühl des schlichten Mannes, nein, es löst oft vollständig jene Bande, welche bisher dessen Psyche mit dem grossen All ausserhalb seiner Persönlichkeit verknüpften. Hat es nicht ausserdem noch die stark prosaisch ausgeprägte Tendenz den Menschen überhaupt mehr omnivor zu machen? Vermöge derselben werden von altersher überlieferte Speisegesetze machtlos. Schon dürfte man auf dem Weg sein, ohne Rücksicht auf frühere Vorurtheile des Magens, selbst für Storchfleisch eine schmackhafte Sauce zu erfinden.

Wehe dem Storch, sobald der Tag anbricht, wo ästhetisches

Gefühl allein sein Schutz sein soll. Bei den Gebildeten Eigenutz, beim Volke stumpfe Gleichgültigkeit gegen äussere Eindrücke, bei Allen Abwendung von der Teilnahme an natürlichen Dingen, wirken ihm entgegen. Günstigen Falls wird ein für ihn übrig gebliebener schwacher Rest von Sympathie in den Köpfen der Landbewohner völlige Ausrottung verhindern, nicht aber einer bedeutenden Verminderung vorbeugen können.

Leider, es muss ausgesprochen sein: inmitten der Verödung unseres Landes an lebendiger Naturwüchsigkeit, steht auch der Storch bereits im Zeichen des Niederganges.

Längst schon hat der Lärm ihn aus den grösseren Städten vertrieben; bald wird auch das platte Land leerer von ihm werden, ja es ist das manchenorts schon geworden, obwohl hochcivilisirte Länder von älterer Gesittung als das unsere, Holland in erster Linie, sich ihn zahlreich zu erhalten gewusst haben.

In einem Dorfe unfern Berlins, und wohl hier nicht allein, macht sich neuerdings die Ansicht geltend, der Storch trage seinen Jungen so viele Nattern, Mäuse, Maulwürfe und anderes Ungeziefer zu, dass er mit solchen, zufällig ihm entschlüpfenden kleinen Bestien ganze Gehöfte zu verpesten im Stande sei. Derartiges, wurde mir berichtet, sei vor nicht langer Zeit erst dem Priesterhofs daselbst zugestossen. Es habe demgemäss mit vorsätzlicher Zerstörung sämtlicher Nester im Dorfe geendet. So wird, im Gegensatz zu den sonst vorwaltenden Traditionen wohlwollender Liebe für unseren Vogel, die Gegenwart desselben auf einem Hause bereits als ein mehr als zweifelhafter Vorzug angesehen. Solche Meinung mag an einem Ort etwas für sich haben, der nicht fern von, leider, zu vipern- oder, den Dialekt zu reden, adderreichen Waldwiesen liegt.

Beweist sie aber nicht zugleich, wie sehr sich unser Landmann bereits von jenen, allerdings abergläubischen Vorstellungen frei zu machen beginnt, welche früher mehr wie einer Tierart, mehr wie einem Baum oder grösserem Feldstein den Nimbus der Unantastbarkeit liehen und so die Integrität der Natur mitten im Menschengewimmel wenigstens in etwas wahrten. Mit Gellert müssen wir Lebewohl sagen „dem frommen Irrtum, der erhält“ und unser Haupt beugen vor „kalter Wahrheit die zerstöret.“

Ich für mein Teil, möchte Schonung und Erhaltung unseres märkischen Ibis so warm als ich es vermag, befürworten und bitte Sie Alle in diesem Hörerkreise in gleichem Sinne, wo die Gelegenheit sich darbietet, eingreifen zu wollen.

Kann es denn eine reizvollere Zierde für die Dorfidylle geben, als das klappernde, rotschnablige Storchpaar mit seinen ihre Flugkraft prüfenden Jungen auf der Firste des grünbemoosten Strohdachs, ja jenes mehr und mehr verdrängten Strohdachs, das Poeten und Sommergäste

so sehr lieben, Landräte und Amtsvorsteher aber so sehr hassen? Kann eine passendere Staffage für die ernstere historische Scenerie unserer mittelalterlichen Backsteinarchitektur gedacht werden, als das hochgetürmte, mitunter jahrhundertalte Storchnest auf wettergebräunter Zinne? So verschmelzen in unserer Vorstellung die Bilder harmlosen Naturlebens und uralter Vätersitte mit der Bedeutsamkeit geschichtlicher Erinnerungen.

Wie schön zeigt sich uns der Bau des stolzen und starken Vogels thronend auf der Baute des Menschen; ersterer selbst wieder als Fundament dienend für die, seinem Reisig eingefügten schwächeren Gemeinwesen der Sperlinge oder Schwalben; das Ganze gleichsam eine aufwärts sich verjüngende Pyramide von Familienglück, sämtliche Bestandteile zusammenstimmend in der Idee der zu schaffenden, zu befestigenden, zu verschönernden Heimstätte.

Mit diesem Gefühl begrüßen wir, abgesehen von der Unmittelbarkeit des malerischen Effekts, jedwedes Storchnest, sei es auf bescheidenem Dache, sei es auf den steingefugten Zeugen unserer Vergangenheit. Wir thun es, mögen wir nun durch den gothischen Thorbogen von Gransee schreiten, der vermauert gewesen war, weil einst der falsche Waldemar seinen später vervehmten Einzug durch ihn gehalten haben sollte oder zu den Warttürmen Bernau's emporschauen, auf deren Spitze Storchnester gleichsam balancirend schweben und wohl schon gestanden haben, als man den Hussitensturm siegreich zurückschlug. Wo anderwärts nicht vielfach in gleicher Weise?

Sind ein paar verschluckte Häschen es wohl wert, ihrethalben den Anblick einer so stimmungsvollen, zum Heimatbilde nun einmal unbedingt gehörenden Vogelgestalt für immer missen zu sollen? Eine warnende Sage will wissen, England sei der Störche verlustig gegangen, weil sie daselbst einstmals üble Behandlung erfuhren.

Wie voller Störche und Storchnester muss Altberlin zur Zeit, wo es für die Bewunderer der Jetztzeit nichts besseres als das grosse Dorf war, gewesen sein! Waren Rohrdächer drin vielleicht auch schon zur Seltenheit geworden, dieser Vogel nahm mit Ziegeldächern in wenig belebten Strassen vorlieb. In der doch vornehmen Wilhelmstrasse soll es noch im Beginn unseres Säculums Storchnester gegeben haben. Die Gartenstadt, als welche sich Berlin damals darstellte, litt gern ein solches *rus in urbe* und erfreute sich sogar daran. Als mutmasslich letztes intramurales Storchnest in unserer Mitte sei ein solches, das ich gern der Vergessenheit entreisse, im Garten des Hauses Bellealliance - Platz No. 8 erwähnt. Dasselbe stand nicht auf einem Dache, sondern auf einem Baum, woselbst es bis zum Jahr 1867 gedauert hat. Beim Bau eines Treibhauses dicht daneben, legten die Maurer eine Leiter an und machten sich mit den Nestjungen zu schaffen. Tags darauf wurden diese unten tot gefunden. Die Alten verliessen die Stätte, aber in den

zwei folgenden Frühlings erschienen sie wieder und kreisten lange über ihrem ehemaligen Heim, ohne sich jedoch in demselben wieder häuslich niederzulassen. Bald darauf verschwand auch das Nest. Gewährsmann für diesen Fall ist mein jetzt verstorbener Freund und Schulkamerad Günther, dessen Garten in der Lindenstrasse hinten an den des genannten Hauses am Belleallianceplatz stiess, und der die eben erwähnten Thatsachen in Person beobachten konnte.

Erwähnt seien ferner ganz beiläufig jene Störche, die vor etwa 25 Jahren auf den Gebäuden des Vorstädtischen Theaters vor dem Rosenthaler Thór nistend, durch Vermittlung eines Rauchfangs statt der weissen eine aschgraue Färbung angenommen hatten und demgemäss von einigen Bewohnern der Stadt der Intelligenz für eine besondere Spezies angesehen worden sind. Ähnliche Einräucherungen sollen in gewissen Städten Schleswigs nichts Seltenes sein. In unserer nördlichen Vorstadt, dem sogenannten Voigtland, mag ein oder das andere Storchnest sogar den Beginn der siebziger Jahre erlebt haben. Von alledem natürlich längst keine Spur mehr.

Selbst als Berlin schon fast alle seine Storchnester eingebüsst hatte, standen auf den umliegenden Dörfern deren noch so viele, dass niemand daran gedacht haben würde, sie zu zählen und zu registrieren. Heutzutage wo die Statistik, diese grosse Topfkiekerin, ihr Auge auf Alles wirft, wäre dies weit leichter. Sogar das hoch und trocken gelegene Schöneberg, allerdings der Nachbarschaft einiger Fenne nicht entbehrend, hatte davon eine gewisse Zahl. In den nahen Dörfern längs der Frankfurter Chaussee habe ich als Knabe manchmal zwei Nester des freundlichen Gastes auf einer Scheune stehen sehen. Im Havelland gruppirteten sich ihrer vielleicht noch mehr auf demselben Dache. Von einstmaliger ausserordentlicher Häufigkeit des Storches im Oderbruch erzählt der Chronist Bekmann: in Dorf Letschin trage jedes Haus drei bis vier Storchnester.

Im Allgemeinen hat der Storch bei uns, solange ich denken kann, immer Dächern den Vorzug vor Bäumen gegeben. Um für ihn bewohnbar zu werden, dürfen letztere keine unversehrten Kronen haben, vielmehr abgestorbene oder gestutzte Wipfel darbieten.

So waren in Charlottenburg, wo ich drei Jahre meiner Kindheit, vom siebenten bis zum zehnten verlebt habe, früher allein Dachnester. Später kamen zu demselben Behuf zwei oder drei Linden der Berliner Strasse an die Reihe, die zuletzt, nach Ablauf längerer Frist, zu einer einzigen derartigen Niststätte auf einem Baumgipfel, Nordseite der Strasse, zusammengeschrumpft waren. Noch ein anderes Baumstorchnest befand sich auf einer absterbenden, oben gekreppten hohen Pyramidenpappel vor dem Eingang des Schlossgartens. Letztere war künstlich zum Empfang eines solchen hergerichtet worden und hatte dessenungeachtet längere Zeit leer gestanden. Baum wie Nest sind nun verschwunden.

Für Gemüther, die an lieblicher Kleinmalerei der Natur Gefallen finden, möchte ich von einem Storchnest erzählen, das auf einem Stallgebäude zu Hennigsdorf stand und durch seltene vegetative Dekorirung einen ungewöhnlich reizenden Anblick darbot. Ein mächtiger Epheu war an der Giebelwand emporgeklommen und hatte den Lorbeerglanz seiner Belaubung oben um die Niststätte, diese ganz umspinnend, ausgebreitet. Der Bau ist jetzt abgerissen, mit ihm auch das Nest fort. Nur in meiner Erinnerung lebt die wahrhaft köstliche Erscheinung, in dieser aber unvergesslich, weiter.

Welches waren die Wohnstätten des Storchs vor dem Einzuge des Menschen in das ungeheure Waldland Mitteleuropa's? Man könnte annehmen, er sei Jenem aus milderem Klima nordwärts gefolgt; allein dies würde die Lösung des fraglichen Punktes nur um ein oder zwei Jahrtausende zurück verschieben. Glücklicher Weise sind wir im Stande die Sache genügend aufzuklären. Der Storch, der auch so etwas wie eine Geschichte hat, ist zweifelsohne ursprünglich ein Waldbewohner gewesen.

Ein Faktum von äusserst lebhaftem Interesse, welches ausserdem darthut wie hochwichtig Aufzeichnungen von verschwindenden Dingen der Natur sein können, wird hier an der Stelle sein. Es betrifft das Brüten von Störchen in grossen, den Reiherständen ähnlichen Waldkolonien in den Forsten der Spreewaldregion. Auch *Ciconia alba* erscheint demgemäss als ein zu Anbeginn dem Walde angehöriger Sumpfvogel, wie *Ciconia nigra* nie aufgehört hat, ein solcher zu sein.

Man verdankt die Feststellung dieser wie ein ferner Abglanz der Urzeit erscheinenden Thatsache dem Lehrer Herrn J. Stengel, welchem dafür nicht genug Erkenntlichkeit dargebracht werden kann. Erhalten wir ja doch durch ihn — und zwar gerade noch in elfter Stunde — einen ungeahnten Einblick in die primitiven Sitten des Storchs, eine Zeit zurückrufend wo noch keine Annäherung desselben an den Menschen stattgefunden.

„Vor etwa dreissig Jahren*) befanden sich bei Wendisch-Buchholz (Försterei Damm im Unterspreewald wo jetzt Gurkenland ist) — Hört es, ihr Manen Hansmanns: Gurkenland! — „mehrere Storchkolonien.“ Es standen 3—5 Nester auf einer Eiche und auf einer Horst 40—50 Nester. Man schoss die Störche um ihr Fett als Stiefelschmiere zu benutzen. Das waren noch die Vernünftigsten, die derartige Gemetzel nur zur Gewinnung der Federn anstellten, wenn die Versuchung (*cherchez la femme*) etwa in Gestalt von Frau oder Schwiegermutter an sie herantrat. Ganze Kahnladungen, bis 35 Stück wohl meist junger, eben erst flügge gewordener Störche enthaltend, sind so in die Forsthäuser

*) Dies dürfte in den vierziger Jahren gewesen sein.

gefahren worden. Wenn einer der Vögel aus der Mitte herausgeschossen war, rückten die Übrigen sogleich in Reihe und Glied zusammen; fort aber flog Keiner. Sie hätten sich bis auf den letzten Mann vertilgen lassen.“ Soweit Stengel.

Du armer Langbein! Das also war der Lohn für deine traditionelle Theilnahme an der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, dass du mit dem eigenen Flaum die Kissen für Ehebetten und Kinderwiegen füllen helfen musstest! — Kein Wunder, wenn solch unwaidsmännischer Schinderei gegenüber die Kolonien sich auflösten und wenn die Störche traurig und verzweifelnd, wie in Frankreich Michelet's weltmüde Reiher, ihre Spreewaldasyle mit der immer noch gastfreundlicheren Prosa von auf Dungstätten und Kegelbahnen hinabschauenden Dächern vertauschten.

Und so haben Menschen gegen die Natur gesündigt! Aber macht man es zur Stunde noch aus Fischgeiz den Reiherständen gegenüber etwa anders?

„Bis vor einigen 20 Jahren, berichtet unser trefflich beobachtender Gewährsmann, Herr Stengel, weiter, versammelten sich die Zugstörche im Herbst häufig in der K. Zooslaer Forst und hielten in Schaaren von 80—100 Köpfen Nachtruhe auf den hohen Kiefern. Man sah, dass jeder Schaar auch einige schwarze Störche beigemischt waren.“

Unsere Berliner Störche, d. h. diejenigen der hauptstädtischen Bannmeile und Umgegend liebten als Rendez-vous vor dem Wegzuge vorzugsweis den Wiesenplan nah der faulen Spree zwischen Charlottenburg und Spandau. Hier hielten sie mit ziemlicher Pünktlichkeit das Datum des Stralower Fischzugs, den 24. August, inne, oft kaum weniger zahlreich als jene von Herrn Stengel Beobachteten des Ländchens Zossen. Ob noch jetzt, wo die Wiesenflächen zwischen dem Getöse zweier Bockbrauereien und dem Qualm einer Stearin-Lichtzieherei eingezwängt liegen, vermag ich nicht zu sagen.

Nur einmal bin ich selbst so glücklich gewesen, den Nestbau eines weissen Storchs, seiner Ursitte ähnlich, im Walde gesehen zu haben und zwar geschah dies 1876, ebenfalls im unteren Spreewald, wo ich einen solchen auf einer alten, stark wipfeldürren Eiche, beim Forsthaus Pfuhl, unweit Schlepzig, antraf. Dass unser Vogel wenig später als um die Wende des vorigen Jahrhunderts in ähnlicher Weise die Sumpfwaldungen des Oderthals bewohnte, geht aus einer künstlerischen Darstellung in jener Gegend hervor. Zu Kunersdorf nämlich weist die Grabstätte des Grafen Itzenplitz reliefartig Eiche, Storch und Reiher noch als allegorische Sinnbilder des alten Oderbruchs vor dessen Entsumpfung auf.

Es zeigt also der Storch, unter dem fortschreitenden Einfluss der Kultur, gewissermassen ein Abbild dessen, was wir Menschen Historie nennen, wenn auch ungeschrieben und im Dämmerlicht der Jahrhunderte nur schwach umrissen wahrnehmbar. Die aphoristischen Notizen, welche

ich vortrug, geben vermöge einzelner in ihnen erwähnten Züge Veranlassung, verschiedene Phasen im Dasein des Storchs bei uns zu erkennen. Eine Urzeit, hie und da spät erst ausklingend, zeigt ihn als Waldbewohner kolonienweis auf absterbenden, vom Blitz getroffenen, vom Sturm verstümmelten Eichen oder Buchen horstend. Der Mensch erscheint in dem sumpfigen Flachlande; allein lange, lange Zeit hindurch sind seine niederen Hütten ausser Stande, den mächtigen Vogel seinen Waldrevieren abspenstig zu machen. Überall, wo er in Deutschland lebt, ist er dem Menschen noch so wenig vertraut, dass im 7. Jahrhundert auf Befehl des Papstes Zacharias der heilige Bonifaz sich veranlasst sieht, den neubekehrten Germanen bei kirchlichen Strafen den Genuss des Storchwildprets zu verbieten. Die primitive Holzarchitektur des Wendenvolkes, noch heut in den Blockhäusern des Spreewalds erkennbar, hat wahrscheinlich der Giebelkrönung durch das Storchnest entbehrt. Erst mit der späteren deutschen Kolonisation mag eine zweite Epoche beginnen. Stattlichere Bauernhäuser, daneben die ragenden Backsteinbauten in den neuentstandenen Städten, die von Schlössern und Klöstern, veranlassen in gewiss langjähriger Folge den Storch mehr und mehr seine Waldburgen aufzugeben, sich dem Menschen zuzugesellen, der altlateinischer Pietät eingedenk, ihn mit offenen Armen aufnimmt und fortan als Verbündeten gegen feindliches Tierleben, wie auch als Schützling den Angriffen Stärkerer gegenüber, hegt. Bald ist fast jedwede Zinne der vielen Türme, von denen das Land starrt, nestgekrönt. Jetzt ist der Storch nicht nur Dörfner, sondern fast mehr noch Stadtbürger geworden. Die Wälder veröden von ihm. Wieder rollen Jahrhunderte vorüber. Die Städte wachsen, Geräusch und Qualm mehrt sich in ihnen. Sie verlieren allmählig, unter den märkischen Berlin voran, den Schmuck ihrer Storchnester. Es kommt die Zeit, wo die letzten geselligen Ansiedlungen im Forst erlöschen, weil die Verfolgung wächst, man auch keine überständigen Waldriesen, deren der Vogel zum Nestbau bedarf, mehr dulden will. Unterdess sind nach und nach auch die Dörfer, ist überhaupt das Land, zu unerbittlicher Ausnutzung von Grund und Boden gezwungen, seiner Gesammtheit nach ungastlicher geworden. Ihm günstige Vorurteile schwinden mehr und mehr. Die Götterdämmerung des Storchs, seine fortschreitende Verminderung haben begonnen. Solcher Stand der Dinge charakterisirt für ihn die Gegenwart in der wir leben.

Immerhin ist zu glauben, es werde sothane *capitis diminutio* eine langsam sich vollziehende sein. Wahrscheinlich ist, dass in Anbetracht mancher vorteilhaft gebliebener Chancen wenigstens die blosse Existenz des weissen Storchs bei uns — von dem selteneren schwarzen, der immer nur Waldvogel sein wollte, reden wir hier nicht — keiner endgültigen Gefährdung entgegen gehen werde.

Unbedingt ist für das Heute eine starke Verminderung des Storchs

wenigstens für die Mittelmark als vollzogen festzustellen. Auch für verschiedene Nachbardistrikte gilt das Gleiche. So habe ich z. B. in diesen letzten Jahren bei einer raschen Sommerfahrt durch ganz Neuvorpommern nur zwei Stück dieser Vogelgattung zu Gesicht bekommen. Immer seltener wird die gute alte Sitte geübt, ein Rad oder etwas dem Ähnliches aufs Scheunendach zu legen, damit der Nestbau erleichtert werde. Sobald dies aber noch geschieht, belohnt, wenn nicht gleich, so doch nach nicht allzulänglichem Warten, das Erscheinen eines Storchpaares sothanes Entgegenkommen. Gern lässt ein Solches dann sich im Vertrauen auf die Gastlichkeit der Stätte häuslich nieder und bleibt am Orte, nota bene, wenn fromme und getreue Nachbarn es nicht sofort abschiessen.

Reiseunglück auf hoher See oder in der Wüste, durch Sturm und Ungewitter herbeigeführt, muss ebenfalls unter den Motiven der Abnahme des Storchs mit in Betrachtung kommen; obwohl die Meeresarme, die er auf seiner Wanderung zu durchkreuzen hat, für sein Flugvermögen eigentlich von irrelevanter Bedeutung sein sollten. Das Jahr 1857 ist als widerwärtiges Wanderjahr für ihn namhaft gemacht worden. Soviele ihrer sollen damals umgekommen sein, dass es Gegenden gab, wo man nach Fontane, alle 5 Meilen nur einen sah. Ferner haben in den sechziger Jahren häufig leergebliebene Nester gleiche Calamität ein oder zweimal als wahrscheinlich eingetreten annehmen lassen. So fällt also dem Menschen Lichtung der Reihen nicht allein zur Last, auch die Elemente tragen daran mit Schuld. Dies wird indess von jeher geschehen sein. Die Natur hat dann die Verluste allmählig wieder ausgeglichen. Wo jetzt dagegen Mensch und Menschenfortschritt zerstörend eingreifen, erscheint die Gefährdung als eine weit ernstere. Was hilft es dem Storch, dass er mehr als andere Vögel Neigung zeigt, sich gegebenen Verhältnissen anzupassen? Es war eben eine einfachere Gesittung, die ihm für so vielen guten Willen gedankt und schon bei den Römern als *avis natalis* gefeiert hatte. Unser aufs Höchste gesteigerter, mit Härten aller Art durchsättigter Kulturzustand geht, wie über Anderes sich schwer Fügende, so auch über den Storch vernichtend hinweg und zeigt geringe Lust, den einstigen Gottesvogel als Gast oder Aftermieter ferner dulden zu wollen.

Man muss in der Mark die Havel westwärts überschreiten und ihrem Lauf bis zur Elbe folgen, wenn man noch in ein Storch-Arkadien eintreten will. Jenes Luch, das seinen Namen von dem Fluss der Havel trägt, ist für den Storch noch eine wenig gestörte Heimat geblieben. Gleiches finden wir weiter stromabwärts in nordwestlicher Richtung. „Nirgend, schrieb mir einmal Stadtrat Friedel, habe ich auf märkischem Boden mehr Störche gesehen, als bei Lenzen, in dem westlichen Winkel der Priegnitz an der Elbe, nah der hannöverschen und mecklenburger

Grenze. Dort sind einige vollständig in niedersächsischer Art gebaute Dörfer mit mächtig grossen Bauerhäusern; Wohnungen und Ställe unter demselben gewaltigen Strohdach, der Giebel noch mit den echten Pferdeköpfen, Hengist und Horsa's Zeichen, verziert. Vor allen zu nennen Dorf Mödlich. Dort stehen nicht selten zwei, mitunter drei Storchnester auf einer Dachfirst, eine Erscheinung die mich im Jahre 1876 sehr überraschte und erfreute. Es sollen hier im 17. Jahrhundert niederländische Kolonisten durch einen Admiral oder General des grossen Kurfürsten angesiedelt worden sein und man meint, dass erst seitdem die Störche dort so häufig sind. Sie sollen aus dem, mit ihrer Rasse so gesegneten Holland, den Auswanderern gefolgt sein.“

Freundliche Mythenbildung der unbewusst dichtenden Volksseele, wo finden wir dich nicht wieder?

Dem Ähnliches hat mir mein leider nicht mehr unter den Lebenden weilender Freund, Garteninspektor W. Lauche, früher einmal von seinem Geburtslande, dem nördlichen Zipfel der Altmark, nebst angrenzendem Hannover, erzählt. In einem grossen Walde jener Gegend, der die Garbe heisst, sah er ausserdem noch den Storch in voller Wildniss, aber einzeln, auf alten Eichen horsten, primitive Brutstätten, wie sie auch Forstmänner in verschiedenen anderen Revieren der Mark, wenngleich selten, beobachtet zu haben versichern.

Raum und Zeit gestatten nicht mehr, heut vor Ihnen von der Rolle zu sprechen, welche dem Storch in der Mythenwelt unseres Volkes zufällt. Mannigfache Reimsprüche, ihn betreffend, sind in Aller Munde. Nur will ich hervorheben, dass die gang und gäbe Auffassung des Storchs als Kinderbringer nicht über die Ostsee hinausreicht. Jenseit derselben, in Schweden, übernimmt an seiner Stelle der Schwan solch Amt eines Mehrers von Familienglück.

Der Storch wird hier zu Lande kaum anders als mit seinem überall im Bereich deutscher Zunge üblichen Namen genannt. Man muss in die Kinderstube hinabsteigen, um ihn Klapperstorch heissen zu hören. Auf dem Lande nennt man ihn wohl auch Kneppner; beides Worte, die dem allbekannten klappernden Ton seiner Stimme entlehnt sind, mit welchem Dante, immer ernst und feierlich, im Gegensatz zu unserer gewohnten heiteren Auffassung so familiären Klanges, das Zähneklappern verdammter Seelen im Eiskeller seiner Hölle vergleicht. Nur in den Odergegenden der Mark vernimmt man bisweilen noch das urgermanische, in vielfachen Varianten auftretende Wort Adobar; (althochdeutsch, Odebero.)

Und wo er anklopft bescheiden,
 Der kluge Adebar,
 Da war das Haus voller Freuden —
 So geht es noch alle Jahr.

(v. Eichendorff).

In Mecklenburg ist der gleiche Ausdruck, leicht in „Aderbor“ verändert, üblich. Wer erinnert sich nicht des Sprichworts: Wo Poggen sind, finnen sich ok Adebors?

Wozu irrten gelehrte Männer, dürften Spass und Humor an ihren seltsamen Einfällen oder gar Absurditäten nicht ein schadenfrohes Vergnügen finden? So hören sie denn, dass ein Faunist unserer Mark und Oberlehrer einer Berliner Realschule, Hr. Schulz, nicht ohne Anflug von Naivität, wirklich das Urwort Adebar als gleichbedeutend mit Abschiedsvogel (Ade- oder Adieuvogel), weil Störche fortziehen, interpretiren konnte, eine Vokabel von der ein Grimm bescheidenlich bekennt, sie widerstrebe noch den Deutungen. Nicht minder thut wohl dasselbe ein in der Altmark hin und wieder gebrauchtes Storchesynonym: Heinotter oder Hannotter.

Märkischen Ibis habe ich den Storch genannt und ich halte diesen Titel aufrecht. Wenn auch keine Gottheit wie der Nilanwohner, hat doch auch unser geflügelter Hausnachbar als Gottesvogel lange genug den Rang eines guten Genius eingenommen. Geht er jetzt solchen Ehrennamens mehr und mehr verlustig, verstösst man ihn von Dach und Schwelle, so sind wir nicht ganz sicher davor, dass er nicht einst einmal seine Revanche nehmen werde.

Ein Seherblick in zum Glück unendlich ferne Zukunft sei zum Schluss vergönnt. Die Geschichte hat ihre Lehren, die sich manchmal in pittoreske Form kleiden können. Nichts ist von keltischer und alt-römischer Kultur Helvetiens an Bauwerken übrig geblieben als die einzige verwittert ragende Marmorsäule von Aventicum, dem heutigen Avanches.

By a lone wall a lonier column rears
A gray and grief-worn aspect of old days.

(Byron.)

Angesichts der grossen Seen und ferner, schneeschimrender Alpen, hat dies ehrwürdige Alterthum Menschenalter durch ein Storchnest auf seiner Höhe getragen. Wer bürgt uns dafür, dass unsere städtischen Spreeufer, dem Flüsterton von Rohr und Binse zurückgegeben, nicht einmal Ähnliches schauen werden? Kann die Fluth der Civilisation nicht zurückebben von Thurm und Palast und über den Trümmern einer grossen Stadt nicht die alte Wildniss wieder in ihre Rechte treten? Wer weiss das? Nach Ablauf von Jahrtausenden mag der Storch hier wieder der Waldvogel geworden sein, der er einst gewesen und in menschenleerer Öde aufs Neue an Zahl wachsen. Ruinen genug wird es für seines Gleichen dann geben damit nicht alle ihren Horst auf Eichenkronen zu stellen brauchen. Wer vermag zu sagen — denn Menschenwerk vergeht und nur die Natur ist ewig — ob nicht auch für jene Säulen Berlins, von denen herab soviel Goldglanz und Bronzepatina unserem Auge

schmeichelt, statt der Victorien, der Walkyren, der Adler, die letzte Krönung ihres Capitäls einmal ein Storchnest sein werde?

Bis dahin aber, beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, ist es noch lange hin.

Nachschrift.

Ein Storchereignis kurioser Art und von ganz frischem Datum wird mir soeben durch unser Ehrenmitglied, Professor P. Ascherson, mitgeteilt. Dieser Gelehrte, den seine botanischen Forschungen in die entlegensten Winkel Europa's und Afrika's führen, besuchte neuerdings das uckermärkische Städtchen Templin. Gleich manch anderer märkischen Stadt, hat dieser anmutige Ort überaus wohl erhaltene Reste mittelalterlicher Befestigungen aufzuweisen. Hoch oben auf einem Wartturm nistete ein Storchpaar, und zwar stand das Nest auf einer vor langer Zeit schon durch Holzwerk erneuten Bedachung. Das Unglück wollte, dass der Estrich derselben im April d. J. selbst die verhältnissmässig geringe Last des Baues des Vogels nicht mehr zu tragen im Stande war, sondern vermorscht zusammenbrach. Demgemäss stürzte das neubezogene Nest, wahrscheinlich bereits Eier enthaltend, zwar nicht in bodenlose, aber doch in abgrundtiefe Leere hinab. Das brütende Weibchen, ein Muster treuer Mutterliebe, teilte diesen Sturz und war, am Grunde angekommen, ausser Stande sich aus schwarzem Burgverliess des schauerlich Hungerturm geheissenen Donjons wieder zu befreien. Man hörte es in dem geschlossenen Raum ängstlich rumoren.

Von lobenswerter Tierfreundlichkeit beseelt, beschloss die Einwohnerschaft von Templin, ihre langjährige Storchmitbürgerin *coûte qu'il coûte* aus so schlimmen Nöten zu erlösen. Da der Turm unten jedweder Thür ermangelte und allein in der Mitte eine gähnende Fensteröffnung besass, war ihm nur von oben beizukommen. Zwei unerschrockene Männer, einer davon Brunnenmacher — man erwäge dass der Storch mit dieser Zunft von jeher in Rapport steht, weil er aus einem Brunnen die Kinder holen soll — wollten sich erst am Seil in den Schlund hinablassen; es fand sich aber dass Leitern genügte.

Unten angekommen, fanden diese rettenden Engel indess, ganz wider Erwarten, bei der Störchin statt dankbaren Entgegenkommens energischen Widerstand. Erst nach Erduldung schmerzhafter Schnabelhiebe ihrerseits gelang das Werk der Befreiung.

Dem aufs Neue ans Tageslicht beförderten widerspenstigen Vogel sollte dafür eine Lektion nicht erspart bleiben. Ehe man ihn freiließ, um sich mit dem Gatten wieder zu vereinigen, wurde ihm mit Oelfarbe ein Ring um den Hals gemalt, dazu bestimmt ihn zu kennzeichnen und zugleich als Denkkzettel zu dienen.

Die guten Herren von Templin vergassen nur dabei, dass gleich

anderem Geflügel auch der Storch mausert und daher das ihm applicirte Kainszeichen den nächsten Federwechsel nicht überdauern wird.

So glaube ich meinem Freunde Ascherson diese Templiner Storch-Tragikomödie treulich nacherzählt zu haben. Er selbst hätte, als Augenzeuge, hübscher darüber berichtet. Ende Mai hatten, wie mich selbst jüngst der Augenschein lehrte, jene Störche den Hungerturm, dies interessante Seitenstück zu Templin's Eulenthurm, ganz verlassen.

Eingänge für die Bibliothek.

A. Bücher.

1. Geschenke.

Herr ordtl. Lehrer W. Hartwig, das Heft: Hartwig, zwei seltene Brutvögel Deutschlands, Naumburg, 1893. 8. 12 S.

Herr Oberlehrer Dr. Albrecht, das Heft: Albrecht, Döberitz im Osthavel-lande, Berlin 1894. 8. 36 S. Abb.

× Herr Kreis-Schul-Insp. Dr. L. H. Fischer, Berlin: Aus Berlins Vergangenheit. Berlin 1891. 8. 205 S.

Herr Oberlehrer Dr. Graupe, Berlin: 1) Wanderbuch für die Mark Brandenburg I. Th. mit 8 Karten, Berlin 1893. 8. 120 S. — 2) Märkische Sommerfrischen, mit 1 Karte, Berlin 1893. 8. 73 S.

Herr Stadtrat Friedel. 1) Sep.-Abdruck: Wahnschaffe, Ergebnisse einer Tiefbohrung in Nieder-Schönweide bei Berlin, mit 1 Karte. Berlin 1893. 8. 6 S. — 2) Mölln und Till Eulenspiegel, mit Abb. 8. 58 S. Berlin 1894.

Herr Verl.-Buchhändler Gärtner, Berlin: Heugel, demokratisches ABC- und Lesebuch. Ein Geschenk für grosse und kleine Demokraten, mit Abb., Berlin 1850. 8. 64 S.

Herr Dr. Emil Bahrfield: 1) die Märkischen Engelgroschen, mit Abb. gr. 8. 12 S. Berlin 1894. — 2) Vinkenaugen. (Eine numismatische Studie) mit Abb. gr. 8. 13 S. Berlin 1894.

2. in Schriftenaustausch mit Vereinen etc.

Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg: Archiv des Vereins, 35 Bd. und Jahresberichte für 1890—92.

Oberhessischer Geschichtsverein in Giessen: Mitteilungen. Neue Folge. Bd. 3.

Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen in Darmstadt: Quartalblätter, Heft 5—8 und Verzeichnis der Erwerbungen für die Sammlungen des Grossherzogl. Museums 1891—93.

Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte in Kiel: Mitteilungen. Heft 6—9.

Verein für Geschichte der Neumark in Landsberg a. W.: Schriften, Heft 1, 1893 und Geschichte der Stadt Woldenberg.

Allgäuer Geschichts-Verein in Kempten: Allgäuer Geschichtsfreund. Jahrgang 1888—92.

- Königl. Sächsischer Altertums-Verein in Dresden: Neues Archiv 14 Bd.,
Verwaltungsbericht 1893 und Statuten.
- Gesellschaft für Pommersche Geschichte in Greifswald: Beiträge 1893 und
Pommersche Denkmäler, Heft 7.
- Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde in
Guben: Mitteilungen, Jahrg. 1893.
- Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz:
Jahresheft 1893.
- Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda in Kahla:
- Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde in Metz:
- Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde in Jena:
- Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde in Schwerin:
Jahrbuch 1893.
- Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben in Ulm: Mit-
teilungen 1893 und Geschichte der Pfarrkirche in Ulm.
- Altertums-Museum in Prag: Folio-Schriften bis 1892.
- Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst in Thorn:
- Wormser Altertums-Verein in Worms, das Werk: Die Hafen- und Uferbauten
zu Worms. 1890—93. Folio 100 S. Mit vielen Plänen und Ab-
bildungen.
- Württembergische Kommission für Landesgeschichte in Stuttgart:
- Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag:
- Touristen Club für die Mark Brandenburg in Berlin: Mitteilungen 1893.
- Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte in Kiel:
- Geschichts- und Altertumsforschender Verein in Eisenberg: Mitteilungen
Heft 9.
- Altertums-Gesellschaft „Prussia“ in Königsberg i/Pr.: Berichte 1893.
- Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben:
- Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden
Landestheile in Donaueschingen: Schriften. Heft VIII.
- Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungs-Bezirk Frankfurt in Frank-
furt a/O.:
- Verein für livländische Geschichte in Riga: Mitteilungen und Sitzungs-
berichte 1893.
- Verein für die Geschichte des Niederrheins in Düsseldorf: Jahrbücher und
Redlich: der Hofgarten zu Düsseldorf und der Schlosspark zu Benrath.
Düsseldorf 1893. 8. 43 S. Mit 6 Abb.
- Altertumsgesellschaft in Insterburg: Bibliotheks-Katalog von 1893.
- Ober-Oesterreichischer Gewerbe-Verein in Linz: Berichte 1893.
- Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder in Marien-
werder: Zeitschrift 1893.

- Administration der Antiquitäten Zeitschrift in Strassburg i/Elsass: Antiquitäten Zeitschrift. Heft 51—63.
 Redaction der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift in Berlin: Wochenschrift, Jahrg. IX.
 Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg: Jahresbericht 1892. Mitteilungen 1893.
 Verein für Erdkunde in Halle: Schriften.

B. Bilder- und Karten-Sammlung. Geschenke.

- Herr Stadtrat Friedel in Berlin: Photographie des Gedenkblattes, das der Magistrat von Berlin zur Erinnerung an die Schlacht bei Dennewitz in das Dennewitz-Album gestiftet hat.
 Herr Hofgoldschmied Paul Telge in Berlin: 6 Photographien: Die Markgrafensteine bei Fürstenwalde.
 Herr Techniker Pütz in Berlin: 12 Blatt Abzeichnungen nach Gräbermodellen, die das Kgl. Museum zur Ausstellung nach Chicago geschickt hat.
 Herr Geh. Rat, Professor Liebenow in Schöneberg: Drei Landkarten
 a) von Brandenburg,
 b) Central-Europa,
 c) Mittel-Europa. (Mappe mit 144 Blatt.)

Kleine Mitteilungen.

Köln an der Spree. Der Name der Stadt Köln an der Spree, welcher sich in dem betreffenden Stadtteil unserer Reichshauptstadt erhalten hat, wird, obwohl die Strassennamen (Köllnischer Fischmarkt, Köllnische Strasse, Am Köllnischen Park) den deutlichsten Fingerzeig geben, im Publikum und in der Presse nicht selten falsch geschrieben. Aus diesem Grunde sei auf den im Magistrat von Berlin i. J. 1880 gefassten Beschluss aufmerksam gemacht, welcher durch die nachstehende Geschäftsanweisung amtlich veröffentlicht worden ist.

Berlin, den 9. October 1880.

Um die Verschiedenheiten resp. die Zweifel bei der Schreibweise der Bezeichnung des Kommunal-Grundstücks „Breitestr. 20a“ zu beseitigen, wird hierdurch bestimmt, die Benennung desselben „Köllnisches (abgekürzt Kölln.) Rathhaus“ zu schreiben.

In den betreffenden Schriftstücken, Formularen p. p. insbesondere in Vorladungen ist fortan der Strassennummer „Breitestr. 20a“ „Kölln. Rathhaus“ hinzuzufügen.

Magistrat
 hiesiger Haupt- und Residenzstadt
 gez. von Forckenbeck.

Zu der Annahme, dass der Name der Schwesterstadt Berlins von dem lateinischen Wort Kolonia herstamme, Kölln an der Spree, also gewissermaßen als eine Colonie von Berlin bezeichnet worden sei, hat sich, nach Prüfung der einschläglichen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts sowie nach Anhörung des verstorbenen Stadtarchivars Ernst Fidicin und in Uebereinstimmung mit diesem, die Städtische Behörde nicht zu bekehren vermocht.

F.

Angenageltes Falschgeld (vergl. Jahrg. I, S. 104). „Der Kaufmann sortirt mit seiner Frau das eingenommene Geld und schlägt die falschen Silberstücke zornig mit einem Nagel in den Ladentisch, zur eindringlichen Warnung für alle unsichern Zahler.“ In der Provinz Posen vergl. Gustav Freytag „Soll und Haben“ 2. Bd. S. 116.

F.

Die „Donau“ in der Mark Brandenburg. In einem alten Buch: „Reales Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexikon“, Leipzig 1772 fand ich heut folgendes hydrographisches Kuriosum:

„Röricke, kleiner Fluss in der Neu-Mark Brandenburg, welcher bei Königsberg vorbeyst, und sich hernach in die Donau ergießt.“ Bekanntlich verhält sich die Sache so wie: „Augustini Kehrberges Erleutertes Historisch-chronologischer Abriss, der Stadt Königsberg in der Neu-Marck“, 3. Aufl., Berlin 1725, S. 10 sagt:

„Was den Röricke-Fluss anlangt, so entspringet er eine starke Meile von hier, aus dem bekannten Röricke-See bey der Stadt Schönefluss, fließt bey dem Dorffe Röricke eine halbe Meile von uns, und von dannen bey der so genannten Neuen-Mühle auf die hiesige Draussen- und Vierrade-Mühle, und also neben die Stadt Nord-Wests hin nach dem Gerichts-Berge, hinter welchem sie ihren Lauf mit einer ziemlichen Krümme nach den Nahausischen Gränzen nimmet, sich bey der unlängst erbaueten Reichenfeldischen Mühle mit der Mantentz oder dem Bache aus dem Mantel-See conjungiret und endlich in die Oder fällt.“

Königsberg in der Neumark, den 10. September 1893. E. Friedel.

Der Büttelstein zu Königsberg N.-M. Kehrberg a. a. O., S. 38: „Auf den anderen Seiten des Rulandes (auf dem Markt) gegen dem Eingange zum finstern Keller lag ein ebener Stein, fast von der Breite und Höhe eines Tisches, so dass wol 6 Personen darauf stehen konnten, der Bädel- oder Büttel- und Kaack-Stein genannt. Ob vormahls von demselben aber die Malefiz-Personen nach Brechung des Urtheil-Stabs (welches vorm Rath-Hause bald bey der Stätte des Büttel-Steins geschieht) das Zeter geschrien worden, nach den Sätzen des Sächsischen Rechts; oder ob der Scharfrichter bey andern Actibus und Abstraffungen der Missethäter, sich des Steines bedienet, überlasse ich andern zu entscheiden. — So viel weiss man, dass der Stein nun lange Zeit weiter zu nichts gedienet, als dass theils die müssigen Gassen-Buben um und auf demselben vielfältige getumultuirt, theils manches Gesinde zur Nacht-Zeit, todte Schweine, Hunde, Katzen und dergleichen darauf gelegt, um nun solche ärgerliche Spectacula zu verhindern, ward er, bey letzterer Pflasterung des Marcktes, an seinen Ort versencket.“

Ein solch grosser Stein lag auch bei dem nunmehr im Märkischen Museum befindlichen hölzernen Roland von Zehden in der Neumark auf dem Markt nahe dem Rathause (vergl. a. a. O., S. 36). E. Fr.

Muckel für Kröte. Vergl. Jahrg. 2, S. 141. Herr Ed. Bertz teilt hierzu Folgendes mit:

Wir besaßen als Kinder im Garten unseres Elternhauses zu Potsdam eine zahme Schildkröte, welche wir stets „Muck, Muck!“ riefen. Diesen Name hatten wir, so viel mir erinnerlich, von einer noch älteren Schildkröte übernommen, die einem Bekannten meines Vaters gehörte. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, dass derselbe nicht willkürlich gewählt, sondern eine Art Gattungsname war, der dem Krötengeschlecht von altersher in der Mark zukommt.

Es wird Sie interessiren, dass jener Bekannte, welcher seine Schildkröte Jahrzehnte lang als Haustier hegte, dieselbe alljährlich im Herbst in die Erde grub, und dass sie sich nach beendigtem Winterschlaf im Frühling immer selbst wieder ans Tageslicht arbeitete. Auch wir begruben die unsrige, sobald es kalt wurde; sie kam aber niemals freiwillig wieder heraus, sondern wir mussten sie jedesmal wecken. Möglich, dass wir Jungen nicht geduldig waren, um zu warten, bis sie ausgeschlafen hatte. War sie einmal wieder ausgegraben, so erholte sie sich schnell.

(Aus einem Brief an Herrn E. Friedel.)

Briefkasten.

(Anonyme Zuschriften bleiben unberücksichtigt.)

Herrn St. — Berlin's Stadtfarben. Zur Feststellung der Stadtfarben ist man gelangt, als sich bei den Einzugsfeierlichkeiten nach der Krönung i. J. 1861 herausgestellt hatte, dass sonderbarer Weise in Berlin in den letzten Zeiten niemals Stadtfarben in Gebrauch gewesen waren. Im Mittelalter hat Berlin die Brandenburgischen Farben Rot und Weiss geführt. Auf Antrag Rudolf Virchows in der Stadtverordneten-Versammlung am 7. November 1861 beschloss man eine Festsetzung der Stadtfarben, welche alsdann laut Beschlusses der Stadtverordneten-Versammlung nach Vorschlägen Ernst Fidicin's ausgeführt ward. Fidicin begründete seine Vorschläge auf die Farben der Bestandteile des Wappens. Die beschlossene Farbenfolge ist wagerecht von oben nach unten: Schwarz—Rot—Weiss. Fr.

Bericht über die 3. (2. Arbeits-) Sitzung des III. Vereinsjahres

Mittwoch, den 23. Mai 1894 abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaal des Berlinischen Rathauses.

Der 2. Vorsitzende Stadtrat Friedel eröffnete die Sitzung mit folgenden Mittheilungen.

1. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Ascherson hat sich für die ihm anlässlich seines 25 jährigen Docenten-Jubiläums vorstandsseitig übermittelten Glückwünsche freundlichst bedankt.

2. Mitglied Dr. Louis Loewenheim hatte zum 13. Dezember v. J. einen Vortrag über den Gemahl der bekannteren Henriette Herz, den „Dr. Marcus Herz und seine kulturgeschichtliche Bedeutung“ angezeigt, konnte ihn aber wegen schwerer Erkrankung nicht halten. Leider ist nun Dr. L. am 10. gestorben und am 13. auf dem Jüdischen Friedhof zu Weissensee beerdigt worden. Einige Wochen vor dem Ableben theilte Dr. L. mir mit, dass er den Vortrag in allem Wesentlichen aufgezeichnet habe. Wir dürfen deshalb hoffen, dass die uns zugedachte wissenschaftliche Arbeit im „Monatsblatt“ oder „Archiv“ nachträglich seitens der hinterbliebenen Wittve veröffentlicht werden wird.

3. Der vom Mitglied Dr. Otto Pniower „über das früheste Auftreten der Germanen in der Geschichte mit besonderer Berücksichtigung unserer Heimath“ am 21. März d. J. vor der „Brandenburgia“ gehaltene Vortrag ist inzwischen in den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung vom 6. und 13. d. M. abgedruckt worden.

4. Herr Fritz Eichberg, dessen frühere dichterische Arbeit „Markgraf Otto der Minnesänger“ in der Brandenburgia Sitzung vom 25. Januar 1893 beifällig besprochen wurde (vgl. Monatsblatt I. 203) überreicht für unsere Büchersammlung ein neues Werk „Mark Brandenburg in Sage und Lied. Ein Kranz heimatlicher Gedichte.“

(Berlin, bei F. Fontane & Co. 1894) dem für Erschliessung märkischer Landschaft und Pflege vaterländischer Geschichte erfolgreich wirkenden Touristen-Club für die Mark Brandenburg zur Feier seines zehnjährigen Bestehens gewidmet. Auch hier bekundet Eichberg eine warme Begeisterung für unsere Heimat und gleichzeitig eine gewandte, dichterische Behandlung des Sagenstoffes und der romantischen Geschichte unserer Mark Brandenburg.

Von Fontane's Führer durch die Umgegend Berlin's hat der Touristen-Club für die Mark Brandenburg soeben Teil IV den Grunewald betreffend herausgegeben. Das Handbüchlein zeichnet sich durch Genauigkeit und Uebersichtlichkeit aus. Die beigegebene Special-Karte enthält in rotem Aufdruck das Gesamtnetz der vom Club mit Wegweisern versehenen Strassen und Pfade.

Am 26. d. M. feiert der Club, wie vorerwähnt, sein zehnjähriges Bestehen. Wir wünschen der rührigen Vereinigung auch für die Folgezeit von Herzen gut Heil! Die Satzungen sind am 4. April d. J. neu beschlossen worden. Nach § 3 derselben können sich fortan neben den Mitgliedern auch „Förderer“ bei den Bestrebungen des Clubs beteiligen.

6. Dr. A. Giese, welcher uns am 23. August 1893 den interessanten Vortrag über das alte und das neue Rixdorf (vgl. Monatsblatt II. 95 und 99) hielt, hat eine „Deutsche Bürgerkunde“ (Leipzig R. Voigtländer's Verlag 1894) verfasst, von der ich ein Exemplar vorlege.

Die Landes- und Heimatskunde kann in zwei grosse Teile, in den politisch-ökonomischen und in den naturkundlich-topographischen Teil, zerlegt werden. Die „Bürgerkunde“ des Verfassers beschäftigt sich mit dem ersten Teil, d. h. mit der Reichs- und Staatsverfassung, speziell mit dem Verwaltungsorganismus Preussens als Staat, seiner Provinzen und Gemeinden, entwickelt auch die Elemente der Volkswirtschaft von der Vorgeschichte bis zum modernen Industrievolk. Das absichtlich kurz gefasste Büchlein hat somit ein besonderes Interesse auch für unsere besondere Heimatskunde und kann zur Belehrung in den oberen Schulklassen, sowie für gebildete Laienkreise aufs beste dienen. Es hat sich hier ein Schulmann an eine Aufgabe gemacht, die bisher der Jurist, der Volkswirt und der Publicist als seine Domäne zu betrachten pflegte, und ich kann als alter Praktiker nur sagen, der Schulmann hat seine schwierige Aufgabe durchaus befriedigend gelöst.

7. Der 2. Vorsitzende ladet zu dem Ausflug nach Bernau am 26. d. M. und nach Britz zur Baumschule unseres Mitgliedes Oekonomierat Späth am 6. Juni, an welchem Tage gleichzeitig die höchst sehenswerte Ausstellung der Deutschen Landwirtschaftlichen Gesellschaft in dem benachbarten Treptower Park eröffnet wird, ein.

8. Der 2. Vorsitzende, E. Friedel, legt einen interessanten
Bernstein-Fund,

welcher bereits i. J. 1890 gemacht und seitens unsers Mitgliedes des Herrn Rittmeisters von Wensky freundlichst dem Märkischen Museum zugewendet und dort im Kat. B. II. Nr. 21040 eingetragen ist, mit folgenden Bemerkungen zur Ansicht vor.

Das Fundstück stellt eine unvollkommen zugerichtete, plattovale Linse von ca. 11 cm längstem und 9,5 cm kürzestem Durchmesser vor, an der dicksten Stelle 2 cm hoch. Dieselbe ist konzentrisch durchbohrt und hat das Bohrloch, welches vielleicht durch einen Holzstab oder Knochen mit Hülfe von Sand und Wasser hergestellt ist, 1,5—2 cm Durchmesser, dasselbe ist doppelt kegelförmig mit der Verjüngung nach innen, ebenfalls schief und ungeschickt gearbeitet.

Bernstein-Fundstücke von dieser Grösse sind in unserer Gegend sehr rar und erscheinen selbst in ihrer eigentlichen Heimat Ostpreussen immerhin derartig selten, dass jedes einzelne Vorkommen sorgfältig eingetragen und veröffentlicht wird. Die Bernsteinlinse konnte daher unsern Altvordern ganz wohl als ein Wertstück gelten, wofür auch der Umstand spricht, dass dasselbe (auf der Feldmärk des Ritterguts Wiese, Kreis Lübben) beim Zersprengen eines grossen Geschiebeblockes unter demselben gefunden wurde. In dieser Weise nämlich versteckten die vorgeschichtlichen Bewohner gern wertvollere Sachen, wie zahlreiche Vorkommnisse beim Fortwälzen oder Sprengen grosser Blöcke gelehrt haben.

Dr. Richard Klebs hat sich in den Beiträgen zur Naturkunde Preussens, herausgegeben von der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg im Jahre 1882, in einer Abhandlung: „Der Bernsteinschmuck der Steinzeit von der Baggerei bei Schwarzort und anderen Lokalitäten Preussens aus den Sammlungen der Firma Stantien & Becker und der physik.-ökonom. Gesellschaft“ sehr sorgfältig mit dem Alter von dergleichen Bernstein-Schmuckstücken beschäftigt. Auf Grund mineralogisch-chemischer und archäologischer Untersuchungen gelangt Klebs, S. 66, zu der Annahme, dass die Steinzeit des Ostbalticums und mit ihr die Bernsteinarbeiten von Schwarzort sowie die verwandten Formen in dem ganzen Gebiete weit vor den Schluss*) der Hallstätter Periode, also ungefähr an den Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., wenn nicht noch früher, zu setzen sind.

Nach der starken Denaturirung und Zersetzung unserer in magerem Lehm Boden gefundenen Bernsteinlinse, welche eine graugelbe bröckliche Verwitterungsschicht von 0,3—0,7 mm hat, der eine rötliche Schicht, dann der wachsgelbe Kern folgt, zu schliessen, desgleichen nach der

*) Muss richtiger heissen: „weit vor den Anfang der Hallstattzeit fallen, denn in der Hallstattperiode kommt schon Eisengebrauch vor.“

Formgebung gehört dieselbe ebenfalls einer sehr alten, wahrscheinlich der vormetallischen Periode an. Vergleiche dazu bei Klebs, Tafel Nr. 14.

Zur Vergleichung lege ich 3 Stücke vor, zunächst eine Bernsteinscheibe, die auch nicht ganz kreisrund ist, längster Durchmesser 6 cm, 5,5 cm kürzester und Höhe 2 cm, Bohrloch ca. 1,7 cm weit; ungeschickt cylindrisch ausgeführt, aus Müzlitz, Kreis Westhavelland, von einem Händler gekauft, soll in einer Urne gelegen haben. Aehnlich Klebs, Tafel XII Nr. 20. Der Bernstein ist mehr dunkelrot als der von Wiese und mit einer bräunlicheren 2 mm dicken Verwitterungskruste umgeben. Kat. B. II 14942 des Märk. M's.

Dann eine wohlerhaltene Bernsteinlinse, ebenfalls mehr länglich als kreisrund, grösster Durchmesser 5,3 cm, kleinster Durchmesser 4,6 cm, doppeltkonisch durchbohrt, Bohrloch 1,4 cm weit, Höhe des Stücks 0,9 cm. Die Stelle, wo das Band gesessen, an welcher das Stück getragen wurde, ist durch hellere Färbung gekennzeichnet. Aehnelt Klebs Tafel XI Nr. 4. Etwa 5 m tief im Torf bei Linum, Kreis Westhavelland, gefunden. Kat. B. II 19765 des Märk. Museums. Endlich ein gleichfalls gut erhaltener, mehr scheibenförmiger, oben leicht gewölbter, unten platter Wirtel aus Bernstein, ziemlich kreisförmig, 3,8 cm Durchmesser, 1 cm grösste Höhe. Ungeschickt cylindrisch durchbohrt, 1,5 cm Bohrweite. Bei Alt-Beelitz nahe Vordamm-Driesen, Kreis Friedeberg, gefunden. Angeblich in Folge eines der Dammbürche im oberen Netzbruch im Jahre 1888 zum Vorschein gekommen. Aehnlich Klebs, Tafel IV Nr. 4.

9. Kustos Buchholz hatte aus dem Märkischen Museum zwei Serien von Photographien ausgestellt, die eine von dem Photographen Bartels aufgenommene betrifft den alten Dreifaltigkeits-Kirchhof, der vor dem Hauptgebäude des hiesigen Potsdamer Bahnhofs liegt, vgl. Dr. Bolle's Schilderung im Monatsblatt II. S. 175.

Die übrigen Photographien hat Mitglied Tismar aufgenommen und in liberaler Weise dem Museum zugeeignet. Es sind Ansichten aus dem Thiergarten (2), Zoologischen Garten, Moabit (3), vom Grunewaldsee, Scharfenberg, Tegel (4), Dallgow (3), Döberitz, Burg Rabenstein, Schloss Wiesenburg, Alt-Golssen und Rahnsdorf (2).

10. Im Vordergrund des kunst- und baugeschichtlichen Interesses unserer Hauptstadt steht augenblicklich die Lange Brücke mit Schlüter's Denkmal des Grossen Kurfürsten. Der I. Schriftwart Ferdinand Meyer teilt hierauf bezüglich Folgendes mit über die Schlüter'schen Sandsteingruppen, die ehemals auf den Vorköpfen der vier Bogenpfeiler unserer Langen (Kurfürsten-) Brücke, und zwar an deren nördlicher Seite aufgestellt waren. Erst gelegentlich des bevorstehenden Abbruchs der von Nering erbauten Brücke, die nunmehr

auf einen zweihundertjährigen Zeitraum zurückblickt, ist der Verbleib jener Gruppen, die Nicolai 1786 als „liegende Seegötter und Najaden von Schlüters Arbeit“ bezeichnet, zur Sprache gebracht worden. Damals bereits „meist ruinirt“, sollen sie dann schon vor Entfernung der massiven steinernen Brücken-Balustrade, die Schinkel im Jahre 1830 durch ein gefälligeres gusseisernes Geländer ersetzte, fortgenommen worden sein. Und zwar verlautet, dass Meister Rauch mit ihrer Renovirung betraut gewesen sei, die aber bei dem „meist ruinierten“ Zustande wohl nicht mehr erfolgen konnte.

Herr Meyer legte nun aus dem Jahre 1795 eine Abbildung der Brücke, die den figuralen Schmuck derselben noch erkennen lässt, sowie eine in vergrössertem Maassstabe von ihm angefertigte Kopie des sitzenden „Seegottes“ am zweiten Bogenpfeiler vor. Die Gruppe am dritten Pfeiler bildete eine liegende, von einem männlichen Genossen umarmte Najade.

Jedenfalls hatte der Bildhauer Weißenmayr, welcher die sonstigen „schönen Verzierungen der Brücke gemacht“, auch jene Gruppen nach Schlüter'schen Modellen zur Ausführung gebracht.

11. Hierauf hielt Herr Oberlehrer Dr. Hammer den angekündigten Vortrag, welcher bei den Zuhörern die regste Teilnahme fand und zum Schluss mit reichem Beifall belohnt wurde. Derselbe wird weiter unten abgedruckt werden.

12. Nach der Beendigung der Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer derselben zu einem geselligen Beisammensein im Ratskeller.

Märkische Ortsnamen.

Von

Dr. Wilhelm Hammer.

Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt.

Indem wir diese Worte Wilhelms von Humboldt als Motto unserer Betrachtung wählen, wollen wir im Folgenden versuchen, die Stimme, die aus den märkischen Ortsnamen uns entgegentönt, einigermaassen verständlich zu machen.

Als die germanischen Semnonen ungefähr im 5. Jahrhundert unsere Heimat, die Mark Brandenburg, verliessen, um sich dem gewaltigen nach Westen und Süden gerichteten Völkerstrome anzuschliessen, bemächtigten sich die Slaven des Landes, das sie dann 6—7 Jahrhunderte in Besitz behielten. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn von Namen aus der voroslavischen Zeit keine oder nur sehr geringe Reste auf uns gekommen sind; dass von den Kelten ganz zu schweigen ist, wird von den neuesten Forschern auf unserm Gebiete allgemein angenommen. Früher suchte man freilich alles Dunkle durch die keltische Sprache zu erklären nach dem Motto:

Was man nicht gleich erklären kann,
Das sehe man als keltisch an.

Glücklicherweise hat man sich von diesem Standpunkte losgesagt und sucht nicht mehr nach Deutungen aus dem Keltischen.

Erst durch die Slaven wurde also unsere Mark planvoller besiedelt, erst durch ihren zur Geselligkeit besonders geneigten Sinn wuchsen Hunderte von Ortschaften empor, die noch heute Zeugnis ablegen von der verhältnismässig hohen Kulturstufe, auf der sie sich in der ersten Hälfte des Mittelalters befanden. Mit klarem geographischen Blicke legten sie ihre Siedlungen dort an, wo ein dauerndes Fortbestehen durch die natürliche Lage und die Fruchtbarkeit des Ortes gewährleistet wurde. Im Gegensatz zu den Germanen wohnten sie eng zusammen in Städten oder Ortschaften, die mit Wällen und Gräben umgeben waren und ihre Heiligtümer einschlossen; zum Schutze des Landes hatten sie an einzelnen Punkten Burgen errichtet, und dank ihrer Geschicklichkeit und Emsigkeit verstanden sie es, in vorzüglicher Weise wollene Stoffe zu verfertigen und Metalle zu Waffen, Geräten und Schmuckgegenständen zu bearbeiten, deshalb blühte bald ein ausgedehnter Handel auf, der mit den verschiedensten Gewerben Hand in Hand ging. Ungestört lebten so die Slaven auf den märkischen Fluren, warfen den Acker mit ihrem Hakenpfluge um, trieben Viehzucht und brauten sich Meth aus dem Honig, den die Bienen ihnen aus Wiesen und Wäldern mühelos zusammentrugten. Da begann seit dem achten, besonders aber im zehnten Jahrhundert das Zurückfluten der deutschen Stämme. Die Slaven, die westwärts sogar bis über die Elbe vorgedrungen, wurden seit Karl dem Grossen von den Deutschen unterworfen, gerieten in Abhängigkeit von der fränkischen Herrschaft und sahen sich gezwungen, nach blutigen und grausamen Kriegen das Christentum anzunehmen und das Land bis zur Oder dem Sieger zu überlassen. Zugleich mit der Gründung der Bistümer Havel-

*) XIII. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie. Salzwedel 1863. S. 82.

berg (946) und Brandenburg (949) wurde deutsche Kultur eingeführt, und als nach wiederholten Empörungen die Slaven endgültig im 12. Jahrhundert von den Deutschen überwunden und mehr als andere Leibeigene gedrückt wurden, mussten sie sich allmählich aus allen einst innegehabten Dörfern zurückziehen und meistens mit den schlechtesten Gemarkungen vorlieb nehmen. So mussten sie ihre Höfe verlassen und sie deutschen Rittern und Bauern geben und froh sein, dass ihnen oftmals in geringer Entfernung vom alten Orte eine bis dahin wenig benutzte, oft schlechte Stätte zur neuen Niederlassung angewiesen wurde; so erklärt sich die Benennung Deutsch und Wendisch in unseren märkischen Ortschaften. Später ging Deutsch in Gross oder Sieden oder Nieder, das Wendisch in Klein oder Hohen über: Gross Beeren, Klein Beeren, Nieder Schönhausen, Hohen Schönhausen, Deutsch Wusterhausen und Wendisch Wusterhausen, das jetzt Königs-Wusterhausen genannt wird, weil der König Friedrich Wilhelm I. diesen Ort zu seiner Jagdresidenz erwählte. Wendisch Woltersdorf, jetzt schlechtweg Woltersdorf (bei Erkner) genannt, während das Deutsche Woltersdorf jetzt Waltersdorf (s. von Cöpenick) heisst. Neuendorf bei Birkenwerder wird erst im 16. Jahrhundert Hohen-Neuendorf genannt zum Unterschiede von Nieder-Neuendorf, das havelabwärts im Osthavellande gelegen ist.

Während nun neue germanische Kolonisten ins Land zogen, die Orte, die früher im Besitze der Wenden waren, nun in deutsche Hände kamen und die Priester und Mönche, besonders die Prämonstratenser, eine rege Thätigkeit entwickelten, indem sie an Stelle der alten heidnischen Heiligtümer christl. Gotteshäuser errichteten, ging auch eine allmähliche Veränderung der ON vor sich. Im Munde der Deutschen erlitten diese oftmals gar arge Verstümmelungen, so dass das ursprüngl. Wort schwer oder gar nicht mehr zu erkennen ist. Wir sehen hier erstens, dass der slav. ON ins Deutsche mit jenen Veränderungen aufgenommen wird, welche die Lautlehre des Deutschen erfordert. So wird z. B. aus b ein f oder w, aus borče Förk, aus brěznica Friesnitz und Wriesnitz oder aus s wird z: sedlice Zedlitz, oder s vor l wird zu sch slivin (von sliva Pflaumenbaum) zu Schlieben oder u wird zu au suhu (dürr) zu Zauche oder luža (Sumpf) zu Lause.

Zweitens kann an Stelle des slavischen Wortes ein ähnlich klingendes bedeutungsvolles deutsches Wort eingesetzt werden. So wird z. B. ein Hügel Leisnig i. S. gegenüber Käse und Brod genannt, ein Name, der über Kesebrade auf kozí brdo (= koza „Ziege“, brüdo „Hügel“) zurückgeht. So wurde aus dem mogyla „Hügel“, auf dem die ersten Ansiedlungen in der kölln. Ralina(Acker)flur in Form eines slav. Rundlings angelegt wurden, mogyla molyga molga molge Molke, und heutzutage reden wir nur noch von einem Molkenmarkt. Werfen wir nur einen oberflächlichen Blick auf die Karte unserer Heimat, so begegnet uns

eine Menge solcher Namen, deren Bedeutung im Slav. immer einen ganz vernünftigen Sinn hat, wie unsinnig und drollig der deutsche Name auch klingen mag. Nehmen wir nur märkische Namen, so gehören hierher: Krebsjauche, Schweinebraten, Kuhbier, Kuhblank, Herzsprung, Schabernack, Missgunst, Kinderfreude, Hochzeit und Kindelbier. Überschreiten wir jedoch die engeren Grenzen unserer Heimat, so stossen wir auf Bierloch, Dürmaul, Niesenbahn, Rothwurst, Rockzahn, Zuckerhandl, Wischezahn, Himmelwitz, Strohschütz und Filzlaus.

Drittens kann auch der slav. Name übersetzt werden, so z. B. suchy kamen, Dörstein (Dürstein), dubé nserb Eiche, Zgorelica Brandenburg.

Viertens findet auch gar kein Zusammenhang statt zwischen dem slav. und dem deutschen Namen; wie z. B. bei Finsterwalde-Grabin, Peitzendorf-Bukovinka.

Schliesslich stehen einem und demselben slav. Worte verschiedene deutsche Formen gegenüber: aus ostrovü Insel: Ostrow, Ostrau, Wustrow, Güstrow, Wustrau, Wusterhausen.

Als nun endlich im Laufe der Jahrhunderte bei dem friedlichen Zusammenleben die Vermischung der Wenden und Deutschen eingetreten war und das ganze Land bis zur Oder und sogar darüber hinaus echt deutsch geworden war, wurden die hie und da neu gegründeten Ortschaften, besonders da, wo der schwere Boden oder die Höhen von den Wenden bisher brach liegen gelassen wurden, deutsch benannt und so wiederholen sich hier Namen, die auch links der Elbe auftreten.

Unter der fürsorglichen Regierung der Hohenzollern wurden aus ihrer Heimat vertriebene Ausländer in der Mark angesiedelt, so unter Georg Wilhelm Niederländer und Franzosen, unter dem Grossen Kurfürsten Reformierte, unter Friedrich Wilhelm I. böhmische Kolonisten, denen Böhmisch-Rixdorf seinen Namen verdankt. Französisch Buchholz ist so nach den französischen Flüchtlingen genannt, die hier der Grosse Kurfürst ansiedelte. 1747 wurde Pfalzheim, auch die Pfalz genannt, (K. Ruppin) mit Einwandern aus der Rheinpfalz auf der wüsten Feldmark Rägelin gegründet.

Von Einfluss auf die märkischen ON war ferner die Thätigkeit des Soldatenkönigs und seines grossen Sohnes, die mit zielbewusster Thatkraft die Austrocknung der Luche und Sümpfe vornahmen und dadurch neue Siedlungen ins Leben riefen, besonders an der Oder, Warthe und Havel. So wuchsen Ortschaften empor, bei deren Klang man sich unwillkürlich nach Amerika zu den Yankees oder zu den tabackbauenden Mynheers versetzt glaubt, Pennsilvanien, Boston, Philadelphia, New York, Florida, Yorkstown, Charlestown, Beaulieu, Jamaica, Ceylon, Sumatra. Wie diese Namen im Volksmunde lauten, habe ich nicht erfahren können, nur von dem im Oderbruche liegenden Beau regard

weiss ich, dass das Volk es Borchard nennt. Vaterländischer ist es ohne Zweifel, wenn neue Ansiedlungen im Prenzlauer Kreise die Namen der grossen Helden aus dem Befreiungskriege annahmen: Bülowssiege, Yorksthat und Gneisenau.

Nachdem wir so die verschiedenen Faktoren kennen gelernt, die auf die ON von Einfluss waren, wenden wir uns diesen selbst zu, von denen besonders die slav. uns interessieren, deren rätselhafte Form einen besonderen Reiz ausübt.

Zuvor aber wollen wir einen Blick auf diejenigen deutschen Formen werfen, die uns Gegenstand unserer Aufmerksamkeit zu sein scheinen.

Dahin gehört das Beiwort Verkehrt, das sich bei Grünow (K. Angermünde) findet. Es hat diesen Beinamen erhalten zur Unterscheidung von dem bei Prenzlau belegenen Grünow, weil der Turm der Kirche verkehrt, statt wie üblich nach W. nach O. hingebaut worden ist, wodurch der Altar ebenfalls eine verkehrte Stellung erhalten hat.

Ein anderes Adjektiv, dem wir in Quaden Germendorf (NB. bei Oranienburg) begegnen, während das südl. von Gransee gelegene Guten-Germendorf heisst, ist das plattdeutsche quad, das schlecht bedeutet und z. B. im Reineke Voss gleich im ersten Kapitel sich zeigt:

„De Quad deit, de schuut gern dat Licht.“

Der Name Schmargendorf (K. Tw und An.) bedeutet weiter nichts als Markgrafendorf. Im 13. u. 14. Jahrh. werden sie in den Urkunden Marggrefendorp und Marggravendorp genannt, im 15. Jahrh. Smarggrevendorp, Smarkendorf, Schmarchendorf und endlich wie heute. Auch der bei Königsberg i. N. M. belegene Ort Schmarfendorp mag dieselbe Ableitung haben, doch fehlt uns zur näheren Bestimmung die urkundliche Namensform.

Heckelberg und Heegermühle. Als im Mittelalter durch den Missbrauch des alten Fehderechtes die Unsicherheit auch in der Mark immer grösser wurde, wurden allerlei Schutzvorrichtungen notwendig, da eine Burg ihre ferner wohnenden Unterthanen nicht überall schützen konnte. Gegen plötzliche Überfälle mussten sich deshalb die Dörfer selbst schützen durch kleine Wallgräben und sogen. Heggen, Hägen oder dichte Dornbüsche, bis sie Hilfe von den Burgmannen erhalten konnten; so erklären sich die Namen Heckelberg, das 1375 Hekelwerk genannt wird, und Heegermühle, 1294 Heghermole, eine an der Finow errichtete und mit solchem Hagwerk umgebene Mühle.

Wenn wir den Namen Tempelhof, der schon 1290 Tempelhoff geschrieben wird, betrachten, so könnte es, zumal da später die slav. Form Tempelow begegnet, zweifelhaft sein, ob wir es hier mit einem slav. oder dem deutschen Worte zu thun haben; es ist aber bekannt,

dass früher daselbst der Johanniter Orden einen Hof gehabt und den im Anfange des 14. Jahrhunderts ausgerotteten Orden der Tempelritter beerbt hatte; wir sehen den Namen als den ursprünglich deutschen an, denn auch sämmtliche zur Komthurei Tempelhof gehörig gewesene, in der Nähe belegene Dörfer Mariendorf, Marienfelde, Rixdorf (= Richardsdorf) hatten ursprünglich nur deutsche Namen.

Vierraden findet sich bereits 1269 in einer Urkunde, nach welcher der Herzog Barnim von Pommern dem Jungfrauen-Kloster zu Stettin eine Getreideernte übereignet von der Mühle zu vier Raden (Rädern): *Molendinum nuncupatum ad quatuor rotas situm supra Welsnam fluvium* zwischen dem Dorfe Blumenhagen und der Stadt Schwedt, da wo der Übergang des Königsweges, der alten Heerstrasse nach Pommern, ist. Da die Welse seit 1250 die Grenze zwischen Brandenburg u. Pommern bildete, so ist es sehr erklärlich, dass die Mühle am Grenzpass nicht ohne Befestigung sein konnte, die sie in der That auch erhalten hatte und unter deren Schutze das heutige Vierraden zuerst als Burgflecken entstand.

Adlershof empfing seinen Namen nach dem durch den Köpenicker Forst führenden Adlergestell, an dem es gelegen ist; an den hohen Bäumen desselben waren Wappen mit dem Kurfürstlichen Adler aufgehängt. Das nahe Süssengrund heisst so wegen der Beschaffenheit des Grases, denn der Grund und Boden, im Thale der Spree gelegen, ist selbst bei hohem Wasserstande den Überschwemmungen nicht ausgesetzt, ist also nicht saures Land.

Eine besondere Gruppe bei den deutschen Formen nehmen die mit Dorf gebildeten Namen ein, deren erste Bestandteile einen Vornamen enthalten. So zeigen Urkunden aus dem 13. u. 14. Jahrhundert z. B. die vollständigen deutschen Namen, die in den heutigen Namen kaum noch kenntlich sind. Basdorf 1302 Bartoldisdorp, Bollensdorf das Dorf eines Boldewin, Diedersdorf das eines Dietrich, Egdsdorf und Eggersoder Eckersdorf das eines Eggebrecht, Fredersdorf eines Friedrich, Gersdorf eines Gerhard, Gielsdorf und Giesensdorf eines Gieselbrecht, Heinersdorf eines Heinrich, Hellersdorf eines Helwich, Hermsdorf eines Hermann, Lüdersdorf eines Lothar, Metzdorf eines Martin, Reinickendorf eines Reinecke, Rixdorf eines Richard, Wasdorf eines Wassmann, Wilmersdorf eines Wilhelm.

Besonders möge hier hervorgehoben werden, dass in der ersten urkundlichen Form für diese Siedlungen bereits völlig deutsche Namen angegeben werden; viele mögen wohl auch den Deutschen ihren Ursprung verdanken, andere mögen von Wenden erbaut, aber später, als die Deutschen sich derselben bemächtigt hatten, umgetauft worden sein; oft wurde die ursprünglich wend. Namensform in eine naheliegende beinahe gleiche deutsche umgewandelt. Wilkendorf hängt sehr wahrscheinlich

mit dem wend. *weliki* gross zusammen*); andere leiten es ab vom wend. *welk*, poln. *wilk* Wolf, woher auch der ON Wulkow.

Bei anderen ON ist der erste Teil ohne jeden Zweifel slavischen Charakters, wie z. B. Bensdorf, Biesdorf, Bliesdorf, Kaulsdorf, Nunsdorf, Schmetzdorf, Stansdorf, Tribusdorf, Tasdorf, Zehlendorf, Zühlsdorf, Zinn-
dorf und Zernsdorf.

Interessant ist der Name Kunersdorf, der z. B. im OB Kreise im Landbuche von 1375 als Cunratstorf auftritt. Buttmann**) will ihn aber nicht mit dem PN Konrad, Kuno in Verbindung bringen; bedenkt man nämlich, dass sämtliche Kunersdorf ohne Ausnahme in den slav. Provinzen Preussens vorkommen (und zwar sechsmal im Reg.-Bez. Frankfurt, zweimal im Reg.-Bez. Potsdam, viermal in Schlesien), ausserdem Kunern zweimal in Schlesien, Kunerwitz ebenda, und Kunewald in Mähren, ferner dass die Kiefer auf wend. *chojza* heisst, und davon gebildet *chojna* das Kieferreisig, und endlich dass das Kunersdorf nördlich von Senftenberg, unmittelbar an einer Kiefernheide gelegen auf wend. *chojany* heisst, so kann man mit Recht behaupten, dass auch alle übrigen Ortschaften gleichen Namens denselben Ursprung haben.

Die slavischen ON, die wir in der Mark in grösster Menge finden, sondern sich nun in zwei Gruppen; sie sind nämlich teils aus Appellativen gebildet, womit der Boden und dessen Eigenschaften, das Wasser, die Pflanzen- und Tierwelt, der Aufenthalt und die Beschäftigung der Bewohner und sonstige dem Orte anhaftende Zufälligkeiten näher bezeichnet werden — und teils aus PN, die ihren eigenen appellativen Charakter verloren haben.

Weitaus die meisten slav. ON, nicht blos in der Mark, sondern in allen slav. Ländern sind von PN abgeleitet. Ihre Bildung ist ausserordentlich mannigfaltig. Mit den verschiedensten vokalischen und konsonantischen Nachsilben werden die einfachen substantivischen oder adjektivischen PN versehen, ohne dass dadurch die Bedeutung beeinflusst oder geändert würde. Es bedeutet z. B. *Bêl*, *Bêli*, *Bêla*, *Bêlan*, *Bêlota*, *Bêlik*, *Bêlko*, *Bêloš* u. s. w. ohne Unterschied „Weisse“. Zusammengesetzte P. N. wie *Boguslav*, *Pribyslav* enthalten in ihrem zweiten Gliede stets ein Nomen, während das erste von einem Nomen, einer Präposition, der Verneinung *ne* oder zuweilen auch einem Verbum gebildet wird. Besonders die Nomina der ersten Gattung aber erleiden ähnlich wie dies bei den deutschen der Fall ist, eine Verkürzung im zweiten Gliede und sogar noch weitergreifende Zusammenziehung; so wird *Bogu slav* (von Gott Ruhm habend) verkürzt zu *Boguš* und *Boš*. (*Pribyslav* [dessen Ruhm sich mehrt], *Naslav* [ruhmvoll], *Nemir* [Unfried].)

*) Buttmann, Die deutschen Ortsnamen, Berlin 1856, S. 124.

**) a. a. O. S. 95.

Von den Suffixen, die bei den von P N abgeleiteten O N sich zeigen, seien nur die wichtigsten, die in unserer Mark in vielen Hunderten von Namen auftreten, genannt: ow, itz und in.

1. Das Suffix itz wird entweder unmittelbar oder vermittelt der Silbe ov an den Stamm gehängt. In dieser Weise entstehen ähnlich wie im Deutschen ingen, ungen (Sigmaringen, Uftrungen) Patronymika, welche die Ansiedlung der Familie oder der Nachkommen der Person bezeichnen, die im Grundworte angegeben ist. Radewitsch (Z. S.) = radovici, bezeichnet also das Dorf und die Nachkommen des Rad.

2. Das Suffix ow (altslav. ovü) bildet besitzanzeigende Adjektiva und bezeichnet den von einer Person gegründeten oder eingenommenen Ort, Lochow also den Ort eines Loch genannten Mannes.

3. Dasselbe bezeichnet das Suffix in, Schlagenthin (slavętin) den Ort eines Slavęta, Gollin den Ort eines Goly.

Im Folgenden müssen wir nun die aus P N entstandenen O N völlig unberücksichtigt lassen und wenden uns nun den aus Appellativen entstandenen zu.

Hier kann das unveränderte Substantiv im Singular oder Plural zur Ortsbezeichnung genommen werden, z. B. Wustrow aus ostrovü Insel, Ferch aus vrühü Berggipfel, oder Adjektiva werden einfach verwertet, indem ein vřř (Dorf), gora (Berg), ręka (Fluss), struga (Bach) zu ergänzen sind: z borrowa (ręka) der aus dem Kiefernwald (bor) kommende Fluss, sprowa, Spröva, Sprewa: Spree*), Zerna (črna) = schwarz, Glambeck (glębokü) = tief, Nauen = nova = Neu d. h. nova ves neues Dorf.

Sonst werden wie bei den P N allerlei Nachsilben angehängt, wodurch wie bei ükü, řkü, řca die Verkleinerung bezeichnet wird: Brietz, Brietzig = breszko = bręzika ein kleines Birkicht, Drewitz = dręvřce kleines Gehölz.

Das angehängte řci wie janinü, das zu jani verkürzt wird und sich in germanisierten Wörtern oft als lin oder eln darstellt, bezeichnet die Bewohner: Pohlitz = polřci die auf den Feldern Wohnenden, Werbellin = vrbooljane die im Weidicht Wohnenden.***) Suffixe wie arř und niku (č. nik) bezeichnen die Bewohner nach ihrem Gewerbe: z. B. brütniki Bienenzüchter von brüti Bienenbeute, pol baré (č. brt. ein Name, der im Landbuche bei dem heute Schöpfurth, damals Schepforde genannten Orte in der Form Bardesnikker erwähnt wird.

Das angehängte ina bezeichnet den Ort, an dem die vom Grundwort genannte Sache oder Eigenschaft charakterisierend auftritt: Reppen = rępina = der Ort, das Feld, wo Rüben wachsen.

*) Nach Reichl, Der Urvname der Kaiserstadt Berlin. Handschrift S. 6.

**) Hey, Die slavischen O N im Königreich Sachsen. Realschuljahresbericht. Döbeln 1883. No. 6.

Ferner begegnen aus zwei Worten zusammengesetzte Namen wie z. B. Belgrad aus bêla + gradü = Weissenburg, Belgern aus bêla + gora = Weissenberg, Dolgenbrodt dlügü + brodü Langenfurt, Naugarten = novo hrad = Neuenburg, Zschornegosda wend. zarny gosd Schwarzwald.

Schliesslich treten vielfach mit Präpositionen gebildete Namen auf, die wichtigsten sind meždu zwischen: (Meseritz = Mesopotamien), na auf, an: Nablath = auf, an dem Sumpfe, po bei, an: Polenzig am Sumpfe, podü unter: Pademag (wie das bei Bomst gelegene Posemockel) aus podü + mokrü sumpfig, pri bei: Preilag = beim Luch, za hinter: Sablath = hinter dem Sumpfe, Sabrodt hinter der Furt, Sagar, Sagard Saude = za vod = za voda hinter dem Wasser, ve (wend. wo) + tyn um die Burg, nahe der Burg-Wettin und Wedding.*)

Die Deutungen aller dieser ON auf grund der urkundlich überlieferten Formen lassen nun vor unsern Augen ein Bild unsrer Mark während der Slavenzeit entstehen, wie es wahrer und schöner kein Annalist geben kann. In getreuester Weise spiegelt sich nicht blos die Landesnatur mit ihren Wäldern und Feldern, ihren Sümpfen und Seen, ihren Pflanzen und Tieren ab, sondern sie lassen uns auch die fleissige Bevölkerung bei ihrer Arbeit kennen lernen und verschaffen uns einen Einblick in die Art und Weise, wie sie das Land urbar machten, ihre Siedlungen anlegten und welcher Werkzeuge und Geräte sie sich dabei bedienten.

Im folgenden wollen wir nur einzelnes aus dem Bereiche der Bewaldung unsrer Heimat, ihrer Seenfülle, ihrer früher noch weit ausgedehnteren Sumpfflächen herausnehmen und von den Pflanzen und Tieren, die dieselbe bevölkerten, etwas einflechten.

Nicht nur unsere Mark, sondern das ganze nordöstliche Deutschland war früher von dichten Wäldern bedeckt, wie noch heute ein grosser Teil von Polen und Russland. Es ist deshalb nicht wunderbar, wenn so hunderte von Ortschaften ihren Namen davon erhalten haben. Unter den gebräuchlichsten Bezeichnungen steht bor der Kiefernwald obenan, daher leiten wir Bohre, Bohren, Bahren, Borke, Borkow, Burk, Burg ab. Börnecke, Börnicke aber werden nach Hey a. a. O. No. 14 von brünjakü (Lehmarbeiter), brüno (Lehm) abgeleitet. Das im Spreewald gelegene grosse Dorf Burg ist aus dem slav. bórek entstanden, und daraus ist durch Anlehnung an das deutsche Wort Burg geworden, so ähnlich wie aus Mezibor = mitten im Walde Merseburg geworden. Umgekehrt sollen die Wenden aus unserm deutschen Worte Burg bor gemacht haben, wie z. B. aus Brandenburg Brennabor und Brambor (ähnlich ist noch heute die vom Volke beliebte Aussprache beim Namen Nigenbramborg für Neubrandenburg i. Meckl.). Die ursprüngliche Namensform der Stadt,

*) Nach Reichl, a. a. O. S. 145.

die der ganzen Provinz den Namen gegeben hat, hiess bei den Wenden Zgorelica von gorëti brennen, so dass Brandenburg nichts andres als die Übersetzung des slav. Zgorelica ist.*)

Ein anderer Ausdruck für Waldung, unserm Gehölz entsprechend, ist drêvo, eigentlich Holz; daher stammen die ON Drewitz, Drebkau, Drebnitz, Drewnitz und Drehna. Von gozd Wald stammt Gosda, Zschornegosda (= Schwarzwald). Dörrwalde bei Senftenberg ist das wend. suchy gosd ins Deutsche übersetzt. Lesü ist der Wald, unserm Busch entsprechend, niedriges Laubholz in bruchiger Gegend, ihm verdanken die ON Lessen, Lessau, Lessa, Lesnik (in Sachsen Leisnig) und Leissnitz ihre Entstehung.

Aus dem nserb. keř (Strauch), plur. te krë (niedriges Gebüsch) wurde mit der Präpos. za: sa kro = hinter dem Gebüsch. Auf Sacrow bei Potsdam passt diese Bezeichnung so vollkommen, dass jeder, der das Dörfchen an der Havel gesehen, davon überzeugt sein muss, wie anschaulich die Wenden die Namen für ihre Ortschaften wählten. Hierher gehören auch die anderen Orte Sacrow (K. Lübben) und Sacro (K. Sorau). Das bei Forst belegene Sacrow wird noch heutzutage von den dort lebenden Wenden geradezu kre und zwar mit dem Artikel te krë (das Gebüsch) genannt. Möglicherweise hat Summt (bei Birkenwerder) seinen Namen von šuma Wald.

Das Kollektivum dabrava (Eichenhain), woher die Namen Dammer Dombrau, Dubrau, Duberow, Tauberwitz, führt uns nun zu den einzelnen Bäumen, aus denen der Wald sich zusammensetzt.

Häufiger als dąb oder dub (Eiche), woher Damm, Dambitz, Duben, Daubersdorf, Dauben, Daubitz, Damgarten (= damba gora Eichenberg) begegnet in den ON die Rotbuche (fagus silvatica), buk. Ausser den Hunderten von Buckow gehören hierher Hohenbucka, Bucke, Buckau, Bocka, Bückchen, Buchwitz. Noch häufiger treffen wir die Birke brëza an, daher die vielen Brietz, Briesen, Brietzen (Treuen- u. Witt-br.) Bresen, Bresinchen, Briesing, Briesnitz, Brietzig, Breetsch, Brieske, Bresow, Bresewitz, Brösa, Birkau, Priesen, Pritzen, Prietzen; selbst Wriezen wie Friesack und Brösigkenlake sind hier zu nennen.

Briest (in W. H. u. An.) aber rührt von brëstü Ulme her.

Die Weissbuche (carpinus betulus) heisst altsl. gabrū, oserb hrab, nserb grab und gab ihren Namen den Orten Grabe, Grabow, Grabitz, Gräbendorf, Grabkow, Gräbchen und Grabin (der wend. Name für Finsterwalde).

Die Esche jasen, die bekanntlich auch dem mährischen Gesenke den Namen gegeben, schuf Jessen und Jessnitz. Von lipa Linde rühren die ON Liepe, Leipe, Leibchel, Leibsch, wie auch der Name der Stadt

*) Buttmann, a. a. O. S. 69.

Leipzig her; von vrüba Weide, Werben, Werblitz, Werbelow, Werbellin und wahrscheinlich auch unser Urban an der Hasenheide (Vrbany in Böhmen heisst bei den Deutschen Urban).

Von topola (Weisspappel) haben wir Toppeln und manches Töplitz; andere Orte dieses Namens haben ihr Thema in topiel (der Wasserschlund), wie z. B. die Töplitzwiesen, die sich südlich an unsere Friedrichstadt anschliessen.

Ausser den Espen, Erlen, Sahlweiden, Rüstern, Rainweiden, Platanen, Ahornen, Lärchen, Wachholdern und Haselnusssträuchern begegnen wir auch den Obstbäumen. Der Apfelbaum jablanü ergab Gablenz, sliva Pflaumenbaum Schlenzer (wie auch Schlewitz und Schleiz), krušika Birnbaum, Krauschow, Krauswitz, Krausnitz und Krausnick.

Interessant ist noch der Name des Hollunders bŕsü, č. bez, woher Biesow, Beeskow; seine schwarzen Beeren heissen wend. basinky oder besynki, daher soll nach Buttman unser Provinzialausdruck für kleine schwarze Beeren jeder Art Besinge stammen, die man bei Fürstenwalde auch Buschín nennt. Doch steht jetzt die Ableitung aus dem Deutschen fest.

Unter den strauchartigen Gewächsen kommen hier besonders die Dornsträucher, Brombeerstauden und das Heidekraut in Betracht.

Der allgemeinste unserm Dorn entsprechende Ausdruck ist altsl. trünü. neusl. trn, daher Tarnow, Tornitz, besonders häufig Tornow; die Brombeerstaude kapina ergab Kampenitz, von ostruga Ostritz, von vresü die gemeine Heide, Erica: Ressen und Briesnigk (wie auch Riesa in Sachsen). Von Malina Himbeere rührt Mallnitz, Mallenchen und Mahlen her. Vom Farnkraut praprotü hat Papproth mit Anlehnung an deutsche Formen seinen Namen bekommen. Nach dem Pilz gribü nennt sich Grieben, Griebow, Griebenow, Gribona, Griebnitz und Grimnitz, nach dem Moose mühü, neusl. mech: Machnow, Mochow, Mochlitz.

Der Wald war zum grössten Teile der Aufenthaltsort wilder Tiere, das wend. Wort, das dieses mit brlog (altsl. brülogü) bezeichnet, findet sich wieder in Berloge, woraus man in Böhmen auch Berlau und Bierloch gemacht hat. Auch die Biene bŕcela findet hier ihre Nahrung, den Honig medü, daher finden wir auch ein Medwitz, den Ort eines Medojed, eines Honigessers. Zolchow, Zülchow, Züllichau rechnet Buttman hierher aus dem wend. zola, gewöhnlich zolka für das neusl. pčela Biene, während brüti pol. baré Bienenbeute, Barth und Baruth entstehen liess.

Von den Tieren des Waldes seien hier angeführt der Hirsch jeleni (Gellnitz, Göllnitz), der Fuchs lisü Lieskow, der Wolf vlükü Wulkow, Wilkau (Buttman S. 124 weist alle diese Worte mit k dem Adj. veliki gross zu, die mit einem Zischlaute wie Welzow, Wilschwitz [Wildschütz in Böhmen] dem Subst. vlükü).

Von den übrigen Tieren seien erwähnt: kobyla (die Stute), welches in Golenz, Kuhblank, Kuhblankshof und sogar in Coblenz in Sachsen

(= kobył-nica) auftritt, koni (Pferd) in Konitz, doch ist mancher Name dieses Ortes wie z. B. des in Westpreussen liegenden von chojna (Kiefer) abzuleiten.

Von volü (Ochse) stammt nicht allein Wolletz, Wollup, Wollin, sondern auch der Ort Allmosen = wend. wolobus; mit Buttman S. 122 erinnern wir hier an Volhynien, eine für das Land sehr passende Bezeichnung, denn die Ochsen von Volhynien und Podolien sollen in der ganzen Welt berühmt sein.

Von tele (Kalb) leiten wir nicht blos Schellnitz (šelnica) und Tellschow, sondern auch Telz und den Namen des Kreises Teltow ab.

Mit dem Bieber, der leider bei uns im Aussterben begriffen ist, wollen wir unsere Übersicht über die Tiere schliessen. Die mit ihm zusammenhängenden ON lassen uns erkennen, dass er ehemals viel verbreiteter war als jetzt, denn zahlreich sind die Namen Bibra, Bebrov, Boberow, Bobrowo, Bobrau, Boberwitz, Bobern — und Babelsberg. Urkundlich wird letzterer nämlich Boberowberg genannt, daraus wurde im Laufe der Zeit Babertsberg, Babersberg und schliesslich Babelsberg.

Dieses in und am Wasser lebende Tier bringt uns nun zu seinem Elemente, dem Wasser, dem Flusse, dem Sumpfe.

Den allgemeinen Begriff nass mokrü finden wir in den ON: Möckern, Möckritz, Mockritz, Makeritz, Mäckernitz, dem sumpfigen Teile in der Jungfernheide. Dass Pademag wie Posemockel aus der Präpos. podü und unserm Worte entstanden, hatten wir vorhin gesehen.

Der gewöhnlichste Ausdruck für eine nasse Wiese ist lug, č. luh, oserb luh, asl. laġu. Als Georg Schweinfurth die sumpfigen, von weiten Schilf- und Grasflächen umgebenen, von trägen Strömen durchzogenen Gegenden am weissen Nil kennen lernte, vermochte er diese nicht besser zu charakterisieren, als mit dem wendischen Namen „luh“*). Hiermit hängen die Namen Lugau, Dobrilugk und Preilack (= Pšilug), welch letzteres der altslav. Form näher steht, zusammen. Von einem ähnlich lautenden Worte altslav. laġa, oserb. nserb. luka (die Wiese) leitet man Luckau, Luckow, Luckwitz und vor allem unsere vielen Lanke und Lanken ab.

Von luža (Sumpf, Morast) kommt wahrscheinlich der Name der Lausitz, das Land der Sümpfe, daneben Lausnitz, Lausnitz. Eine Gegend bei Senftenberg heisst noch heute der Lausesumpf, luža ist hierin im deutschen Munde zu Lause geworden und dann noch einmal übersetzt durch Sumpf. Auch das Dorf Salhausen bei Senftenberg enthält das Wort luža; scheinbar ist es aus Saal und hausen zusammengesetzt, das ist aber nicht der Fall, richtiger wäre Sa lause, woraus der Deutsche dann Saal hausen machte, denn es lautet im Wend. zalž, zu-

*) Miklosich, Die slav. ON aus Appellativen, Wien 1874 unter laġü.

sammengezogen aus za lužije = hinter dem Sumpfe. Hier sehen wir recht deutlich, wie schwer es ist, aus der heutigen Form den Namen zu erklären, wenn wir nicht auf die alte urkundlich überlieferte Form zurückgehen. Eine ähnliche Anlehnung an deutsche Worte erleiden Ausdrücke, die aus blato „Sumpf“ gebildet sind, wie Wirchenblatt aus vrühü + blato (Sablath, Nablath), Plattkow, als ob die N. etwas mit Blatt oder Platt zu thun hätten.

Von jezero (See) erhalten wir die ON. Jehserigk, Jeserig, Jäser, Jesar-See bei Potsdam, Hohen- und Nieder-Jehsar, auch Klein Gäser.

Wir sind am Schlusse unsrer Besprechung angelangt. Aber Sie würden mir, und mit Recht, den Vorwurf machen, gar nichts von dem Namen des wichtigsten Ortes der Mark, der glänzenden Hauptstadt des deutschen Reiches, gesagt zu haben.

Bekanntlich ist Berlin aus den beiden Ortschaften Kölln und Berlin zusammengewachsen. Kölln, der älteren Siedlung, wird zum ersten Male in einer Urkunde vom 28. Oktober 1237 Erwähnung gethan, worin der Name Colonia lautet. In späteren Urkunden zeigt sich die Form (1285) Colne, (1298) Cölne, (1307) Coln, (1317) Collen etc.

Herr Justizrat Dr. Reichl in Eger, dessen Handschrift: Der Uname der Kaiserstadt Berlin. Ein Beitrag zur wendischen Vorgeschichte der deutschen Reichshauptstadt (Leipzig 1892) mir durch die Güte des Herrn Vorsitzenden zur Verfügung stand, hat alle bisherigen Deutungen in diesem Werke zusammengestellt und kommt schliesslich dahin, das Wort, wie es gar nicht anders möglich ist, aus dem Slavischen zu erklären. Colne, die urk. verbürgte Form hängt zusammen mit dem asl. kolü Pflöck, č. kol Pfahl, kolna Pfahlhütte, oserb. kolina Gepfähl, Verpallisadierung. Unter dem Einflusse der deutschen Lautgesetze wurde kolina in die germanisirte Form Köln umgebildet. Der Begriff, der mit dem Worte kolina verknüpft ist, bezeichnet ein aus Pfählen oder Pallisaden aufgerichtetes Pfahlwerk, ein Bollwerk, eine hölzerne Befestigung. Interessant ist, dass von dieser Verpallisadierung oder diesem Pfahlwerke, wie der um die Erforschung der Urgeschichte Berlins verdiente Vorsitzende, Herr Stadtrat Friedel, in seiner Schrift: Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgebung (Berlin 1880) S. 20 mittheilt, sich mehrfache Überreste erhalten haben.

Köln ist also der mit Pfahlwerk als Befestigung umgebene Ort. Aber immer noch findet die Ableitung von dem lateinischen Colonia, selbst noch in den letzten Tagen*) Anklang, weil die geschichtlich verbürgte Herkunft des ersten Berliner Schultheiss Marsilius aus dem Erzstift Cöln am Rheine sowie der Name unserer Petrikirche, die demselben

*) Siehe Mittheilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins 1894. No. 4 S. 41.

Heiligen geweiht ist, wie der Cölner Dom, eine Verbindung mit Colonia am Rheine erkennen lassen.

Bei der Erklärung des Namens Berlin, zu der Reichl ausserordentlich schätzenswertes Material bietet, indem er wie bei Kölln alle bisherigen Ableitungen anführt, brauchen wir wohl nicht darauf zurückzukommen, dass der Name mit dem Ptolemäischen Virunum oder dem griechischen Peribolion (Tiergarten) oder einem keltischen Worte nicht das geringste zu thun hat.

Aber auch, wie Paul Cassel*) es wollte, aus dem Germanischen kann der Name nicht herrühren. Das deutsche Wald und Busch mit feuchtem, moorigen Boden bezeichnende Wort Brühl, das in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters als brolium, brollium begegnet, sei, so sagt dieser Gelehrte, zu brol, breil, brel slavisiert und mit der Endung in versehen worden, daher Brelin und mit umgestelltem r Berlin.

Aber, sagt Reichl mit Recht, aus brolium konnte wohl borlium, börlium werden, aber nicht börlinum wegen des fehlenden n, da Konsonanten nicht so leicht verschwinden, vielmehr als feste Überreste eines früher lebensvollen Körpers übrig bleiben.

Von den slavischen Deutungen, die hier bei dem zuerst 1244 auftretenden und genau so wie heute geschriebenen Namen Berlin versucht wurden, wollen wir nur kurz die von früheren Forschern versuchten deutschen Erklärungen geben: nimm Lehm, nimm Schleihe, Lehm Boden, wüste, buschige Gegend, Mauserplatz, Ort wo den Vögeln die Federn ausfallen, am Berge.

Von den Erklärungen, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, seien hervorgehoben: 1) diejenige Heys a. a. O. S. 11, der Berlin wegen des männlichen Artikels (der Berlin) vom asl. brüleni, č. brlen, sorb. barleń Flossrechen, Flössholzfang ableitet, während er Börlin bei Dahlen im Königreich Sachsen, das 1241 Burulyng genannt wird, als bor-ov-ljani = die Leute am Kiefernwald deutet, und 2) die von Busch im Allgem. Archiv f. Geschichtskunde des preuss. Staates, Hsgeg. von Ledebur, 1834, S. 193 als bor rolina = Fichtenwald und Acker = Waldacker.

Reichl, der alle einschlägigen Formen zusammengestellt hat, findet in den ursprünglichen Mittelsilben unserer ON. nun das Appellativum role, laus. wend. rola, č. role, aslav. raliija (Acker, bebauter Boden); der Wurzel č. rol, wend. ral ist das Suffix in angehängt, das bei Bildung der Adj. possess. wie auch bei Bildung von Substantiven eine grosse Rolle spielt; daraus wurde das laus. wend. Adj. roliny, rolina, roline gebildet, und diesem schliesst sich das Subst. rolina an, welches eine zum Ackerbau geeignete Bodenfläche, Ackerland, Ackergrund bezeichnet.

*) Berlin, sein Name und sein Ruf. S. 24.

In der ersten Silbe der verschiedenen ON. steckt die Präposition *po*, die die Richtung nach Zeit und Ort hin, sodann den Ort selbst, auf dem etwas längs hin vorgeht, bezeichnet: längshinauf, längs an; untrennbar vor Subst. u. Adj. bedeutet es im laus. wend. die unmittelbare Nähe bei etwas oder enge Beziehung zu etwas. Berlin = *Po Ralyné* = *Po ralynje* bedeutet also längshin auf dem Ackergrunde, am Ackergrunde, am Ackerlande, am Ackergelände.

Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde

feierte am Sonntag und Montag den 16. und 17. Juli 1893 ihr Jahresfest in Sorau. Von Mitgliedern der „Brandenburgia“ waren die Mitglieder E. Friedel, 2. Vors., K. Künne und P. Telge anwesend, dgl. vom Berliner Geschichtsverein H. Busse.

Der erste Tag war dem Urnenfelde bei Droskau gewidmet, das nahe diesem Dorfe auf abgeholztem Heidegrund liegt, fast 400 Morgen umfaßt, also zu den grössten gehört, schon lange ausgebeutet ist und manches wertvolle Fundstück für verschiedene Sammlungen, u. A. für das Märkische Museum, ergeben hat. Die Ausgrabungen wurden von dem Vorsitzenden, Prof. Dr. Jentsch-Guben, Friedel und Busse geleitet. Die Gräber sind dort Steinhügelgräber mit 4 bis 5 Grüften; die Thongefässe sind vorwiegend von der Form der terrinenartigen Urnen und unter dem Rande mit parallelen flachen Einstrichen und mit zwei ösenartigen Henkeln versehen. So wenigstens die Gefässe, die bei dieser und einer nicht viel früher vorgenommenen Ausgrabung gehoben worden sind. Sie gehören in die Periode der ostgermanischen Gräberfelder mit ausgesprochenem Lausitzer Typus und werden in die Zeit von 800 bis 400 v. Chr. gesetzt. Bemerkenswert war namentlich darunter eins mit senkrecht durchbohrten Henkeln. Obwohl keine Bronzebeigaben, an denen auch dieses Lausitzer Urnenfeld arm ist, gefunden wurden, so hat doch die Sorauer Sammlung durch die Oeffnung der fünf Gräber eine willkommene Bereicherung erfahren.

Am zweiten Tage früh besichtigten die Festteilnehmer zuerst die Altertümersammlung des Sorauer Geschichtsvereins im Königlichen neuen Schlosse. Diese überraschte durch ihre Reichhaltigkeit in Anbetracht der kurzen Zeit, die der Verein erst besteht, und erfreute durch die musterhafte Sorgfalt, mit der sie angeordnet ist und gepflegt wird. Daran schloss sich ein Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, wobei am meisten die schöne, im gotischen Stil erbaute Hauptkirche mit ihrer Gruft und ihren wertvollen Kirchengerten fesselte.

Nach 10 Uhr wurde im grossen Saale des „Goldenen Stern“ die Hauptversammlung eröffnet. Nachdem der Vorsitzende, Prof. Dr. Jentsch, die

Erschienenen warm begrüsst, die Sorauer Gegend nach ihrer prähistorischen Bedeutung charakterisiert und in Bezug auf die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft, wie besonders auch für ihr Verhältniss zu den Nebenvereinen und den grösseren Gesellschaften, neue Anregungen gegeben hatte, ergriff zur Bewillkommung der Königl. Landrat Hänel von Cronenthal das Wort. Er ging davon aus, dass die Vergangenheit der Schlüssel zur Gegenwart sei, um auf die verdienstvolle Thätigkeit der heute hier tagenden Gesellschaft hinzuweisen und gab seinem und der Sorauer regem Interesse lebhaften Ausdruck in einem dreifachen Hoch auf die Niederlausitzer Gesellschaft. Nicht minder herzlich hiessen im Namen der Stadt der Stadtrat Below und im Namen des Sorauer Geschichtsvereins dessen Vorsitzender, Dr. med. Kade, die Gesellschaft willkommen; die Grüsse des Märkischen Provinzial-Museums und der „Brandenburgia“ überbrachte Stadtrat Friedel aus Berlin, die der Oberlausitzer Schwestergesellschaft deren Leiter, der Dr. phil. Feyerabend, denen allen der Vorsitzende in herzlicher Weise dankte. Der von diesem darauf erstattete Jahresbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft, sowie der Kassenbericht des Stadtrat Ruff aus Kottbus fielen befriedigend aus.

Nachdem beschlossen war, dass die Hauptversammlung in Forst stattfinden solle, begannen die wissenschaftlichen Vorträge und Erörterungen. Lehrer Gander aus Guben beschrieb und deutete die Erntegebräuche in der Niederlausitz. Vornehmlich sind es zwei. Wenn die letzte Ecke abgemäht oder die letzte Garbe gebunden ist, heisst es überall noch: „Nun wollen wir (soll der oder jener) den Hahn greifen“, jetzt fast nur noch eine Redensart, wobei höchstens noch so gethan wird, ehemals aber wirklich ausgeführt, indem man einen im Korn oder zwischen Garben versteckten Hahn losliess. Und dann wird noch auf den grösseren Gütern „der Alte gebracht“, d. h. die wie eine menschliche Gestalt herausgeputzte und bekränzte letzte Garbe wird von den Schnittern und Aufbinderinnen auf den Hof gebracht und mit einem Spruch an die Scheune gestellt, damit der Alte auch da noch helfe und segne, wofür natürlich der Hofherr den Leuten Schmauss und Tanz geben muss. Der Vortragende zeigte, wie der Alte ganz unzweifelhaft ursprünglich ein segnender Saat- und Erntegott und jenes ein ihm dargebrachtes Dankopfer gewesen ist, ohne sich dafür entscheiden zu wollen, ob man sich unter dieser Gottheit Donnar oder Wodan, auf den auch manches deutet, zu denken habe. Den zweiten Vortrag hielt Direktor Dr. Weineck aus Lübben über die althergebrachten Feuer, die zu gewissen Zeiten, besonders zu Ostern und Johanni angezündet wurden und vielerorten in unserem Vaterlande und den Nachbarländern noch angezündet werden; die Johannisfeuer, ehemals auch in der Niederlausitz gebrannt, dem Osten, der Mitte und dem Süden angehörend, dort teilweise mit Walpurgisfeuern, hier mit Osterfeuern gemischt, die Osterfeuer in der nordwestdeutschen Tiefebene und den angrenzenden Mittelgebirgen, bis nach den Niederlanden und nach Nordfrankreich hinein allein und in ursprünglicher Weise gebräuchlich. Der Vortragende zeigte, dass die dabei üblichen alten, jetzt meist entarteten Gebräuche, wie der Gesang, der Fackelreigen, das Herabrollen von brennenden Rädern und Fässern, die Feuerkreise der geschwungenen Besen, das Überspringen des Feuers, ferner der vielerlei daran sich knüpfende Aberglaube, die festlichen Zeiten, die

Namen und die an den meisten Brandplätzen noch haftende Erinnerung ehemaliger Heiligkeit das, was jetzt nur noch Belustigung der Jugend ist, als uralte, mit Opfern verbundene, heilige Handlungen zu Ehren der Götter erkennen lassen. Welchen Göttern diese und jene angezündet wurden, welche charakteristischen Unterschiede sie trennen, und wie diese auf eine ursprüngliche Verschiedenheit des Stammes und der Volksart führen, das darzulegen erlaubte die vorgeschrittene Zeit nicht mehr. — Darauf zeigte der Geheime Rat Grempler aus Breslau zwei am Zobtenberge gefundene Bronzeschalen mit altertümlichen Zeichnungen, Stadtrat Friedel zwei kleine steinerne Amulettplättchen mit runenartigen Zeichen, Hermann Busse eine Thonflasche mit doppeltem Henkel übereinander, beide Stücke von dem eifrigen letztgenannten Altertumsforscher auf einem ostgermanischen Gräberfeld bei Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow, ausgegraben. Ferner legte Busse einen Bronzemeißel vor, aus einem gewundenen Arming gefertigt von der Insel im Liepnitz-See bei Bernau, Kreis Nieder-Barnim, ferner Ruff-Kottbus eine grosse Bronzefibel mit spiralig gewundenen Brustschildern, ein drittes solches Zierschild, zwei massive Armringe aus Bronze und eine 6 cm lange und zwei 3 cm lange Doppelspiralen aus reinstem Golde im Werte von 90 Mark, die er sammt den Bronzesachen aus einem Funde in der Nähe von Kottbus für die Sammlung der Gesellschaft gerettet hatte, von dem die andere grosse und vier kleine Goldspiralen schon eingeschmolzen waren. — Eine längere Erörterung darüber, wie weit an den Formen prähistorischer Gefässe und Geräte in der Lausitz der Einfluss der gallischen oder der sog. la-Tène-Kultur sich erkennen lasse, an der sich besonders Grempler, Jentsch und Friedel beteiligten, schloss diesen wissenschaftlichen Teil der Hauptversammlung.

Bald schloss sich daran ein frohes Mahl, das vortrefflich bereitet war, durch die heiterste Geselligkeit und ernste wie launige Trinksprüche gewürzt und durch die Teilnahme der Damen verschönt wurde, den Höhepunkt der Gemütlichkeit aber erreichte, als die von einem der namhaftesten Mitglieder des Sorauer Vereins der Niederlausitzer Gesellschaft gewidmeten „drei neuen prähistorischen Lieder“ voll des trefflichsten Humors gesungen wurden.

Am Nachmittag ging es zu Wagen und zu Fuss in den herrlichen Königlichen Forst bei Sorau, und hier wurde in einem lieblichen Waldthal, der sog. „Euterpe“, das mit Tischen und Bänken ausgestattet ist, unter den Klängen der mitgenommenen Stadtkapelle von den gastlichen Frauen ein Imbiss dargereicht.

(Dem Lübbener Anzeiger in der Hauptsache entnommen.) D. Red.

Diesseits wurde im K. Sorauer Forst das sogen. Raubschloss nahe dem Rücken berg (höchste Erhebung der Provinz Brandenburg, 242 m ü. M.) untersucht. Daran knüpfen sich allerhand legendenhafte Ausschmückungen, auf mittelalterliche Kämpfe der Sorauer und Sommerfelder bezüglich. Die Benennung einzelner Punkte: „Heldengrab der Sommerfelder“, „Todesthal“, „Trauerhain“, „Blutlache“, „Todten-Brücke“ sollen romantische und schauerliche Empfindungen hervorrufen. Es ist jedoch von Mauerwerk keine Spur

gefunden, insbesondere erscheint auch unerfindlich, wo eine Burgbesetzung das unentbehrliche Trinkwasser auf dem durchaus trockenen Diluvialberge erhalten haben soll.

Augenscheinlich handelt es sich um eine germanische Hochburg, mehrere Ringwälle sind nachweisbar. Einen bearbeiteten Feuerstein grub ich aus; von Scherben, wie sie die slavischen Rundwälle auszeichnen, anscheinend leider keine Spur.

Die Hochburg erinnert mich an den Hochwall bei Knoblauch im Osthavelland, eine germanische Befestigung, die von mir als solche namentlich durch die Gefässreste festgestellt worden ist.

Man hat sich diese Hochburgen als vorübergehend benutzte Verteidigungswerke unserer heidnisch-germanischen Altvorderen in Kriegsläufen zu denken.

Der Wald besteht hier aus Buchen und wildwachsenden Fichten, Edeltannen sowie Kiefern. Die Stellen in der Provinz Brandenburg, wo wie hier *Picea excelsa* Lk. und *Abies alba* Mill. einheimisch vorkommt, sind recht selten.

Sorau, den 17. Juli 1893.

Ernst Friedel.

Die Altertums-Sammlung des Vereins für die Geschichte Soraus. Zur Erklärung für ihre Besucher bearbeitet von H. Donath, Archivar des Vereins. Sorau N.-L. 1892. Zeidler's Buchhandlung.

Unter Führung des um die Vereinssammlungen hochverdienten Stadtrats Donath und unter Benutzung des vorstehend aufgeführten, mit geschichtlichen Nachweisungen umsichtig und belehrend ausgestatteten Verzeichnisses musterte ich am 17. Juli d. J. die Aufstellung in zwei ebenerdigen Räumen des Königl. Schlosses.

Die Hauptteile der Sammlung sind in acht verglasten Schränken untergebracht. I enthält Vorgeschichtliches, meist ostgermanische Gräberfunde von Droskau, Friedersdorf, Marsdorf, Liebsgen etc. — II ist der Geschichte der Stadt Sorau gewidmet. — III dem Kreise Sorau, den Lausitzen und Sachsen. — IV Schul- und Kirchenwesen. — V Rechtswesen und andere Wissenschaften. — VI Handel und Gewerbe. Darunter interessante Innungssachen, Laden, Truhen, Willkommen, Herbergswappen etc. — VII Familienaltertümer. Darunter Bilder der Sorauer Reichsgrafen-Familie Promnitz. Graf Johann Erdmann von Promnitz überliess durch die Resignations- und Übereignungs-Akte vom 29. November 1765 den Lehnsbesitz der Herrschaften Sorau, Triebel, Christianstadt, Drehna und Vetschau gegen 12 000 Thaler jährliche Leibrente und einige Natural-Gerechtsame an die Krone Sachsen. — VIII Verschiedenes. Sorauer Münzen, Wappen, Siegel und Drucke. Waffen und Monturstücke. Ein Baschkirenbogen von 1813. Wirtschaftsgeräte u. dgl.

Zum Schluss sei erwähnt, dass ein Vorgang in Sorau lehrt, wie die alte Sitte, allerhand Merkwürdigkeiten in Schlössern, Kirchen und Rathäusern aufzuhängen, noch immer nicht ganz erloschen ist. In der Durchfahrt des Schlosses bemerkte ich eine grosse Rippe aufgehängt. Meine Vermutung, dass

es sich um ein altüberkommenes Stück handele, wurde keineswegs bestätigt, mir wurde vielmehr bedeutet, es sei eine vor nicht langer Zeit ausgegrabene Mammuth-Rippe, die man auf solche Weise zum Gedächtnis und zur Schau für das Publikum aufgehängt.

Verständiger erscheint es mir, dergleichen Fundstücke einer geordneten und gesicherten öffentlichen Sammlung zu übergeben.

Sorau, den 17. Juli 1893.

E. Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Die geplante Reichs-Tabaksteuer veranlasst uns zu folgender Mitteilung. Dass in Berlin auch Tabak gebaut wird, dürfte wenig bekannt sein. Nach Angabe der Steuerbehörde zählte Berlin im Etatsjahr 1891/92 sechs Tabakpflanzler, die 4,96 Ar bebauten und davon 69 Kilogramm Tabak geerntet haben. Wer die Erzeuger und Verehrer des Berliner Kanasters sind, darüber schweigt die Statistik sich leider aus. In der Provinz Brandenburg ist der Tabakbau bekanntlich recht ausgedehnt und hat im letzten Jahre noch eine weitere Steigerung erfahren. Insgesamt zählte man in der Provinz 7661 Tabakpflanzler mit 209,604 Ar Terrain und 3,940,606 Kilogramm Ernteertragnis. Am stärksten ist der Tabakbau im Steuererhebungsbezirk Frankfurt a. O., wo man 2546 Tabakbauer zählte, dann folgen Prenzlau mit 1803, Lübben mit 1308 und Landsberg a. W. mit 1205 Tabakpflanzern. Leider hat auch der märkische Tabakbau unter den ungünstigen Steuer- und Arbeiterverhältnissen sowie unter dem allzugrossen Einfluss des Zwischenhandels auf die Preisnormierungen zu leiden, namentlich hält man eine Änderung der Besteuerung für unerlässlich.

Oel-Rosenkultur bei Berlin. Nachdem es bei Leipzig gelungen ist, aus sächsischen Rosen ein Rosenöl herzustellen, welches dem orientalischen nicht nur ebenbürtig ist, sondern sogar erheblich theurer im Handel bezahlt wird, sind bulgarische Rosen, weisse und rothe, der Centifolie nicht unähnlich, in solcher Menge auf dem städtischen Rieselgut Osdorf bei Grossbeeren und Lichterfelde gezogen worden, dass ein Versuch, Rosenöl zu erzeugen, bereits im vorigen Jahre auf Veranlassung des Stadtrats Marggraff vorgenommen werden konnte. Dieser erste Versuch, den der Besitzer der hiesigen Rothen Apotheke, Herr Marggraff jun., angestellt hat, ist negativ ausgefallen. Dagegen ist ein zweites Experiment des genannten Herrn in diesem Jahre glänzend geglückt, d. h. wir haben aus Osdorfer Rieselfeldrosen hergestelltes echtes Rosenöl. Dies Rosenöl, selbstverständlich nur ein geringes Quantum, wurde in der gestrigen Magistratssitzung vorgelegt und liess an Wohlgeruch nichts zu wünschen übrig. Der Magistrat votierte dem Apothekenbesitzer Marggraff einen Dank und beschloss, die Versuche weiter fortsetzen zu lassen, welche bei dem enormen Preise des Rosenöls möglichenfalls eine Einnahmequelle begründen werden.

Berlin d. 22. VII. 1893.

E. Fr.

Im Garten des Kammergerichts zu Berlin hat sich einer der dort noch befindlichen über 200 Jahre alten Kastanienbäume wieder mit frischen Blättern und Blüten bedeckt. Dieser Baum säumte mit seinen gleichalterigen Kollegen eine Chaussee ein, welche noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts von Treptow aus nach Charlottenburg führte. Auch der Garten der Sternwarte enthält noch Reste dieser alten Allee. Mit dem Weiterausbau der Friedrichstadt wurde jene Chaussee mit in den Bebauungsplan hineingezogen und ging als Landstrasse ein. Im Garten des Kammergerichts aber ist ihre Richtung durch die erwähnten sie umsäumenden Bäume noch deutlich erkennbar.

Berlin d. 22. 9. 1893.

B. T.

Die Verwünschte in Sanssouci. Zu diesem Artikel Willibald von Schulenburg's Jahrg. 2 S. 140 bemerkt unser Mitglied Herr Eduard Berts, Frankfurt a. O., Bergstr. 52 a, im „Bär“ Nr. 39 vom 24. Juni 1893, dass sich der verdienstvolle Forscher in seinen bezüglichen, zuerst in Nr. 36 des „Bär“ (1893) mitgeteilten Angaben geirrt habe. Die Ariadne ist nur die Pseudo-Verwünschte, die echte dagegen, an welche die Sage sich knüpfe, sei die von Friedrich dem Grossen errichtete Bildsäule der Thetis von Glume, welche wie schon A. Ritter in der „Geschichte der K. Residenzstadt Potsdam“ meldet, von Friedrich Wilhelm IV. durch die Ariadne ersetzt wurde. Glume's Thetis steht jetzt auf der obersten Terrasse des Orangeriehauses. Als Märchen hat Ed. Bertz die Sache unter dem Titel „die verwünschte Prinzessin“ im „Bär“ vom 18. Nov. 1893 S. 718 behandelt.

Das „Komma“ in Sans-Souci. Kleinigkeitsforschern macht die über dem Schloss Friedrichs des Grossen prangende Inschrift Sans, Souci nicht selten Kopfzerbrechen. Sie verstehen nicht wie der alte Fritz statt des trait d'union oder tiret zwischen sans und souci ein Komma hat setzen können. Die Betreffenden mögen sich beruhigen, das kommaartige Zeichen ist kein Komma, sondern das bekannte französische Bindestrichelchen, welches nur im Stile des späten Rokkoko wie Alles geschnörkelt worden und daher kommaartig krumm ausgefallen ist. Gewöhnlich wird in Deutschen Schriften Sanssouci, also das Wort ohne Bindestrich geschrieben, das ist entschieden unrichtig, denn die französische Akademie schreibt sans-coeur, sans-culotte, sans-fleur, sans-peau, sans-prendre, sans-tache und die übrigen ähnlich zusammengesetzten Wörter immer mit dem tiret. F.

Rudolf Mosse Stiftung. Unter dieser Bezeichnung hat der Berliner Magistrat kürzlich eine Stiftung begründet, bestehend aus 10000 Mark, welche der bekannte Verlagsbuchhändler zu dem Behufe gestiftet hat, dass daraus neuere geschichtliche Werke angekauft werden. Diese Büchersammlung wird der Magistratsbibliothek einverleibt und der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht werden.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Persönliche Nachrichten.

1. Hermann Duncker, Geheimer Regierungsrat, seit 1872 bis 1892 Bürgermeister von Berlin, ist am 13. Dezember 1893 verstorben und auf dem Kirchhof der Zwölf-Apostel-Gemeinde beerdigt worden. Besonderes Interesse nehmen wir an ihm, wegen der zuverlässigen amtlichen Berichte, welche während seiner Amtsführung — zunächst für die Jahre 1861 bis 1876 — über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin im Kommissionsverlag bei Julius Sittenfeld erschienen sind. Obwohl Duncker's Name als Redakteur dieser wertvollen Publikationen nicht genannt wird, weiss doch jeder Eingeweihte, dass er die Haupttriebfeder derselben gewesen ist und dass die durch wuchtigen Stil gekennzeichneten „Einleitungen“ von seiner Feder sind. Um die letzteren zu kennzeichnen, führen wir an, was er über die Gründerzeit 1871—1873 bemerkt: „Es war eine durch den Luxus einzelner zu schnellem Reichtum gelangter Kreise, durch die bei leichter Kreditgewährung und und zeitweilig rascherem Konsum maasslos ausgedehnte Produktion in ihren Wirkungen noch gesteigerte Folge der Verminderung des Geldwertes, dass auf der einen Seite die Löhne der Handarbeit eine Höhe erreichten, welche für die Arbeiter eine starke Versuchung zu Uebermut und Verschwendung wurde; dass andererseits jene Epoche des leichten Verdienstes an der Börse, bei der Lohnarbeit, beim Handel, insbesondere auch bei dem Handel mit Grundstücken für die auf feste Renten und Besoldungen Angewiesenen, bis zu der — naturgemäss erst nach einiger Zeit, wenigstens für die Beamten eintretenden — Ausgleichung eine Zeit der Sorgen und Bedrängnis war, die besonders in der „Wohnungsnot“ zur Erscheinung kam.“

2. Dr. Wilhelm Schwartz, Direktor des K. Luisen-Gymnasiums, unser allverehrtes Ehrenmitglied und unser Mitarbeiter im Gebiet der Heimatkunde feierte am 19. Dezember 1893 das 50jährige Doktorjubiläum. Schwartz' Dissertations-Schrift von 1843: „De antiquissima Apollinis natura“ kennzeichnet schon den mythologischen Zug, der aus den Haupt-

schriften des Jubilars als leitender roter Faden hindurchscheint. Der Vorstand hat durch ein Glückwunschsreiben und eine Ansprache die Verdienste des Jubilars gefeiert. Erfreut hat es uns alle, dass ein den Studien desselben so nahe stehender ausgezeichnete Gelehrter wie Dr. Karl Weinhold das Diplom in seiner Stellung als Rector Magnificus der Berliner Friedrich-Wilhelms Universität zu erneuern hatte.

Bericht über die 4. (2. ausserordentliche) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Sonnabend, den 26. Mai 1894, nachmittags

Wanderfahrt nach Bernau.

Den ganzen Vormittag Regen; prüfend hat wohl jeder von uns den Himmel geblickt, und jeder hat sicher gedacht, es wird wohl nichts aus der Fahrt werden. Diese Befürchtung war eine so allgemeine, dass unser 2. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, schon die Absagedepesche in der Tasche hatte. Aber der Himmel hat es gut mit uns gemeint, und die 35 Teilnehmer der Partie, man darf wohl sagen die Erfahrenen, die das gute Glück der Brandenburgia kennen, dampften fahrplanmässig ab. Zuerst die Häuserreihen und die Strassenübergänge der Vorstadt, dann Pankow mit seinem Grün, dann Wiesen und endlich die weiten Roggenfelder des Nieder-Barnim. Halb Frühlings- und halb Herbstwetter gaben die rechten Farben für die märkische Landschaft.

In Bernau wurden wir auf das freundlichste empfangen, und der Mut unserer Damen bewundert. Da der Herr Bürgermeister durch eine Dienstreise vorläufig behindert war, so empfingen uns der Herr Stadtverordnetensteher Wernicke und der Herr Oberprediger Fittbogen. Ausserdem aber trat die Frau Bürgermeister Pätzold in liebenswürdigster Weise für ihren Gatten ein. Durch die neue Vorstadt mit ihren Vorgärten und Villen führten uns die Herren sogleich zum alten Hauptingang der Stadt, zum stattlichen Königsthor, das früher Steinthor hiess; es ist dies ein schmales Thor mit einem Turme darüber, in welchem das städtische Museum untergebracht ist. Auf einer engen Stiege in der dicken Mauer kletterten wir alsbald hinauf in das Museum. In einem Vorraum befinden sich einige Bilder und andere Erinnerungen an das 450jährige Jubelfest der Befreiung von den Husiten. Das eigentliche Museum enthält eine reiche Sammlung prächtiger Waffenstücke. Ein Teil der Sturmhauben, Harnische und Schienen stammt aus der Zeit des

Husiteneinfall, ein anderer aus späterer Zeit. Von jener denkwürdigen Zeit zeugt z. B. ein Feldkochapparat, für einen ganzen Ochsen auf einmal berechnet, der aus zwei nebeneinander liegenden Bratspiessen besteht, die durch eine Kurbel gedreht werden können, eine grosse angeblich husitische Holzschüssel, ferner Sättel, alte Feuerwaffen, Armbrüste, Pfeile, Steinbeile, Kugeln u. s. w. Sodann ist zu erwähnen eine Schandmaske aus rotgebranntem Thon mit Ring und Kette, die um den Hals getragen wurde, während die Maske, ein rundes plumpes Gesicht, auf die Brust herabhängt. In der Mitte des Gemaches hängt von der Decke ein Leuchterweibchen zwischen Hirschgeweihen herab, es stammt aus dem alten Rathause.

Dicht neben dem Thore befindet sich der Pulverturm, welcher das Storchnest trägt, das wohl jedem, der auch nur an Bernau vorübergefahren ist, aufgefallen sein wird. Auf einem Umwege durch die Stadt gelangten wir zum Rathause. Dort zeigte uns Herr Stadtverordnetenvorsteher Wernicke mehrere alte Bücher, unter anderen ein altes Bürgerbuch, sodann ein ganz neues, noch im Entstehen begriffenes, die Chronik der Stadt Bernau, welche von Herrn Wernicke seit dem Jahre 1886 zusammengestellt wird, und welche er in diesem Herbste fertig zu stellen hofft. In diesem Werke hat Herr Wernicke vom Jahre 1232 beginnend, alles inventarisiert, was Bernau an Denkmälern und Urkunden besitzt, indem er alles genau nach Materialien ordnete. Es ist das ein verdienstvolles Werk, das von der Liebe zur Vaterstadt zeugt, und zu dem Herr Wernicke auch insofern die geeignete Persönlichkeit war, da sein Name und seine Familie sich bis zum Jahre 1475 in dem Bürgerbuch und dem Kirchenbuch zurückverfolgen lässt. In dem oberen Stockwerk des Rathauses befindet sich der Sitzungssaal der Stadtverordneten, welcher mit einer Anzahl von Gemälden und Bildern geschmückt ist. Die Mitte der Längswand ziert ein Gemälde Röchlings, das den Moment aus dem Künstlerfest des Jahres 1882 darstellt, in welchem der Kaiser Friedrich als Kronprinz gelegentlich des grossen Husitenfestes von der Treppe des Rathauses zu dem Zuge der darstellenden Künstler spricht. Ein zweites grösseres Gemälde stellt den Kampf der Brandenburger mit den Husiten vor, es rührt her von dem Maler Stürmer und wurde im Jahre 1832 vom König Friedrich Wilhelm III. geschenkt zum vierhundertjährigen Gedenktage; ausser diesen hängen mehrere Gemälde hohenzollern'scher Fürsten an den Wänden, sodann ein Bild Merians von Bernau und ein Bild des alten Chronisten Tobias Seiler (1681—1741). Auch die Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms III. und das Dankschreiben Kronprinz Friedrich Wilhelms sind unter Glas und Rahmen aufgehängt.

In der Kirche gab Herr Küster Ewald einen Überblick über die Sehenswürdigkeiten derselben und ihre Bedeutung. Über die Widmung

der Kirche herrschte in früheren Zeiten Unsicherheit; anfänglich wird sie als Nikolai-, dann als Katharinen-, schliesslich als Marienkirche bezeichnet. Dies rührt her von den Altarbildern, welche Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen enthalten. Die Kirche selber weist Spuren vier verschiedener Bauperioden auf. Es sind vier Schiffe vorhanden, sodass das Hauptschiff seitlich zu liegen kommt. Die Sankristei ist der älteste Teil, sie ist romanisch, der Hochaltar rein gotisch. Diese Zeitepochen kommen weiterhin wieder in den Gewölben und in den Säulen zum Ausdruck. Die beiden seitlichen Schiffe wurden vielleicht schon um das Jahr 1200 erbaut, und nachdem die Stadt im Jahre 1232 Stadtrecht erhalten hatte, wurde der Hochaltar in Angriff genommen, er konnte aber erst 1341 fertig gestellt werden, wegen der vielen Unglücksfälle, welche die Stadt heimgesucht hatten. Die Orgel ist neu, die Kanzel ebenfalls, über derselben befindet sich ein schöner Schalldeckel. Vor dem Altar steht auf einem Gitter ein grosses Christuskreuz, das nach der von Ewald aufgestellten, aber von Wernicke bestrittenen Ansicht die Jahreszahl 1220 in arabischen Ziffern trägt, neben demselben die Figur des sagenhaften Schäfers, der Bernau vor den Husiten rettete, in Wirklichkeit San Jago di Compostella, der Apostel Jakobus mit Pilgerstab und Pilgermuschel. Das eigentliche Schmuckstück der Kirche ist der Hochaltar; er hat die Form eines Kelches, ist reich vergoldet und stellt die Krönung der Maria zur Himmelskönigin dar. Die einzelnen Gruppen sind durch ein vergoldetes Geflecht von einander getrennt. Der Altar ist ein Flügelaltar mit doppelten Flügeln. Zum ersten Male aufgeklappt, schildern die Bilder das Leben Jesu von den Voreltern bis zur Auferweckung der Toten, alle Bilder zeichnen sich durch die grossartige Erhaltung der Farben auf dem Goldgrunde aus. Wird der Altar zum zweiten Male heruntergeklappt, so erscheint eine dritte Reihe von Bildern, welche Szenen aus dem Leben einiger Heiligen, darunter des St. Nicolas von Myra darstellen; diese Bilder wurden der Gemeinde an den Tagen des betreffenden Heiligen erläutert. In dem Raume hinter und neben dem Altar sind eine Anzahl von Gemälden aufgehängt, die teils biblische Szenen darstellen, teils Weihebilder und Porträts von Pröbsten sind. Unter ihnen auch das Porträt des Chronisten Tobias Seiler. Vor dem Altar stand in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1632 die Leiche Gustav Adolfs, vor welcher der damalige Probst Martin Strömman eine Gedächtnisrede hielt. Auch dessen Porträt ist unter den Bildern sowie das des letzten Probstes von Bernau Hoppe, dessen Vater Bernau vor den Schweden bewahrt hatte.

Ausserdem besitzt die Kirche noch einen alten Kirchenstuhl mit eingelegerter Arbeit (Intarsia), an dessen Thür eine merkwürdige Holzschnitzerei angebracht ist, die einen laufenden Bär vorstellen soll. Die Sankristei beherbergt eine stattliche Reihe alter, schön gebundener Bücher

und das darüber befindliche Kirchenmuseum neben mehreren Holzschnitzereien eine grosse Anzahl Totenkronen und eine Altardecke mit Wappen von Refugies. Ausserdem wird von der alten Orgel von (1572—1864) eine kolossale hölzerne Pfeife mit schönem erhabenen und vergoldeten Schnitzwerk aufbewahrt, an der sich folgende Widmung befindet:

Ich hab' den tiefsten Bass gesungen
Drei Hundert Jahre lang,
Wenn schön zur Harmonie verschlungen
Der Orgelton erklang.

Steigt auch nicht mehr zu dieser Stunde
Mein Brausen himmelwärts,
So ruf ich doch mit stummem Munde
Die Mahnung Dir in's Herz:

Dir sind nur achtzig Jahr beschieden
Auf diesem Erdenkreis;
Drum nütz' die kurze Zeit hienieden
Zu Gottes Lob und Preis!

Nach der Besichtigung der Kirche wurde im Schützengarten der Kaffee eingenommen. Hierbei hiess Herr Oberprediger Fittbogen die Brandenburgia herzlich willkommen, und Herr Wernicke gab einen kurzen Abriss von der Entwicklung der Stadt. In der Einleitung verwarf er die Annahme, dass Albrecht der Bär schon in Bernau gewesen sei und die Stadt gegründet haben solle. Diese sei vielmehr wendischen Ursprungs, worauf die alte Schreibweise Bernow hindeute. Zur Stadt wurde sie 1231 erhoben, und zwar erhielt sie ihr Stadtrecht von Spandau. Schon in alter Zeit zeichneten sich die Bürger durch ihr reges gewerbliches Treiben aus. Namentlich waren Tuchfabrikation und Bierbrauerei hier heimisch: so gab es zwischen 130 und 140 Bierbrauereien in der Stadt. Aus diesen beiden Gewerben stammt auch wohl der Wohlstand, der sich in der Ausschmückung der Kirche und in der guten Befestigung des Ortes dokumentiert. Wesentlichen Zuwachs ihrer Liegenschaften erfuhr die Stadt durch das Aussterben der Bewohner des Dorfes Liepnitz; auf der Feldmark dieses Dorfes steht heutiges Tages die Bernauer Hinterheide, der Boden war ein vorzügliches Ackerland, heute herrscht dort die Rotbuche vor, welche die Kiefer verdrängt hat. Die Lindower Feldmark ist auch an Bernau gefallen, ebenso die des Dorfes Schmetzdorf. Die Hälfte der letzteren bildet die Bürgervorderheide, und die andere Hälfte ist zu einem Erbpachtsworwerk umgewandelt worden. Auch von dem Dorfe Schönow ist die Hälfte der Feldmark an Bernau gekommen und bildet heute die sogenannte Kämmereiheide.

Hierauf trug Herr Küster Ewald die Sage von dem alten Schäfer vor, durch dessen Treue die Stadt im Jahre 1432 vor den Husiten

bewahrt geblieben sein soll. Wir geben sie mit den Worten des Erzählers wieder:

„Auf dem grossen Querbalken in unserer St. Marien-Kirche steht neben dem Triumphkreuze eine Holzstatue mit feinem, intelligentem Gesicht, Schäferhut und Schäfertasche, und in der linken Hand eine Pilgermuschel.

Der Chronist Tobias Seiler sagt nichts über diese räthelhafte Figur. Die Sage aber erzählt darüber folgendes:

Vor dem Husiten-Kriege kam ein frommer Pilger nach Bernau, der von einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrte. Die Bernauer nahmen ihn gar freundlich auf, und dies bestimmte den Pilger, sich hierselbst eine bleibende Stätte zu suchen. Er vertauschte seinen Pilgerstab mit dem Hirtenstabe und nährte sich schlecht und recht. Da draussen bei seinen Heerden flehte er oft:

Herr, schütz' das liebe Städtchen
Und gieb ihm recht Gedeih'n!
Mir aber woll'st Du zeigen,
Wie ich kann dankbar sein.

Wie nun die Husiten am 20. April 1432 vor die Stadt rückten, kam es den Bernauern darauf an, sich mit dem Kurprinzen zu verständigen, der, wie es hiess, sich mit einer Heeresabteilung in Spandau befand. Der alte Pilger erbot sich zu diesem Gange. Sein Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, und der Bürgermeister Hermann Lüttke gab ihm einen schriftlichen Ausweis. Der Pilger rollte denselben in eine Wachskugel, die er im Notfalle verschlucken wollte, legte sein Pilgergewand an, nahm zu sich die Sachen, die er aus Palästina mitgebracht hatte und stieg in den unterirdischen Gang, der, wie es heisst, von der Stadtkirche nach der St. Georgs-Kapelle vor dem Mühlenthor führte. Glücklicherweise gelangte er hier an und kam auch unbehelligt nach Spandau. Nachdem er hier seinen Auftrag glücklich ausgerichtet hatte, kehrte er nach Bernau zurück. In der Nähe der Kapelle aber wurde er von den Husiten gefangen genommen und vor ihren Feldherrn Cosca gebracht. Dieser fragte ihn:

Was führt Dich her in unsre Mitte?
P.: O Herr, nach frommer Christen Sitte
Bin ich an meinem Pilgerstabe
Gewandert nach dem heil'gen Grabe
Und lenke heimwärts meine Tritte.
C.: Und zum Beweise?
P.: Fragt mich nach meiner Reise, —
Fragt Alles mich die Kreuz' und Quer, —
Lasst zeichnen mich die heil'ge Stätte, —
Auch bringe ich manch Kleinod her,
Das wohl dem Held gezeigt ich hätte. — —
Ich bringe mit vom heil'gen Land

Dies Schächtelchen mit heil'gem Sand;
 Den soll man streuen auf mein Grab,
 Damit ich sel'ge Ruhe hab.
 Und darauf pflanzen diese Myrthe
 Vom Weg, den einst der gute Hirte
 Mit seinem Fuss betrat hienieden;
 Sie deutet Segen, deutet Frieden.
 Und hier, Ihr werdet's nicht^s vermuten,
 Ist Wasser aus des Jordans Fluten,
 Damit will ich gewaschen sein,
 Legt man mich in den Todesschrein. — — —
 Und nun, Sohn, freundlich mir gewähre,
 Dass diese Ros' ich Dir verehere,
 Sie ist gepflückt auf Jericho's Gestade
 Und bring' Dir Glück auf Deinem Siegespfade. — — —
 Zum Schluss erlaubt mir eine Bitte:
 Lasst bleiben mich in Eurer Mitte
 Auf einige Tag' mich zu erholen,
 Dann geh' ich weiter, Gott befohlen. —

C.: Und wo ist denn das Ziel
 Von Deinem Pilgerwege?

P.: In Pommern ich den Stab
 Zur Ruhe niederlege!

Cosca wies hierauf dem frommen Pilger die St. Georgs-Kapelle als Wohnung an und befahl seinen Leuten, ihm mit Trank und Speise zu versorgen.

So kam der Pilger nach der Kapelle zurück. Er kniete vor dem Altar nieder und hielt mit lauter Stimme sein Dankgebet und bat um ferneres Gelingen seiner Sache. Er glaubte sich allein. Aber ein Husit hatte ihn belauscht, stürzte wütend auf ihn los, fasste ihn bei der Gurgel, riss ihm ein Stück von seiner Zunge und warf ihn in das Loch — das den Eingang zum unterirdischen Gang bildete. Der Pilger sammelte seine Kräfte und kam in dem Gang bis nach der Stadtkirche zurück und klopfte an die eiserne Ausgangstür. Die Bernauer fordern die Parole. Aber statt dieser vernehmen sie nur unverständliche Laute. Man denkt der Feind kommt von unten und die Thür wird doppelt stark bewacht. Es stöhnt, es ächzt, es klopft.

O stille Gruft,
 Was ist in deiner Tiefe uns verborgen?

Wie endlich die Bernauer die Thür vorsichtig öffnen, tritt mit Blut bedeckt der Pilger hervor. Er kann nicht sprechen. Aber die Schrift in der verschluckten Kugel sagt, dass am nächsten Tage, am 23. April, die Hilfe über das Dorf Ladeburg her herbeikommen werde, die Bernauer sollten nur zum Ausfalle bereit sein. So geschah es und der Feind wurde geschlagen.

Das war ein lustig Siegen
Am Tage Sanct Georg!
Da hat vor Lust geklappert
Selbst auf dem Turm der Storch!

Und unser Pilger? Er machte, wie die Sage erzählt, die Husiten-
schlacht mit und — verlor dabei seine rechte Hand. Und dies stimmt
mit unserer Holzstatue; denn auch hier fehlt die rechte Hand. Dieselbe
ist nicht etwa abgebrochen, sondern der Arm ist von vornherein so ge-
bildet, wie eine Untersuchung an der Holzfigur klar ergiebt. Ob nun
aber auch ein Stück an der Zunge des Pilgers fehlt, kann an der Statue
nicht untersucht werden. —

Das glückliche Bernau feierte sein Siegesfest und der Bürgermeister
erteilte jedem seinen Lohn von dem Grössten bis zum Kleinsten; alle
waren glücklich in dem stolzen Bewusstsein, zur Befreiung der Vater-
stadt treu das Ihrige gethan zu haben, sowohl die Männer als auch die
Frauen und selbst die Kinder.

Harmonisch wirkt in der Maschine
Des allerkleinsten Rades Lauf;
Doch hemmst du ihn, dass er nicht diene,
Hebst Du mit ihm das Ganze auf.

Zu dem Pilger aber sagte er:

Verstummet ist der weise Mund
Von Euch, ehrwürd'ger Vater,
Der uns in gut und böser Stund'
So oft war ein Berater.
Euch soll — dies ist des Städtchens Dank
Für alle die Beschwerden
Bei Eurem unterirdischen Gang
Ein bleibend Denkmal werden.
Beim Christuskreuz im heiligen Ort
Soll es sein Plätzchen finden
Und soll der Nachwelt fort und fort
Den „alten Schäfer“ künden! —

Hieran schloss sich alsdann noch auf den Wunsch der Gesellschaft
der Vortrag von der Sage der Bürgerglocke zu Bernau:

Kennst Du die Bürgerglocke
Im Turme zu Bernau,
Die mit gewalt'gem Klange
Ertönt durch Feld und Au'?

Und kennst Du auch die Sage
Von dieser Glocke hier?
Sie ist aus alten Zeiten,
Lass sie erzählen Dir:

Einst wollten die Bernauer
Nach frommer Väter Weis'
Sich eine Glocke giessen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und nach Gebrauch und Sitte
Lud man die Bürger ein,
Dass sie bei dieser Glocke
Die Paten möchten sein.

Da kamen die Bewohner,
Sie kamen freudig all'
Und schenkten ihrem Paten
Helltönendes Metall.

Nur eine Witwe stehet
Ohn' Scherflein ganz allein:
Sie hat nichts, was sie werfe
Zur Glockenspeis' hinein.

Da kam ihr der Gedanke:
Du eilst zum nahen Wald
Und suchst heilsame Kräuter,
Die du verkaufest bald.

Und den Erlös am Gelde
Bringst du der Glocke her;
Dann hast auch du gegeben
Zu Gottes Lob und Ehr'! —

Im Wald zischt eine Schlange
Auf sie mit gift'gem Blick.
Sie fasst sie in die Schürze
Und eilt zur Stadt zurück.

Und wirft sie mit den Worten
Zur Glockenspeis' hinein:
„Uns allen soll zum Segen
Auch diese Gabe sein!“

Die Glocke wird gegossen
Von kunstgeübter Hand,
Und „Unsere Bürgerglocke“
Wird sie alsdann genannt.

Wie nun ihr mächt'ges Läuten
Durch Wald und Felder dringt,
Verziehn sich alle Schlangen
Soweit der Ton erklingt!

Denn früher gab's viel Schlangen
In dieser Gegend hier;
Es hiess: das Städtchen habe
Viel Schlangen und gut Bier!

Nun waren sie vertrieben
Tief in das Land hinein.
Man schaut voll Dank zur Glocke!
Man preist das Mütterlein! —

Doch ach, — nach vielen Jahren
Da brach die Glock' entzwei,
Und sieh — die Schlangen kamen
Dann wieder gleich herbei!

Schnell ward sie umgegossen
Die Glocke mit Geschick.
Die Schlangen schwanden wieder
Und kehrten nie zurück! — —

Dies ist die Bürgerglocke
Im Turme zu Bernau,
Die mit gewalt'gem Klange
Ertönt durch Feld und Au'.

Auch heisst sie „Schlangenglocke“,
Und dem geübten Ohr
Kommt manchmal ihr Geläute
Wie heis'res Zischen vor.

A. Ewald, Bernau.

Sodann toastete der 2. Vorsitzende Stadtrat Friedel auf die Herren von Bernau und dankte ihnen für das Wohlwollen, das sie uns entgegengebracht hätten, zuerst dem Herrn Oberprediger und der Frau Bürgermeisterin für den freundlichen Empfang; es wäre trotz des schlechten Wetters eine sehr lohnende Partie gewesen. Wir hätten gesehen, welche Fülle von historischen Erinnerungen die Stadt bietet und wie sorgfältig hier dieser Schatz gepflegt werde, dafür sei die Brandenburgia namentlich dem Herrn Stadtverordnetenvorsteher Wernicke und dem Herrn Küster Ewald dankbar. Ihnen allen galt das Hoch der Gesellschaft.

Nach der Kaffeepause wurde die Besichtigung des St. Georgs-Hospitals vorgenommen, das ausserhalb der Stadt gelegen ist. Es war 1325 von der Tuchmacherinnung gestiftet worden, welche sehr reich

war, da ihr viele Gerechtsame und Dörfer gehörten; es ist diese Herrlichkeit verschwunden, die St. Georgenhaide hat der Staat eingezogen. Die Husiten haben Hospital und Kapelle zerstört, eine Inschrift der Kapelle berichtet das Datum der Zerstörung als den 23. April 1432. Alljährlich findet in der Kapelle die Feier zur Erinnerung statt, und Herr Prediger Schwengler hält die sogenannte Husitenpredigt. Der Weg führte uns von hier zunächst wieder zurück zum Westeingange der Stadt, von wo aus wir die südliche Mauer bis zu dem renovierten Turm an der Südecke besichtigten. Wir bewunderten diese stattliche Mauer, die nicht die geringste Spur von Verfall zeigte, und die ganz aus erratischen Blöcken errichtet worden ist. Diese Mauern der alten märkischen Städte sind die besten Zeugen für den ehemaligen Steinreichtum unserer Mark und für die gleichmässige Verbreitung der Geschiebe auf der Oberfläche oder nahe unter derselben. Daran schloss sich der Umgang auf den alten Wällen am Nordwestrande der Stadt; nach dieser Himmelsrichtung wird die Stadt durch zwei Wälle und drei Gräben, stellenweise durch drei Wälle hintereinander geschützt, weil hier das Terrain fester Grund war, während auf der östlichen Seite, wo Sumpf und Wiese der Panke sich ausbreiten, die Befestigungen weniger grossartig angelegt waren. Die Wälle und ihre Böschungen sind jetzt angepflanzt und bilden eine prächtige Anlage.

Die Zeit war durch diese Schätze von Sehenswürdigkeiten so sehr in Anspruch genommen worden, dass wir nur gerade noch Zeit hatten, einen kleinen Imbiss einzunehmen. Während dessen hatten wir nun noch die Ehre den Herrn Bürgermeister Pätzold in unserer Mitte zu haben. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass es uns gefallen habe und wünschte, dass wir Bernau in guter Erinnerung behalten möchten. Zum Schluss fasste der 1. Beisitzer, Dr. Bolle, in schwungvoller Rede den Eindruck des heutigen Tages zusammen und feierte den Herrn Bürgermeister nebst Gemahlin und einschliessend die übrigen Bernauer Damen, welche uns ihre Gesellschaft geschenkt hatten. Hieran schloss sich dann noch kurz vor dem Abschied das Hoch des Herrn Bürgermeisters auf die Damen der Brandenburgia. Die liebenswürdige Aufnahme und die Fülle des Gesehenen und Gebotenen sichern diesem Ausfluge im Gedächtnis aller Teilnehmer einen festen Platz.

Das Moabiter Fenn.

Unaufhaltsam dehnt sich von Jahr zu Jahr das Häusermeer der jüngstgeborenen unter den Millionenstädten Europas, deckt mit gleichförmigem Gepräge die vordem, trotz ihrer scheinbaren Eintönigkeit, so mannigfaltigen Züge im natürlichen Antlitz des Erdbodens, und nur wie ein verklungenes Märchen aus vergangenen Jugendtagen gemahnt den Wanderer, wenn anders er im raschen Getriebe des Strassenlebens dessen Acht hat, hier und da der Name einer Strasse an das, was einstens war.

Diese Erwägung mag als Beweggrund dienen, hier eines charakteristischen Überbleibels aus einem Teil der Peripherie Berlins zu gedenken, welche im letzten Jahrzehnt einen aus dem ehemaligen Dorfe Moabit hervorgegangenen, mächtig aufstrebenden, Stadtteil sich verdoppeln sah, dessen Lebensanforderungen auch dieses letzte Stückchen Urnatur bald sein bescheidenes, anspruchloses Dasein wird opfern müssen.

Wenn man an der Apsis der herrlichen Dankeskirche auf dem Weddingplatz in die hier mündende Fennstrasse einlenkt, so wird zunächst nichts an den Ursprung dieses Namens erinnern; erst nach Überschreitung der Fennbrücke sowie der Eisenbahnbrücke zeigt sich rechts von wohlgepflegten Gärten und Wiesen eingenommenes Terrain, unter dessen schattigem, von riesigen Weiden, Rüstern, Erlen und vereinzelt Obstbäumen gebildeten Baumbestand einige niedrige, von Strassen- und Eisenbahndamm weit überragte Wohnhäuschen ein beschauliches Dasein fristen. Unschwer und der Wahrheit entsprechend lässt sich der hier vor Augen liegende gedeihliche Pflanzenwuchs auf den Ursprung eines Fennes zurückführen, dessen mooriger Untergrund heute die fruchtbare Oase in der sandigen Umgebung bildet; setzen wir jedoch unsern Weg die hier in fast westlicher Richtung abgehende, links nur erst vereinzelt Bauten aufweisende, rechts durch einen Zaun gegen das Eisenbahnterrain, auf dem auch die soeben erwähnte Oase liegt, abgeschlossene Quitzowstrasse entlang fort bis zur Einmündung der von Süden kommenden, hier endenden Stromstrasse, so stehen wir vor dem wirklichen letzten Rest des sogenannten Moabiter Fenns, welches ehemals sich fast 1 Kilometer weit in ziemlich östlicher Richtung über die heutige Stendaler- und Stephanstrasse hinweg erstreckte. Mit seiner ungestörten vegetativen Üppigkeit in Schilf und Weidengebüsch kann er als letztes charakteristisches Merkmal der einstigen Physiognomie dieser Gegend gelten, als dieselbe, abwechselnd Wald, kahle Flugsandbildungen und sumpfige, nasse Stellen zeigend noch zu der fast bis zum Invalidenhaus reichenden Jungfernhaide gehörte. Aus dieser Gegend ist dem Unterzeichneten, der dieselbe erst vor 18 Jahren in fast noch unbebautem, nur von wenigen, noch ungepflasterten Strassen durchzogenem Zustande kennen lernte, ein allen baupolizeilichen Vorschriften der Residenz spottendes und mit den ihm allmählig immer gefährlicher auf den Leib rückenden Miethskasernen mit seiner geradezu maleurischen Wirkung im schreiendsten Gegensatz stehendes Wohnhäuschen, — richtiger Hütte — eines Gemüsegärtners, inmitten eines auf dem alten Fenn-

(Moor-)Boden ungemein üppig wuchernden Gärtchens in lebhafter Erinnerung, das ich erst vor etwa 8 Jahren, nachdem die hohen Anschüttungen der neuen Strassendämme demselben fast alle Existenzbedingungen geraubt hatten, vor den nüchternen Anforderungen der Grossstadt nicht ohne Wehmut schwinden sah. Nur nebenbei sei hier noch die Mitteilung eines glaubwürdigen Gewährsmannes angeführt, der bei Gelegenheit einer vor etwa 30 Jahren an Vatershand in diese Gegend unternommenen Streiftour die, seine kindliche Phantasie mächtig erregende, in eine der vorerwähnten Flugsandbildungen hingebaute Höhlenwohnung eines Grossstädtlers entdeckte, die er freilich bald darauf vergeblich wieder aufsuchte.

Heute wogt an dieser Stelle der Pulsschlag weltstädtischen Lebens, und auch die Tage jenes scheinbar vergessenen Überbleibels vergangener Zeiten dürften sicher gezählt sein, wenn das im Prinzip bereits genehmigte, langjährige Desiderium der Moabiter Bevölkerung, nämlich eine Verbindung mit Plötzensee und Jungfernhaide im Zuge der Stromstrasse nicht ad calendae graecas verschoben wird.

Man kann wohl einem solchen winzigen Restchen Urnatur gegenüber, welches sich mit den berechtigten Anforderungen der Neuzeit durchaus nicht in Einklang bringen lässt, kaum noch von einem in seiner Eigenart berechtigten Pflanzenleben sprechen, wenigstens nicht im vollen Sinne, aber alljährlich, wenn zur beginnenden Sommerzeit an dem schmalen, dunkel spiegelnden Gewässer die Weidenbüsche sich in frischen Blätterschmuck zu kleiden beginnen, wenn das dichte Schilf, aus dessen Schlupfwinkeln längst die geschwätzigen Rohrdommeln schwanden, üppig emporschießt, und auf den Beeten, welche die Eisenbahn-Arbeiter in ihren Musestunden dem jungfräulichen Boden hier abgewonnen, die Gemüsepflanzen sich gedeihlich entwickeln, und solchergestalt im Gegensatz zu den starren Linien des Nützlichkeitsprinzips in der Umgebung das subjektiv gemütliche und malerische Moment in Farbe und Form, wenn auch im kleinsten Maassstabe zum Ausdruck kommt, so freut sich der wieder einmal gewährten Gnadenfrist das empfängliche Gemüt des Naturfreundes.

Berlin im Mai 1894.

W. Pütz.

Kleine Mitteilungen.

Sprachliches aus dem Heimatsgebiet.

1. **Wendische Ortsnamen.** — Gustav Weisker: Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Teilen. I. Teil. Progr. d. Realprogymnasiums zu Rathenow 1890. 44 S. 8° wird von dem Slavisten, Ord. Prof. an der Berl. Universität Dr. Alex Brückner im Anzeiger für Deutsches Altertum und D. Litt. XIX, 3. Juli 1893 S. 268 sehr ungünstig beurteilt: „Das einzig Brauchbare dieser Arbeit besteht darin, dass die urkundlichen Namensformen gesammelt werden. Dagegen die Erklärung der Namen selbst ist nur dort

annähernd richtig, wo zu fehlen unmöglich war.“ — „Jedem slavischen Namen — und jedem deutschen, der für slavisch ausgegeben wird — wird eine topographische Beziehung erpresst; aber die grössere Hälfte slavischer Ortsnamen enthalten eben keinerlei topographische oder ethnographische Beziehungen, sondern sind possessiva zu Personennamen, besagen somit weiter nichts. — Potsdam z. B., alt *Pozdupimi*, ist dem Verf. = *pod dubami* „unter den Eichen“; es ist aber *adject. possess.* zu *Postapim* (Personenname, zum verb. *postapiti*, wie poln. *Nieustep* u. a.); Schlagenthin stellt W. natürlich mit dem Namen der Slaven zusammen, es ist aber = *Slawęcin* von dem Personennamen *Slawęta* (russ. *Slavuta*, vgl. den Namen *Slavata* u. a.) u. s. w. Zu einer derartigen Arbeit reicht eben die Zuhilfenahme irgend eines „wendischen“ Wörterbuches nicht aus; wohl aber erwirbt sich der Lokalforscher, dem slavistische Kenntnisse fehlen, unsern Dank, wenn er den mühseligern Teil der Arbeit, das Sammeln urkundlicher Namensformen für sein Gebiet sorgfältig ausführt; die Erklärung der so gesammelten Namen mag er getrost andern überlassen.“

Möge diese scharfe, aber durchaus sachgemässe Kritik Brückner's recht allgemein beherzigt werden. Auf keinem Gebiet wird so gepfuscht, wie auf dem der Namensklärung, so im Germanischen, so im Keltischen, hier einmal wieder im Wendischen. Am schlimmsten sind dergleichen dilettantische Versuche, wenn sie von sonst tüchtigen Forschern ausgehen. So stiften die unreifen slavischen Deutungsversuche von E. Fidicin und H. Berghaus (in seinen Landbüchern der Provinzen Pommern und Brandenburg) noch jetzt Unheil und Verwirrung genug. Auch in halbwissenschaftlichen und Unterhaltungs-Zeitschriften wird immer fort, fast möchte man sagen, täglich, Unsinn der bezeichneten Art gedruckt und der unkundigen, aber gläubigen Leserschaft als bare vollgültige Münze vorgezählt. F.

2. Der Name Semnonen. — Otto Bremer: Der Name *Semnones* (*Ztsch. f. D. Altertum.* 37. Bd. 1893. S. 11:) ich nehme ein verloren gegangenes schwaches *adj. germ.* **simnan* — an, von welchem das *adverbiale as. simnon* ein reflex ist und deutet *germ. *Simnaniz* als „alle zusammen, alle insgesamt“). *gemeingerm. *Simnaniz* lautete zu beginn unserer zeitrechnung noch **Semnaniz*, also in römischer wiedergabe *Semnones*. der Name würde dasselbe bedeuten, was der nachmals an seiner stelle erscheinende name *Alemanni* bedeutet. es ist ein zusammenfassender name für eine reihe von kleineren gauvölkern (*ejusdem sanguinis populi*, Tac. *Germ.* 39). einen solchen namen kann ich mir nur als zusatz zu einem andern, dem eigentlichen namen des volkes vorstellen.“*) — Die Semnonen gelten als der wichtigste germanische Volksbestandteil der Provinz Brandenburg.

3. Der Name Germanen. — Rudolf Kögel bei einer Besprechung von Ludwig Laistner's Germanischen Völkernamen, Stuttgart 1892, im *Anzeiger f. D. Alt. u. D. Litt.* XIX. 1. Jan. 1893 S. 10 sagt: „S. 47 auch

*) Br. meint, dieser Hauptname könne verloren gegangen sein. Der Name wird fernerhin noch mit den *Seidinoi* (*Sedini*) des Ptolemaeus verglichen, einem Volksstamm an der unteren Oder, der sich vielleicht im Namen Stettin widerspiegelt.

in bezug auf das wort Germani bedaure ich L. nicht beistimmen zu können, so gern ich auch hier den scharfsinn seiner darlegung anerkenne. — der name Germani ist keltisch und keineswegs dazu erfunden, um deutsche stämme zu bezeichnen. es war vielmehr ein alter keltischer volksname, die gesamtbenennung verschiedener kleiner stämme, die am Arduennawalde sassen: Condrusos, Eburones, Caeroesos, Paemanos qui uno nomine Germani appellantur Caes. Bell. gall. II. 4. und der name sagt nichts weiter aus als „bergbewohner“; denn Ger-man-i, oder wie das wort in anderen dialekten hiess, Gar-man-i gehört zu sl. gora f., skr. giri, zd. goiri „Berg“, dies geht aus Meichelb. nr 21 a. 770 hervor. hier führt der Ort Germansberg nn. von Starnberg zwei Namen: „Germana vel ad monte“, deren zweiter lateinischer den ersten keltischen glossiert. dazu halte man die gleichfalls bei Zeuss 59 angezogene Pliniusstelle: Oretani qui et Germani cognominantur, wo von iberischen stämmen „bewohnern rauher waldgebirge“ die rede ist.“ — Mit der alten Erklärung Germane gleich Ger-Mann d. i. Speer- oder Wehr-Mann und ähnlichen Versuchen, das Wort aus dem Altdeutschen selbst zu erklären, ist es Nichts.

4. **Vermost** In der Brandenburgia 1892, S. 147 und S. 150 führt Herr Handtmann das volkstümliche Wort „vermost“ zurück auf das Wort Moos, und bringt es des Weiteren in Beziehung mit dem slavischen Moch, das Moos bedeutet.

Mir ist bekannt, seit meiner Kindheit, und grade auch aus der Umgegend von Berlin, dass man ein Wort vermost (famos) gebrauchte und noch gebraucht im Volke. Dieses Wort vermost war und ist das volkstümlich verarbeitete Wort famos. Das Wort famos gebrauchten und gebrauchen noch viele Gebildete im Sinne von ausgezeichnet, gut u. d. m. So sagt man z. B. „Ein ganz famos Kerl“, d. h. ein ganz vortrefflicher Kerl (in irgend einer Beziehung). Famos kommt her von dem lateinischen Wort famosus. Sein Sinn als eines Fremdwortes im Deutschen, ist nicht mehr derselbe wie im Lateinischen bei den Römern. Das ist eben der Schaden, den die unnötigen Fremdwörter bringen, dass sie wegen ihrer Unklarheit einen so dehnbaren Sinn annehmen. Lateinische Worte sind vielfach in unsere Umgangssprache übergegangen, so z. B. Kreatur (wohl auch „Kretur“!), das lateinische creatura, das von Gebildeten wie auch im Volke gebraucht wird meist im wegwerfenden Sinn, statt des deutschen Wortes Geschöpf. Nach hundert Jahren werden natürlich solche Wörter unseren Nachkommen zum Teil ebenso lächerlich erscheinen und ebenso unwiderstehlich auf ihr Zwerchfell wirken, wie auf uns heute ähnliche Fremdwörter in Aktenstücken oder Drucksachen des vorigen Jahrhunderts.

Das Volk hat von den Gebildeten viele Fremdwörter übernommen, aber es hat sie sich mundrecht gemacht, wie immer. Es sagt nicht famos, sondern vermost, famos, wie es sagt Kristanjenbaum und nicht Kastanjenbaum, Eklipage und nicht Equipage, Balbier und nicht Barbier, und so unzähliges mehr. Man kann nur annehmen, dass diese Vorgänge vielfach durch irgendwelche bestimmteren sprachlichen Gründe veranlasst werden und dürfte, für solche Fälle, ihre Klarlegung zur Erklärung älterer volkstümlicher Wortver-

hältnisse nicht ohne Wert sein. Wie bei den Gebildeten, bedeutet dieses Wort vermost im Volke, soweit ich es kennen gelernt habe, ebenfalls „vortrefflich, ausgezeichnet“ u. d. m. Man sagte: „Das ist ein vermoster Kerl“, d. h. „ein ausgezeichnete Kerl“ (in irgend welcher Beziehung). Kerl hat dabei nicht den geringsten schlechten Sinn. Oder man sagte: „Das hat mir heute Mittag vermost geschmeckt“, d. h. vortrefflich geschmeckt. Es heisst aber nicht, dass das Essen moosig irgendwie schmeckte. In Berlin sagt man auch: „Ein famoseres Kleid“, d. h. ein schönes Kleid. Für -os hat das Volk die Endung -ost gesetzt, wie z. B. im volkstümlichen Worte verbost.

Dass die älteren Einwohner von Moabit, und das heisst doch alle früheren Bewohner von Moabit, in unserer Zeit sollten schlechtweg, im allgemeinen, „vermoste Bande bez. Kerle“ genannt worden sein, erscheint bis auf weiteres sehr zweifelhaft. Keineswegs, soweit meine Kenntnis von dem Worte reicht, könnte es in unserer Zeit eine „Schimpftitulatur“ gewesen sein.

Mit Moos, dass es heissen sollte: voller Moos oder mit Moos verwachsen, hat das volkstümliche Wort vermost (famos) nichts zu thun, und demgemäss ebensowenig mit dem slavischen Worte moch (Moos). Das Wort moch ist auch jetzt noch gebräuchlich in der serbischen Sprache der Lausitzer Wenden, und ich habe auch aus dem Munde von Wenden, wenn sie deutsch sprachen, das Wort vermost gehört im Sinne von vortrefflich. Famos und famos sind nicht bloss gebräuchlich bei den Gebildeten in Norddeutschland, sondern auch in Westdeutschland, z. B. am Rhein, und ich kenne einzelne alte Herren, die es mit ganz besonderer Vorliebe tagtäglich gebrauchen, z. B. „famöse Luft heute“, d. h. herrliche Luft; „famöse Bilder“, d. h. prächtige Bilder. Es wäre wunderbar, wenn das Wort nicht auch da sollte ins Volk übergegangen sein.

Auch im „Richtigen Berliner“ wird fermoost als famos, gut erklärt. Nach Kluge trat famos um das Jahr 1700 auf, damals, wie er angiebt, im Sinne von „anrühig, übel beschrien, ehrlos“ mit der französischen Nebenform fameux.

Da „vermost“ nicht von Moos herkommt und auch nicht in Beziehung gebracht werden kann mit dem slavischen moch-, insoweit ich auf Grund meiner Kenntnis vom Gebrauch dieses Wortes im Volksmunde unsrer Zeit urteilen kann, so sind alle weiteren darauf begründeten landschaftlichen und volkstümlichen Erörterungen oder Vermutungen hinfällig.

W. v. Schulenburg.

5. **Nochmals Goethe und die Markgrafensteine.** Wiederholt habe ich des überaus grossen Interesses gedacht, welches Goethe für die merkwürdigen Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen bekundet hat. Vergl. Jahrg. 1 S. 242 und Jahrg. 2 S. 147. Es ist mir heut gelungen eine 3. Stelle in Goethe's Werken, Cottasche Ausgabe, Bd. 40 S. 294 aufzufinden. In der Abhandlung „Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung“ sagt der Altmeister unter Nr. 3: die im nördlichen Deutschland umherliegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein giebt uns das sicherste Zeugnis, dass es im nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten: dass teils zusammenhängende, teils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, dass besonders der heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das Übrige weiter ins Land hinein, zum grösseren Teil auflöslich, nur in ihren festesten Teilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so grosser Schönheit und Wert, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden vorlegen.“ — Unter dem Landgrafenstein ist zweifellos der grosse Markgrafenstein zu verstehen, unter dem heiligen Damm das gewaltige Geschiebe- und Geröll-Lager (meist Feuerstein) beim Seebad Heiligendamm an der mecklenburgischen Küste unweit Doberan.

Berlin, den 26. Nov. 1893.

E. Friedel.

6. **George Sand und der Tegeler See.** George Sand (Aurore Marquise Dudevant) erwähnt den Tegeler See flüchtig. In dem 1842 erschienenen Roman „la comtesse de Rudolstadt“ Fortsetzung der „Consuelo“ wird geschildert, wie diese grosse Sängerin aus der ihr durch Friedrich den Grossen in der Citadelle zu Spandau bereiteten Gefangenschaft in einem Nachen über den „étang“ entflieht. Dieser Etang (wörtlich „Teich“) kann nur der Tegeler See sein. „Elle chercha des yeux la citadelle, et la vit déjà loin sombre une montagne de pierre, dans le cadre transparent de l'air et de l'onde. Hier muss man an den Julithurm, welcher aus der Spandauer Citadelle aufragt, denken. — Von dem See findet sich nur eine unbedeutende Erwähnung: il y avait, dans la placidité des eaux dormantes où la brise agitait de nombreux herbages aquatiques, quelque chose de suave qui rappelait les lagunes de Venise, dans les belles nuits des printemps. Was die Heldin Consuelo, damals bereits Gräfin Rudolstadt, anlangt so wird in derselben die berühmte Mara geb. Schmehling (geb. 1749 zu Kassel † 1833 in Reval) vermuthet, welche 1770—1780 bei der K. Oper in Berlin angestellt, in letztem Jahr ungnädig verabschiedet wurde. Wenn diese Voraussetzung richtig ist, so hat sich George Sand sehr willkürliche ungeschichtliche Ausschmückungen des allerdings höchst bewegten Lebens der Künstlerin erlaubt

E. Fr.

7. **Die „Zwölfen“**, dieser Ausdruck für die heiligen Tage zwischen Weihnachten und drei Könige (vgl. m. Mitth. im Jahrg. 2 S. 92), wird in der Mark „Zwölwen“ ausgesprochen; daraus dürfte das Wort „die Zwölfen“, welches man in Berlin und anderen Städten der Mark hört, erst eigentlich also missverständlich, gebildet worden sein. Ähnlich hört man statt „elf“ bei uns „elwe“ sagen.

E. Fr.

No 5 VIII / 1894

Bericht über die 5. (3. ausserord.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Wanderversammlung nach den Späth'schen Baumschulen bei Rixdorf
6. Juni 1894.

Geschrieben von **Carl Bolle.**

Mit einem Situationsplan.

Sothaner der unmittelbaren Nähe Berlins geltender Ausflug, ohne Zweifel einer der interessantesten unter den bisher veranstalteten, beweist aufs Neue dass der Verein seine Schritte nicht in die Ferne zu lenken braucht, um seine Mitglieder genussreiche Stunden verleben zu lassen.

Höchste Gunst von Jahreszeit und Wetter, überaus freundliches Entgegenkommen und gastliche Bewirtung in einer Umgebung, die kaum lieblicher gedacht werden kann — dies ist die Signatur des Tages gewesen, welchen das hier Folgende im Gedächtnis festzuhalten bestimmt sein soll. Verschönert wurde derselbe ohnehin noch durch Erinnerung an in ähnlicher Weise angenehm verbrachte Stunden, welche uns vor kaum Jahresfrist diesselbe Rixdorf, sonnenblumenbekränzt, unter den Auspicien eines ebenfalls hervorragenden Garten- und Gastfreundes gespendet hatte.

Diesmal galt als Ziel nicht genannter Vorort selbst, sondern vielmehr seine etwas entlegene Nachbarschaft, die, zum Teil wenigstens einer anderen Gemarkung zugehörig, früher längere Zeit hindurch als Neu-Britz bezeichnet worden war: Wiesengelände des Spreethals auf deren fruchtbarem Boden, geleitet von der Energie eines als Kultivateur und Dendrolog gleich ausgezeichneten Mitglieds unseres Vereins, die Baumzucht Triumphe feiert, die nicht minder Erstaunen wecken als sie erfreuen und vergnügen. Hieher geladen, konnten wir von einer Anlage Kenntnis nehmen, die an Grossartigkeit kaum von einer anderen in Europa übertroffen, sich das Verdienst zuschreiben darf, alle Elemente der Landesverschönerung und fruchtbringender Ausnutzung von Grund

und Boden vorbereitend in sich zu vereinigen. Wenn man früher Leroy in Angers oder J. Booth in Flottbeck mit hohem Lobe genannt hat, so ist jetzt die Zeit gekommen, wo der Name Späth, des Weltrufs theilhaftig geworden, die Stelle Jener ebenbürtig einnehmen darf.

Auf Station Baumschulweg der Görlitzer Bahn stand durch Fürsorge des Herrn Ökonomierats Späth ein Wagenpark bereit, vermöge welches die kurze Wegstrecke bis zum schlossartigen Wohnhause des Genannten rasch durchmessen wurde. Ohne hier auszusteigen, ging es sofort weiter durch die im frischesten Grün prangende Besingung von ca. 600 Morgen Flächeninhalt. Man bewegt sich hier auf dem Gebiet einer Baumschule ersten Ranges, deren Pflanzenschätze der Individuenzahl nach nach Millionen zählen. Eine volle Stunde lang rollten die Wagen auf schnurgraden Wegen zwischen endlos sich aneinanderreihenden Quartieren, deren regelmässige Vierecke durch beständige vegetative Abwechslung jedweden Eindruck etwa ermüdender Einförmigkeit von sich ablehnten. Pflanzenbild auf Pflanzenbild, eines immer fesselnder als das andere, zog an uns vorüber. Was vereinzelt an sich schon als Seltenheit Bewunderung verdient hätte, zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden stand das massenhaft vereinigt nun da. Bald unterbrach der Purpur der Blutbuche, bald die Goldfarbe der Concordia-Eiche oder der Wrede-Rüster den herrschenden Farbenton; bald blühten rosige Massen von Rhododendron oder es versprachen sowohl jugendliche Obst-dickichte edelster Sorten wie ebenso zahlreich heranwachsende Allee-bäume: Linden, Eichen, Eschen, Ahorne sowohl köstlichen Fruchtsegenskommender Jahre wie auch kühlen Schatten für länderumspannende Heerstrassen. Der Buchsbaum, leider von der abnormen Winterkälte des vorvorigen Jahres im Wuchs beeinträchtigt, fasste in arborescirender Gestaltung einen langgestreckten Hauptweg, an sich schon ein ansehnliches Kapital repräsentierend, ein. Grosse Flächen, zum Teil schon mit abgetrocknetem Laube, zeigten sich, mit Holland wetteifernd, als zur Kultur von Hyacinthen, Tulpen und anderen schönblühenden Zwiebelgewächsen bestimmt. Auf anderen herrschte, frischer geblieben, das Blattwerk der Maiblume vor.

Das entzückende Kulturbild, von welchem hier nur wenige Züge hervorgehoben worden sind, zeigte sich hie und da belebt durch Gruppen arbeitender Männer und Frauen, deren Gruss und deren zufriedene Mienen die glückliche Einwirkung gesunder, naturwüchsiger Beschäftigung auf Körper sowohl wie auf Geist bekunden zu wollen schienen.

Die Rundfahrt fand ihr Ende. Man stieg aus bei dem stattlichen Hause, von üppig gedeihenden, allein schon einen überaus reichen dendrologischen Garten darstellenden Parkanlagen umgeben. Wie fiel hier in anheimelnder Pracht das Sonnenlicht des Frühlings bald auf heimische

Baumgestalten, bald auf fremdartig anmutenden exotischen Pflanzenwuchs höchst verschiedener Zonen; wie lag es, mit breitem Schatten wechselnd, auf pfauendurchschweiftem Rasen, über dem nur von Wenigen gekannte Coniferen ihre Häupter wiegten; wie glitzerte es über den Wassern des schwandurchfurchten, azaleenumblühten Teichs. So jung diese Pflanzungen noch sind, so prachtvoll haben sie sich bereits entwickelt; aber wieviel mehr versprechen sie erst für die Zukunft.

Ganz erfüllt von dem Genuss einer so schönen Scenerie, ruhte es sich wohligh auf der geräumigen Veranda und auf dem Schmuckplatze davor. Die Gastlichkeit des Hauses hatte reichlich für Kaffee, Kuchen und für den erfrischenden Trunk gesorgt. Man hätte sich in heiterem Gespräch auch ohne oratorische Leistung wohl befunden; da eine solche indes zu den „Gepflogenheiten“ des Vereins bei Exkursionen gehört und gewisse Explikationen über Dies und Jenes der Örtlichkeit nicht ungerne gehört werden, so fanden ein Paar dem *Genius loci* geweihte schlichte Worte auch diesmal geneigtes Ohr.

Fast fürchte ich dass der Vortragende — identisch mit dem Schreiber dieses — nach Verlauf voller vier Wochen von dem Gesagten das Anregendste vielleicht vergessen hat. Es war ihm zu Gute gekommen, dass er als vieljähriger Freund des Hauses sprechen durfte und von manchem Detail des Betriebes Kenntnis hatte. Bestimmt schwebt mir vor wie er damit begann, sich vor mythologischen Gewalten zu verneigen, wie er Flora, Pomona, Silvan und die Hamadryaden anrief, von Ceres dagegen erklärte, dieselbe sei behufs der Eröffnung der grossen landwirtschaftlichen Ausstellung im nahen Treptow zurückgeblieben. Dergestalter Einleitung zufolge wäre weiterer poetischer Schwung zu erwarten gewesen. Es scheint indes, der Redner sei verständig genug gewesen, ortsgemässen praktischen Angaben den Vorzug vor schönen Phrasen zu geben.

Einen Rückblick indess vergönnte er sich auf die einstmals hier sich ausbreitende altberliner Merika, in deren prangender Wildnis vor Zeiten die Grenzen städtischer Bannmeile mit denen der Güter des Templerordens, nicht immer Streitlos, zusammenflossen. Erwähnt ward für eine näherliegende Epoche der Dohnenstrich unseres Magistrats in und seine Bienengärten an der benachbarten Köllner Spreeheide. Wehmütigh angehaucht erschien die Erinnerung an die unlängst verschwundene wilde Blütenpracht jener floristisch berühmten Rudower Wiesen, die bei den zeitgenössischen Botanikern älteren Datums noch in frischem Andenken stehen. Denn man muss wissen: gerade hier häuften sich einmal im Überfluss die Schätze nicht allein der märkischen, nein der deutschen Flora überhaupt; hieher als Zielpunkt richteten sich die ergiebigsten Herborisationen. Was bot nicht allein die einzige Familie der Orchideen an Stand-

orten von Seltenheiten dar; eines gewissen wundervollen *Gladiolus*, der für die Mark wenigstens unwiederbringlich verloren scheint, garnicht zu gedenken*).

So war denn die Stätte für exquisiten Pflanzenwuchs ein von jeher prädestinirter Boden. Freuen wir uns darüber, dass, wie Vieles und Kostbares immerhin der Kultur zum Opfer fallen musste, doch die Blumengöttin hier nicht wie andernorts so vielfach, vor der Industrie ganz weichen sollte. Nein, sie hat nur ein anderes Kleid angelegt, noch dazu ein weit reicheres als das von Alters her uns vertraute. Nur grossartiger geformt lächelt uns ihr Antlitz heut noch, wie vor Jahren, unentwegt entgegen.

Die Firma Späth gehört einer der ältesten Gärtnerfamilien Berlins an; von den deutschen wenigstens kommt ihr nicht eine an historischem Klang gleich, während sie nah an das Alter mehrerer unserer grossen Kultivateurs aus Refugiékreisen heranreicht. Pietätvoll lesen wir in der Halle des Hauses ehrenwerte Namen von Vorfahren auf bürgerlichen Ahnentafeln lapidar eingeschrieben. Im Jahre 1720 war es ein Christian Späth, der am Johannistisch eine Gärtnerei anlegte. Dessen Sohn C. F. Späth verlegte 1758 das Geschäft nach der Köpenicker Strasse 154, woselbst dasselbe länger als ein Jahrhundert durch geblüht und bis 1890 fortbestanden hat. Das hübsche einstöckige Haus mit seinem Vorgarten voller Pflanzen südländischen Gepräges steht gewis Vielen von uns noch in frischer Erinnerung.

Hatte einstmals die im älteren Berlin fast mehr noch als heut gepflegte Topfpflanzenkultur, sowie diejenige von Blumenzwiebeln auf den der Familie eigenen Grundstücken des „Köpenicker Feldes“ vorgewaltet, so begann noch bei Lebzeiten des Vaters des jetzigen Chefs ein geschäftlicher Umschwung, der sich in schneller Steigerung aller Verhältnisse zu Gunsten des Baumschulwesens jeder Art vollzog.

Wir verweilen einen Augenblick lang bei dem Andenken eben dieses Vaters, des seligen Herrn Ludwig Späth, der zumal im späteren Lebensalter zu den bekannteren Charakterfiguren Berlins, dies Wort im besten Sinne genommen, gehört hat. In der Floristik verewigt eine ihm gewidmete, überaus schöne Spielart des Flieders seinen über's Grab hinaus geehrten Ruf. In den Gärten von Neu-Britz geschieht das Gleiche, künstlerisch vollendet durch eine von liebevoller Sohneshand gestiftete Kolossalbüste.

Johann Ludwig Späth starb 90jährig am 28. April 1883 als Nestor der Berliner Gärtnerei. In gebundener Rede ist damals von ihm gesagt worden:

*) *Gladiolus Bouchéamus*, v. Schlechtd., *G. pratensis*, Dietr.; *G. palustris*, Gaud.

Wer ist's der, ein Berliner, als ält'sten Reitersmann
Im Thiergarten zu schan'n ihn, sich gerne nicht entsann?
Die Hand am sichren Zügel, das Haupt schlohweiss umwallt,
Den Fuss so fest im Bügel — man hielt ihn kaum für alt!

(C. B.)

Hohe Befähigung für Hortikultur, ferner seine Liebe zur Pflanzenwelt, seine unerschütterliche Redlichkeit in Geschäften und sein persönlich liebenswertes Wesen — Alles dies bei hoch gesteigerter Gunst äusserer Verhältnisse — haben sich in vollstem Maass auf den Sohn des Verewigten, Herrn Rath Franz Späth vererbt, welchen die deutsche Gartenkunst zur Stunde wohl ihren glänzendsten Vertreter nennen darf. Von ihm ward durch Ankauf einer Fläche von anfangs nicht mehr als 17 Morgen innerhalb der Gemarkung Britz der Grund zu den jetzt weltberühmten Baumschulen gelegt. Allmählich haben sich dieselben vermöge käuflicher Erwerbung von verschiedenen Besitzern zu ihrem heutigen bedeutenden Umfang vergrössert.

Zwei hochaufgeschossene Lärchenbäume vor dem alten Gärtnerhause markieren als vegetative Zeugen das früheste Datum des Beginns dieser Pflanzungen.

Es erlangen innerhalb derselben auf entwässertem Wiesenboden die Bäume ein ganz vorzügliches Wurzelvermögen. Tiefe Gräben dienen zur Drainierung und grenzen zugleich mit den Fahr- und Fusswegen die Kulturquartiere von einander ab, deren nordwestlich gelegenes auf Grund seines schwarz-humosen Bodens ausschliesslich zum Anbau von Nadelhölzern dient. Etwa zwei Drittel des Gesamtareals umfassen die Formobst- und die Alleebäume; das übrige Terrain nehmen seltene Gehölze, Rosen und Weinreben, dann auch Beerenobst, Blumenzwiebeln, Maiblumen und Spargel ein. Für Bewässerung ist durch Aufstellung eines Windmotors nebst entsprechenden Vorrichtungen gesorgt. Während des vorjährigen überaus trockenen Sommers lieferte ausserdem ein Pulsometer in der Stunde 40 Kubikmeter Wasser aus einem 60 Fuss tiefen Brunnen. Das gesammte Baumschul-Areal mit über 1000 rechteckigen Quartieren, von je 1000–2000 Quadratmetern Umfang umgiebt teils ein Drahtzaun, teils eine lebendige Hecke. Im englischen Styl nach Familien geordnet, bildet der dendrologische Garten mit seinen über 4000 Gehölzarten und Varietäten eine der vollständigsten unter den in Europa vorhandenen Sammlungen solcher Art.

Das Obstsortiment ist grossenteils ebenfalls in dem unweit des Wohnhauses befindlichen Formobstgarten vereint, anderenteils aber auch anderweitig in der Baumschule verteilt. Von Sorten werden massenweis nur diejenigen gezogen, welche vom Pomologenverein zur Anpflanzung in ganz Deutschland empfohlen worden sind oder die als Neuheiten von hier aus zur Verbreitung gelangen.

Behufs Vermehrung des sehr reichhaltigen Laubholz- und Coniferen-

sortiments sind, ausser einer grossen Zahl von Mistbeetkästen, acht Veredlungs- und Vermehrungshäuser, sowie ausgedehnte Schattenhallen errichtet; erstere werden durch eine Central-Dampfheizung erwärmt.

Die Zahl der jährlich unter Glas gemachten Veredlungen und Stecklinge beträgt ca. 3 Millionen, während diejenige der im Freien vermehrten Obstbäume diese Zahl übersteigt. Demgemäss werden an Obst- und Gehölzsämereien alljährlich mehrere hundert Centner verbraucht; an Gehölzsämlingen sind jahraus, jahrein bis 15 Millionen vorhanden. Es werden ferner jährlich zum Verkauf gestellt von Obst ca. 200 000 Hoch- und Mittelstämme, 300 000 Zwergbäume aller Formen und drei Millionen Freilandgehölze.

Ein eigenes Revier bildet der im grossen Maassstab betriebene Anbau von Blumenzwiebeln, wie es denn schon längst bekannt ist, dass die um Berlin gezogenen Hyacinthen und Tulpen den Harlemer Zwiebeln in keiner Weise nachstehen, weshalb sie auch, namentlich zum Frühreiben, in gleichem Maasse begehrt sind.

Zur Überwinterung feinerer Gehölze, Rosen, Pflirsiche, Aprikosen etc. dienen 4 Schuppen von 26.0 □ Ruthen Grundfläche. Was nun die zur Versendung bestimmten Pflanzen betrifft, so gelangen dieselben in zwei grosse Parkschuppen, wo je eine von dem Besitzer selbst konstruierte Maschine täglich die Herstellung von 300 Ballen, à 2—4 Centner ermöglicht. Coniferen, Rhododendren, Azaleen u. dergl. werden in Körbe verpackt. An Material hierzu sind jährlich ungefähr erforderlich: 2500 Ctr. Stroh, 400 Schock Rohr, 300 Ctr. Moos, 90 Ctr. Packschnur, 2000 Körbe, 1000 Kisten, 3000 Bastmatten und gegen 50 Ctr. Leinwand.

Der grösste Teil der Versendungen bleibt in Deutschland; ausserdem sind Österreich, Russland, Dänemark sowie Nord- und Süd-Amerika gute Abnehmer. Einzelne Sendungen gehen sogar nach Japan und Süd-Afrika.

Die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen schwankt je nach der Jahreszeit zwischen 240 bis 400. Meist wird im Akkord gearbeitet. Die Arbeitslöhne bewegen sich zwischen 2,20 und 1,50 Mark pro Tag.

Es stehen die Arbeiter unter der Aufsicht von 10 Revier-Obergärtnern, die wiederum unter der Leitung des Chefs fungieren. Unter den jungen Gärtnern, die hier ihrer Ausbildung obliegen, befinden sich Russen, Franzosen, Dänen, Schweden und Österreicher. Im technischen Bureau sind zur Zeit 15 Beamte thätig.

Noch verdient bemerkt zu werden, dass mehrere Reisende in fremden Ländern, selbst jenseit des Ozeans, für die Firma als Sammler thätig sind. Demgemäss und in Folge einer sehr ausgedehnten Korrespondenz mit dem Auslande ist die Zahl neuer Einführungen, welche Deutschland dem Hause Späth verdankt, eine ansehnliche. Namhaft gemacht sei aus

dieser Sphäre, sowie aus derjenigen eigener Züchtungen nur das Folgende, als für heimische Gartenkultur besonders bedeutsam: Die serbische Goldbuche (*Fagus silvatica* var. *zlatia*), der in erwünschter Weise winterharte Kirschlorbeer des Balkans (*Prunus Laurocerasus*, var. *Schipkaensis*), die Bolle'sche Pyramiden-Silberpappel (*Populus Bolleana*, Lauche), die persische Kugelrüster, auch Baum der Schmiede genannt (*Ulmus umbra-culifera*), der goldbunte Hartriegel (*Cornus alba* var. *Späthi*) der Garab, welcher, obwohl zum Pappelgeschlecht gehörig, doch die echte Weide Babylons sein soll (*Populus euphratica*) sowie eine Anzahl wertvoller Clematis- und Ahornsorten, die überaus schöne Theerose Kronprinzessin Viktoria nicht zu vergessen.

Obige Notizen, ihrem technischen Teil nach auf handschriftlichen Notizen des Herrn Späth fussend, schloss der Redner mit einem Hoch auf den Schöpfer der bedeutendsten Baumschule des Continents, auf den von fernen Enkeln dereinst noch zu preisenden Grundsteinleger zur Verschönerung des Vaterlandes, ein Zuruf, in den, als er vielstimmig ertönte, nach Pfauenart auch der Vogel Juno's vermöge der Klangfülle seines oft getadelten Organs zum allgemeinen Gaudium lustig mit einstimmt.

Man zerstreute sich hierauf gruppenweis in den ausgedehnten Gartenanlagen. Wieviel des Hochinteressanten bot sich da nicht bei eingehenderer Besichtigung dar! Da waren die zwei Linden, vielversprechende Gedenkbäume, eigenhändig von Fürst Bismarck und Feldmarschall Moltke gepflanzt, gleichsam als Beweis dafür wie selbst höchster staatsmännischer und militärischer Ruhm doch zu allerletzt am liebsten im Gärtnern ausklinge. Da der Rosengarten mit dem schon genannten Brustbilde Vater Späths; da, die Besingung teilend, jene dendrologisch merkwürdige Allee, in der, gewohnter Regel widersprechend, jeder Stamm eine besondere Pflanzenspecies repräsentiert. Ausserordentlich viel Anklang fand die Promenade durch das weite Coniferen-Revier, in dem sämtliche in unserem Klima ausdauernde Nadelhölzer, auch die seltensten und duftigsten, wie u. A. die kostbare blaubenadelte *Picea pungens argentea*, bei strotzender Gesundheit in Menge sich drängen; unermessliches, zum Glück auch von der Tagesmode getragenes Material zur ästhetischen Beeinflussung unseres märkischen Bodens, wenn auch länge nicht dieses allein.

Erst bei schon sinkender Sonne kehrten die Versammelten in die gastlichen Räume des Späth'schen *Château* zurück, wo ein Abendimbis ihrer wartete. Zarte Frauenhände hatten unermüdlich die Honneurs des Hauses gemacht und voll aufopfernder Liebenswürdigkeit mit dem Wirrsal so zahlreicher Gäste verkehrt. Nichts angemessenerer daher, als dass Stadtrat Friedel in seiner Eigenschaft als Vorsitzender, den wärmsten Dank der Versammlung für soviel dargebotenes Schönes und Gutes kundgab, seine Worte in gewohnter herzugewinnender Weise an

die Damen der Späth'schen Familie richtend und so insbesondere die Gattin des Herrn Rath Späth und deren fürsorglich waltende Schwester, Fräulein Anna von Göritz feiernd.

Der Abend dunkelte als die Heimfahrt, von den Meisten auf dem Wege über Rixdorf angetreten, mit dem Gefühle vollster Befriedigung Aller, die an dem Ausfluge teilgenommen haben, ein schönes Tagewerk schloss.

Kleine Mitteilungen.

Geologisches.

Max Fiebelkorn: Die norddeutschen Geschiebe der obern Juraformation. Inaugural-Dissertation. Berlin 1893 (vgl. auch Deutsche Geol. Zeitschrift 1893, Bd. XLV. S. 378—450).

Die mit vielen Abbildungen ausgestattete fleissige Monographie ist für die Provinz Brandenburg von besonderem Interesse, da die letztere mit Pommern und Mecklenburg die Hauptfundstätten für Geschiebe des obern Jura bildet. Mit Ausnahme des Kalkzuges der oberen Juraformation, welcher sich von Fritzow über Klemmen bis Bartin bei Colberg erstreckt, ist keine Gegend bekannt, in welcher Gesteine anstehen, die zum obern Jura gehören. Die Beobachtung jedoch, dass die Malm-Geschiebe sich nur in jenen 3 Landschaften finden, weist uns zur Auffindung des Ursprungsorts derselben in den Norden und zwar werden wir dabei besonders das pommersche Dorf Retzin, hart an der östlichen Grenze des Kreises Prenzlau, welches F. an Jura-Geschieben reich gefunden, im Auge behalten müssen. F. sucht die Heimat unserer Geschiebe des weissen Jura als wahrscheinlich in der Nähe der Odermündungen, vielleicht steht er unterirdisch auch bei Retzin an.

Petrographisch teilt F. die Geschiebe des obern Jura in erstens solche des Fritzower Jura, zweitens solche unbekannter Herkunft. Zu I. finden sich Geschiebe vom hinterpommerschen Fritzower Kalk häufig bei Eberswalde.

Die Geschiebe zu II sind 1. Oolithische Kalke. a) mit *Nerineen* von Rixdorf, b) mit *Pteroceras oceani* vom Kreuzberg und Rixdorf. — 2. Dichte Kalke. a) Dichter weisser Kalk mit *Anisocardia parvula* von Rixdorf. b) Grauer Kalkmergel mit *Exogyra virgula* vom Kreuzberg und Rixdorf. c) Graugelber Kalkmergel mit *Gervillia ventricosa* von Küstrin. — 3. Sandig braun-graue Kalke mit grossen Planulaten. Bei Rixdorf besonders häufig.

Leider sind in der dankenswerten Abhandlung die Materialien des Märkischen Museums unberücksichtigt geblieben. Ich habe demselben eine Sammlung von anstehenden Jura-Versteinerungen von Fritzow aus den Sammlungen der Pastoren Strecker Vater und Sohn verschafft, bezügliche Geschiebe auch bei Cammin und an der Ryck-Mündung bei Greifswald für

das Museum gesammelt. Auch aus der Provinz Brandenburg besitzt dasselbe mancherlei Jura-Geschiebe. Vielleicht erwähnt der Verfasser dieselben nachträglich bei Gelegenheit. —

Dass einer allerdings tieferen Formation angehöriger Jura, von Dr. G. Berendt als Mittlerer Lias (δ) festgestellt, dicht bei Berlin vorkommt, geht aus des Genannten Aufsatz „Erbohrung jurassischer Schichten unter dem Tertiär in Hermsdorf bei Berlin“, Jahrb. der k. preuss. geol. Landesanstalt für 1890, hervor. E. Friedel.

Ueber diluviale Durchragungszüge. Über dies für unsere märkische Heimatkunde wichtige Thema teilt Herr Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack in der V. Z. vom 18. März d. J. aus der Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft vom 7. dess. Folgendes mit:

Herr Dr. Schröder sprach über Durchragungszüge, ihre Entstehung und Bedeutung. In der Uckermark, Vorpommern und Mecklenburg treten an zahlreichen Stellen eigentümliche, lang gestreckte Hügel auf, die gewöhnlich ihre Umgebung um den Betrag von einigen bis zu 20 Metern überragen. Sie besitzen einen Kern von Unterem Diluvium, der die in jenen Gebieten sehr allgemein verbreitete Decke des Oberen Geschiebemergels durchragt und wurden deshalb vom Vortragenden schon früher als Durchragungskämme und Züge bezeichnet. Diese in ihrer Gradlinigkeit und Schmalheit oft an künstliche Schanzen erinnernden und vom Volke auch vielfach als solche aufgefassten „Wallberge“ sind an ihrer Basis selten breiter, meist aber schmaler, als 100 Meter, ihre sehr ausgesprochene Längenerstreckung schwankt zwischen einigen Metern und mehreren Kilometern; oft verschwindet ein Rücken, um nach einiger Zeit mit genau demselben Verlaufe wieder aufzutreten; bisweilen auch liegen die einzelnen Segmente kulissenartig hintereinander. Auch die Erhebung über die Umgebung ist wechselnd; oft sind sie so flache Wellen, dass sie nur dem suchenden Auge bemerkbar werden und ein anderes Mal sind sie schon auf grosse Entfernungen hin sichtbar und beherrschen durchaus den Charakter der Landschaft.

Der Kern dieser Gebilde besteht aus unterdiluvialen, geschichteten Ablagerungen, Mergelsanden, Sanden, Granden und Gerölllagern; bisweilen nimmt im innersten Teile auch noch der Untere Geschiebemergel am Aufbau teil. Bedeckt wird dieser Kern entweder an den Flanken oder ganz und gar von Oberem Geschiebemergel. Die Lagerung der Kernbildungen ist niemals eine ungestörte, vielmehr sind die Schichten zusammengestaucht und gefaltet. Im einfachsten Falle bilden sie, in einem Querprofile gesehen, einen einfachen Sattel; die Schichten liegen dann der Oberfläche des Wallberges parallel und die Sattelaxe verläuft mit der Längsrichtung des Zuges und ändert sich mit derselben. Manchmal ist der Sattel nur einseitig entwickelt, so dass auf der einen Seite des Rückens die Schichten gerade so wie dieser abgeböcht sind, während sie auf der anderen Seite scharf vom Oberen Mergel abgeschnitten werden. Manchmal geht die Zusammenfaltung so weit, dass die Schichten im Dache des Sattels aufreissen und eine vertikale oder sogar Fächerstellung einnehmen. Durch noch intensivere, mehrmalige

Zusammenfaltung können sogar scheinbare Wechsellagerungen des Geschiebemergels mit den Sanden entstehen.

Oberflächlich sind die Wallberge oft von mächtigen Blockmassen bedeckt, die in vollkommenen Packungen eine Mächtigkeit von zwei Metern erlangen können. Seitlich grenzen an sie häufig mit jungdiluvialen Geschiebendeckungen bedeckte Flächen an.

Der Verlauf der Wallberge ist an keine bestimmte Richtung gebunden, sondern wechselt in den einzelnen Zügen ganz bedeutend. Die geologische Spezialkartierung dieses Gebietes aber und die zusammenhängende Darstellung der Durchragungszüge auf einer grossen Karte, wie sie der Vortragende zur Erläuterung seines Vortrages der Gesellschaft vorlegte, führte zu dem Ergebnisse, dass die Durchragungszüge sich zu einem gewaltigen Zuge zusammenschliessen, der von Rostock bis nach Pyritz in Pommern reicht und durch seinen in mächtigen Bogen erfolgenden Verlauf und die ausgesprochene Längenerstreckung von Nordwest nach Südost in vollkommenem Parallelismus zu den weiter südlich gelegenen Endmoränen steht. Die Aufpressung der unterdiluvialen Schichten, ihr sattelförmiger Aufbau, verbunden mit starker Schichtenstörung, führen zu dem Ergebnis, dass diese Wallberge als Druckerscheinungen aufzufassen sind. Da, wo heute die langgestreckten Hügel sich erheben, lag einstmals der Rand des nordeuropäischen Inlandeises auf längere Zeit still. Sein einseitig lastender Druck presste die vor dem Eisrande lagernden Schichten zusammen und hob sie empor. Die ausserordentlich scharfe und ausgesprochene Form der Wallberge beweist, dass dies in der Rückzugsperiode der letzten Vergletscherung erfolgte. Die Durchragungszüge sind also als Staumoränen der letzten Eiszeit aufzufassen und stellen, von der grossen Joachimsthal-Choriner Endmoräne an gerechnet, die dritte Stillstandslinie in der Rückzugsbewegung des grossen Inlandeises dar.

Nun erklären sich auch zahlreiche Analogien der Durchragungszüge mit den schon länger bekannten südlicher gelegenen Endmoränenzügen. Wie bei diesen zeigen auch die weit grösseren Bogen an ihren südwestlichsten Punkten die Auslässe für die Gletscherschmelzwasser. Ein solches altes Schmelzwasserthal ist das Randowthal, welches später von einem Oderarme durchflossen wurde und heute nur kleinen Bächen als Bett dient. Ein anderes solches Schmelzwasserthal ist das Kasekower Thal, welches vom Randowthale an von der Stettiner Bahn benutzt wird und früher von einem Nebenflusse der Randow durchflossen wurde. Auch der auffallende Parallelismus der sämtlichen vor dem Endmoränenzuge liegenden Rinnen und der zu jenem senkrechte Verlauf aller dieser Rinnen hat seine vollkommene Analogie in dem Joachimsthaler-Choriner Endmoränenbogen.

Zum Schluss wies der Vortragende die von Geinitz und Berendt ausgesprochene Ansicht, als könnten die Wallberge Bildungen sein, die mit den nordamerikanischen und schwedischen Åsar übereinstimmen als unbegründet zurück.

In der sich anschliessenden Diskussion wollte Prof. Berendt den Ås-Charakter der Wallberge gewahrt wissen und lieber die genetische Bedeutung derselben im Sinne Schröders geändert wissen, wogegen Prof. Wahnschaffe betonte, dass die Åsar und die beschriebenen Durchragungen ganz ver-

schiedene Dinge darstellten und sich einmal durch ihren Verlauf, sodann aber durch ihren inneren Bau unterscheiden; die Äsar zeigen mit ganz geringfügigen Ausnahmen vollkommen ungestörte Horizontalität der Schichten und stehen rechtwinklig zum Verlaufe der Endmoränen. Beide Redner betonten die Wichtigkeit des in der Schröderschen Auffassung liegenden Fortschrittes.

Nachruf für Lehrer Friedrich Wilhelm Schmidt-Oderberg. Am 4. Mai 1893 starb zu Oderberg i. d. Mark der Lehrer Friedrich Wilhelm Schmidt im hohen Alter von 78 $\frac{1}{2}$ Jahren.

Er wurde am 29. Oktober 1814 zu Fredersdorf bei Gramzow geboren, wo sein Vater Lehrer war. Er erwählte sich denselben Lebensberuf und besuchte 1831—1834 das Lehrerseminar in Potsdam. Nachdem er 1 $\frac{1}{2}$ Jahr in Hohenlandin in der Uckermark als Lehrer thätig gewesen war, wurde er nach Oderberg i. d. Mark berufen, wo er bis zu seiner Michaelis 1886 erfolgten Pensionierung als Lehrer segensreich wirkte.

Er gehörte mit zu den Männern, die am 15. Juni 1859 den Botanischen Verein der Provinz Brandenburg in Eberswalde begründet haben und blieb dessen Mitglied bis zum Jahre 1880. Schon vorher hatte er bereits Jahre lang seine Thätigkeit der Erforschung der Oderberger Flora gewidmet und sind seine dortigen Beobachtungen von Prof. Ascherson in dessen grundlegender Flora der Provinz Brandenburg verwertet worden. Wer Oderberg besuchte, dem war Schmidt ein freundlicher und kundiger botanischer Führer (vergl. z. B. Ascherson in den Verhandlungen des B.-V. 17. Jahrg. 1875 S. XIV).

Auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft erwarb sich Schmidt Verdienste. Namentlich machte er genaue Aufzeichnungen der Temperaturen und Niederschläge von Oderberg und als er die Verzeichnisse derselben für 1850 und 1851 an Alexander von Humboldt einsandte, erhielt er ein warmes Anerkennungsschreiben desselben.

Auf dem Gebiete der Geschichtsforschung hat er durch seine Untersuchung festgestellt, dass das ehemalige Oderberger Schloss nicht auf dem sogenannten Schlossberge, der eine viertel Meile westlich von der Stadt gelegen ist, sondern unmittelbar hinter der Nordseite der Stadt auf dem jetzigen Sommerfeldt'schen Berge gestanden hat.

Nicht mindere Anerkennung erwarb sich Schmidt durch sein vielseitiges gemeinnütziges Wirken. Ungefähr 50 Jahre war er Berichterstatter für die Vossische Zeitung und hat durch seine Schilderungen der Wasserverhältnisse im Oderbruche und des Notstandes bei Überschwemmungen, unter Übernahme schwerer Verantwortung, die Durchführung der Oderverwaltung gefördert.

Diesen Notizen aus einem Nekrolog, den Prof. Dr. Paul Magnus im Botanischen Verein der Provinz Brandenburg vorgetragen, sei hinzugefügt, dass Schmidt im Interesse des Märkischen Museums zum Öfteren thätig war und dass er am Entstehen der „Brandenburgia“ Anteil nahm.

E. Fr.

Zoologisches.

Lurche und Kriechtiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.)

[Vergl. I. Jahrg. S. 128 ff. und II. Jahrg. S. 36 ff.]

1. **Sumpfschildkröte** (*Emys lutaria*).

Die europäische Flussschildkröte kommt auch in Guben vereinzelt vor und zwar in der Lubst und den zu ihr führenden Gräben, wie auch in der Oberneisse. Vor etwa 5 Jahren brachte ein Schüler eine mit in die Schule, die, wie ich glaube, aus der Werder stammte, die ja neuerdings auch in die Lubst fließt. In den Jahren 1890—92 befand sich eine in einem Tümpel an der Neisse, dort, wo die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn den Fluss überschreitet. Dort piff sie an allen warmen Sommerabenden unermüdlich zur Verwunderung der Spaziergänger, die einen klagenden Vogel zu hören meinten. In diesem Sommer hörte ich sie nicht mehr. Ein etwa 30jähriger Mann der Werdervorstadt erzählte mir, seine Eltern hätten eine lebendige Schildkröte im Kuhtrank gehabt, weil sie den Glauben hatten, dadurch blieben die Kühe gesund*).

Guben, 6. Juli 1893.

Carl Gander, Lehrer.

2. **Sumpfschildkröte** (*Emys lutaria*). — **Kreuzotter** (*Vipera berus*). — **Schlingnatter** (*Coluber laevis*) und **Grüneidechse** (*Lacerta viridis*).

Nach einem im naturwissenschaftlichen Verein zu Frankfurt (Oder) gehaltenen Vortrage des Dr. Huth über märkische Reptilien (1890) kommt die Sumpfschildkröte (*Emys europaea*) in Tzschetzschnow bei Frankfurt a. O. vor. In diesem Sommer ist eine bei Schenkendorf, Kreis Guben, in einem Graben, der zur Werder führt, beobachtet worden. Über Amlitz habe ich noch keine sichere Nachricht. — Eine Kreuzotter soll laut Zeitungsbericht (Frankf. Oderzeitung 1890 Nr. 137) in den Wiesenniederungen bei Wald in der Starzeddeler Forst getödtet worden sein. Nach demselben Berichterstatter soll sie im Gubener Landkreise häufig vorkommen, u. a. auch an den beiden Neisse-Ufern zwischen hier und Buderose. Herr Lehrer Kutschbach, ein genauer Kenner märkischer Reptilien, bezweifelt dies; er hat im Kreise noch keine Kreuzotter beobachtet. — Laut Gubener Zeitung 1893 Nr. 189 ist in der Nähe des Sorauer Eichenwäldchens eine Kreuzotter getödtet worden. Eine vor mehreren Jahren bei Seitwan gefangene, in einem hiesigen Schaufenster als Kreuzotter ausgestellte Schlange war eine glatte Natter. *Coronella laevis* kommt bestimmt in der Gubener Heide, in den Bergen bei Wallwitz, Gross- und Klein-Drenzig ziemlich häufig vor. Herr Kutschbach hatte mir eine, die in der Gubener Heide beim Heidekrüge in der Nähe der „Hohlen Berge“ gefangen wurde, als Geschenk für das Märkische Museum zur Verfügung gestellt (in Spiritus).**) Die grosse grüne Eidechse (Smaragd-Eidechse) *Lacerta viridis* hat Herr Kutschbach hier nicht beobachtet, sie ist ihm vor 10 Jahren einmal aus Lieberose gebracht worden.

Guben, 3. Septbr. 1893.

Carl Gander.

*) Dieser Aberglaube ist weitverbreitet. Man hält deshalb Sumpfschildkröten in Wassertonnen in unserer Provinz nicht selten Jahrelang lebendig. E. Friedel.

***) Jetzt im Märk. Museum verwahrt, Kat. A. III. Nr. 1563.

3. Ich habe vor wenig Tagen eine zweite *Coronella laevis* (= *austriaca*) erhalten, welche im Sommer d. J. bei Wallwitz, Gebiet an die Gubener Stadt-
heide anstossend, gefangen worden ist.

Guben, 7. Dez. 1893.

Carl Gander.

4. Laubfrosch (*Hyla arborea*). Im September 1890 griff ich auf dem Fenn zwischen Hundekühle und Jagdschloss Grunewald nahe der zur Badē-Anstalt der Gardeschützen führenden Moor-Brücke einen jungen Laubfrosch im Grase. Interessant war es mir, in diesem Jahre die Nachahmungs- und Anpassungskünste (*Mimicry*) desselben zu beobachten, indem das Tier innerhalb vier Wochen im August und September die äussere Farbe mehrmals änderte. Mein Sohn Erwin hält die *Hyla* in einem cylindrischen Glase, dessen Boden mit ausgestochenem Rasen bedeckt ist. Während des August starb das Grün ab und wurde gelbbraun. In demselben Maasse verfärbte sich der Frosch, indem das Grasgrün des Rückens mattgrün wurde und gelbbraune Flecke erhielt. Als das absterbende Gras fast ganz gelbbraun geworden, war auch das Tier ganz gelbbraun. Im September erhielt das Glas frischen grünen Rasen und nach wenigen Tagen hatte der Laubfrosch ein vollkommen frischgrünes Kleidchen an. Derselbe frisst nur lebende Fliegen, die er zumeist vom Grase aus belauert und im Springen erhascht. So klein das Glas, so schwer ist es, sobald er seine Rückenfarbe dem Kolorit des Grasses angepasst hat, ihn zu entdecken. Dies kommt dem Frosch offenbar bei der Fliegenjagd zu statten, die Fliegen übersehen ihn und er vermag sie viel besser zu beschleichen, als wenn seine Farbe von der seiner Umgebung abweicht. Dies scheint mir die natürliche Erklärung seiner wiederholten Verfärbung und hierin sehe ich recht eigentlich einen Fall der *Mimicry* im Darwinschen Sinne.

Berlin, 5. Dec. 1893.

E. Friedel.

5. Die glatte Natter, *Coronella austriaca*, die bei uns in der Provinz Brandenburg derartig selten ist, dass jeder Fund vorläufig noch veröffentlicht zu werden verdient, ist meinerseits öfters im Vivarium gehalten worden. Diese Schlangen verschlingen mit Gier Eidechsen, selbst die grosse Grüneidechse (*Lacerta viridis*), so dass der lange Schwanz dieser Echse oft noch lange Zeit zum Maul der *Coronella* heraushängt, die daher nicht ohne Grund mitunter „Schlingnatter“ genannt wird. Wegen ihres jähzornigen Charakters heisst sie auch „Jach-Natter“. Meine Exemplare stammten alle vom Schlossberg bei Oderberg in der Mark, wo man sie in der prallen Mittagshitze des Sommers auf Steingeröll sich sonnen findet. Ihr Fang erfordert grosse Geschicklichkeit. Ein Exemplar von dort, welches ich bereits Monate lang im Terrarium pflegte, fuhr, als ich das letztere reinigte, aus seinem steinernen Unterschlupf in Wuth hervor und biss mich, allerdings ganz ungefährlich, in die Hand.

E. Friedel.

Botanisches.

Botanischer Verein der Provinz Brandenburg.

I. Herr Custos Hennings legte eine Reihe bemerkenswerter Pilze aus der Umgegend Berlins vor. Von allgemeinem Interesse ist davon der Hausschwamm (*Merulius lacrimans*), dessen Fruchtkörper der Vortragende beim Riemeistersee auf einem Kiefernstumpf fand; bereits vor einigen Jahren hatte Herr Hennings das spontane Vorkommen dieses Pilzes im Grunewald nachgewiesen. Einen Verwandten des Hausschwamms, den *Merulius aureus*, traf Redner im Grunewald auf Torferde am Fusse von Kieferstämmen. Dieser Pilz tritt im Botanischen Garten sehr häufig auf Pflanzenbeeten auf und zeigt sich da gelegentlich als ein ebenso gefährlicher Zerstörer wie der Hausschwamm. Grosses wissenschaftliches Interesse boten des Vortragenden Mitteilungen über die erstaunliche Vielgestaltigkeit des *Polyporus Vaillantii*, eines in Gewächshäusern auftretenden Pilzes, dessen Mycel gewöhnlich die Unterseite der Tische, Kübel, Fensterbretter etc. bewohnt, durch die Öffnungen der Töpfe in diese eindringt und, indem es die Erde durchwuchert und das Innere der Topfwandungen überzieht, grosse Verwüstungen in den Kulturen anrichtet.

Ferner machte Prof. Ascherson auf das Erscheinen und die Verbreitung der dornigen Spitzklette (*Xanthium spinosum*) einer zu einem lästigen Unkraut erwachsenden Komposite aufmerksam. Bei Kottbus, Finsterwalde, Spremberg und anderen Tuchfabrikstädten scheint sie durch Tierwolle eingeschleppt. In Ungarn ist die Pflanze sehr verbreitet und gehasst. Ansiedeln kann die Klette sich nicht leicht, weil die Früchte bei uns nur ganz ausnahmsweise reifen.

Aus der November-Sitzung 1893.

II. Gegründet 1859 zählte dieser angesehene wissenschaftliche Verein im Jahre 1891 an Mitgliedern 243. Beitrag 5 Mk. Einnahmen 2080 Mk., Ausgaben 2030 Mk., Vermögen 2350 Mk. 10 Sitzungen jährlich. Bibliothek 2850 Bände.

Zur Volks-Arzneikunde.

„**Simpatetisches Mittel wieder die Gicht.** Man gehe Stillschweigens zu einem Pflaumenbaum und sage,

Pflaumenbaum ich klage dir, ich habe die Gicht, sie plaget mich! nun umfasse man den Baum, und sage, ich will sie haben nimmermehr, Du sollst sie behalten ewiglich. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes Amen. Diese Worte dreimal wiederholt, dann von dem Baum weggegangen, ohne sich umzusehen, auch nicht wieder den Baum vorbeigegangen, womöglich sich gleich aus dem Garten entfernt, und nie mehr hineingekommen.“

Original etwa aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus Danzig stammend, dem Märkischen Museum übergeben und mitgeteilt von

Elisabeth Lemke.

Zur Sprachkunde der Provinz Brandenburg.

1. In dem hiesigen Verein für Volkskunde fand am 23. April 1892 ein sehr anregender Vortrag des Dr. Kretschmer „Über den Berliner Volksdialekt und seine Niederdeutschen Elemente“ statt. Im Nachstehenden folgen wir einem Bericht der „Post“:

Wenn heute, begann der Vortragende, eine Dame in der guten Gesellschaft zu ihrem Tischnachbar sagen würde: „Jeben Sie mich mal det Brod rüber“, so würde die ganze Gesellschaft wahrscheinlich sehr bedenkliche Gesichter dazu machen. Und doch klinge für den der Sprachwissenschaft Kundigen „det“ keineswegs schlechter als „das“; denn „det“ sei durchaus keine vernachlässigte Form von „das“, wie man allgemein annehme, sondern eine durch die Entwicklung vollkommen berechnete Eigentümlichkeit des Dialektes. Dass dieser Dialekt aber nicht mehr gesellschaftsfähig sei, liege mehr an den Menschen, als am Dialekte; denn nicht der Dialekt mache die Menschen gemein, sondern die Menschen hätten den Dialekt gemein gemacht. Allerdings sei der Berliner Dialekt nicht rein, sondern ein Mischgericht von hoch- und niederdeutschen Elementen und infolgedessen habe er eigentlich auch keine Geschichte. Die Überlieferung erzähle zuerst von der slavischen Bevölkerung in der Mark, ein grossartiger Germanisierungsprozess habe den slavischen Ursprung in der Sprache fast vollständig verwischt. Die Germanisierung sei zuerst durch Niedersachsen und Niederländer betrieben worden, später jedoch seien auch zahlreiche oberdeutsche Elemente, bayerische, pfälzische und thüringische von grossem Einfluss auf die Entwicklung der märkischen Volkssprache gewesen, die übrigens schon in früheren Zeiten in nicht besonders hohem Ansehen gestanden haben müsse, da schon 1622 Gottfried von Warnstedt in seiner historisch-politischen Beschreibung der Mark sich bewogen gefühlt habe, die Sprache seiner Heimat gegen den Vorwurf der Platttheit in Schutz zu nehmen. Von den ältesten Formen des Berliner Volksdialektes wisse man nur wenig, da die früheste vorhandene Chronik von Berlin erst aus dem Jahre 1484 stamme. Ein klares Bild von der Berliner Volkssprache aber gewann man erst aus den „Weihnachtsspielen“, die von den kleinen Hohenzollernprinzen aufgeführt zu werden pflegten und von denen die hiesige Königl. Bibliothek eine Aufzeichnung vom Jahre 1589 besitze. Hier erkenne man deutlich, wie der Berliner Dialekt sich aus einer Verquickung hoch- und niederdeutscher Elemente entwickelt habe, und hier finde man schon zahlreiche, noch heute für die Berliner Mundart charakteristische Formen, wie „det“, „dat“, „ick“, „mein' Vater sein Haus“, „Kinneken“ für Kindehen, „runger“ für runter etc. — Aus dem 18. Jahrhundert seien die Auslassungen eines Halberstädter Reiseschilderers über den Berliner Dialekt interessant, der beispielsweise Formen wie „spute Dir“ und „Ein Häppken“ erwähnt. Im Übrigen beschränke sich die Kenntnis der Berliner Mundart auf die Gegenwart, der übrigens in dieser Hinsicht noch viel zu thun bleibe. Der Vortragende verbreitete sich nunmehr über einzelne Eigentümlichkeiten des Berliner Dialektes, dessen meiste Formen übrigens auch in anderen ostdeutschen Mundarten zu finden seien, ebenso wie der sogenannte Berliner Humor durchaus nicht spezifisch berlinisch, sondern in der ganzen

Mark verbreitet sei. Auch der Ostpreusse fahre ja mit Vorliebe „im zunem Wagen“, auch er sage „ja Kuchen“, wenn ihn jemand „piesacken“ wolle. Den Gebrauch des j für g — eine jute jebratene Jans u. s. w. — und des scht für st und ts — Durscht, Wurscht, nischt — glaubt Herr Dr. Kretschmer auf den Einfluss rheinländischer Kolonisten zurückführen zu müssen. Das „dat“, „det“ und „des“ für das, das p für pf und das t für tz im Inlaut — Karpe, Schnuppen, Schnuteken, Spruten (Sprossen des Grünkohls) — komme auch in anderen niederdeutschen Mundarten vor. Charakteristischer für den Berliner Dialekt sei dagegen der Ersatz der Diphtonge durch Vokale, besonders der Gebrauch des ei. Stamme das ei aus dem Althochdeutschen, so verwandele der Berliner Dialekt es in ee, stamme es aber aus dem niederdeutschen i, so mache der Berliner wieder ei daraus. Also: Eeens, zwee — aber drei, niederdeutsch tri. Dieses Zurückübersetzen von niederdeutschen Elementen in hochdeutsche sei auch sonst bezeichnend für die Berliner Mundart. Eine sehr charakteristische Form hierfür sei z. B. „Mausike“. Das Musik klinge dem Berliner zu platt, deshalb stelle er den Diphtong au, den er hier analog mit Haus, plattdeutsch Hus vermute, wieder her und sage vornehm: Mausike. Zum Schluss erwähnte Herr Dr. Kretschmer noch das r, das dem Berliner grosse Schwierigkeiten bereite, für das sich aber bestimmte Regeln schwerlich finden lassen dürften. Die hierauf folgende sehr ausgedehnte Diskussion, an der sich unter andern auch die Herren Gymnasialdirektor Schwartz und Sanitätsrat Bartels beteiligten, brachte noch verschiedene Ergänzungen zu dem Vortrage. So über den Gebrauch des „mir“ und „mich“, dessen Fehlerhaftigkeit darauf zurückzuführen sein soll, dass die Niederdeutschen, welche Hochdeutsch lernen, sich zuerst nur eine Form einprägen und diese dann immer anwenden. In manchen Gegenden gebrauche man fast ausschliesslich „mich“, in Berlin hauptsächlich „mir“. Schon in den deutschen Briefen Friedrichs des Grossen zeige sich eine grosse Vorliebe für die Form „mir“. Es sei darin überhaupt nur zweimal „mich“ gebraucht, während man das „mir“ nahezu zweihundert Mal angewendet finde. Herr Direktor Schwartz weist noch darauf hin, dass wohl nicht die Kolonisation allein die deutschen Elemente in die märkische Volkssprache hineingetragen habe, dass vielmehr, wie an kürzlich aufgefundenen Denkmälern aus heidnisch-germanischer Zeit zu erkennen sei, neben der slavischen auch eine, allerdings jahrhundertlang unterdrückte, deutsche Urbevölkerung in der Mark gehaust habe, in deren Sprache wohl der märkische Volksdialekt wurzele. Mit der sehr treffenden Bemerkung des Herrn Sanitätsrats Bartels, dass der heutige Berliner Dialekt überhaupt nicht mehr echt, sondern durch zahlreiche Einwanderer aus allen deutschen Gauen immer mehr und mehr verfälscht sei, schloss die Diskussion.

„Du“ und „Sie“ in Berlin In Berlin, aber auch überall da, wo die deutsche Zunge klingt, gebrauchen erwachsene Personen, sofern sie nicht in einem näheren verwandtschaftlichen Grade stehen, gegenseitig die Anrede „Sie“. Diese Regel zeigt aber in unserer Stadt mannigfache, durch langen Gebrauch befestigte Ausnahmen, die wiederum den seltsamsten Schwankungen unterworfen sind.

Es darf behauptet werden, dass das „Du“ in den arbeitenden Klassen überall da, wo sich „gleich und gleich gesellt“, angewendet wird; hinter „Aujust“ und „Willem“ oder „Fritze“ ein Sie zu hören, erscheint ausgeschlossen.

Wenn sich die Leute „vom Bau“, Fabrikarbeiter, Handwerker aller Art u. s. w. Du nennen, so ist diese Anrede doch auf eine gewisse Bekanntschaft gegründet, es würde einem in die Gesellschaft neu eintretenden Arbeiter arg verübelt werden, wenn er zu seinem Genossen ohne Weiteres Du sagen wollte. In der Regel genügen aber wenige Tage, vielleicht auch nur Stunden, die Anrede „Sie“ zu beseitigen: erscheint der Angekommene ehrenhaft, und hat er Lebensart genug, etwas zu „schmeissen“, so erklingt es bald: „Bruderherz auf Du und Du.“

Der ehrenwerte Stand der Droschken- und Privatkutscher kennt das „Sie“ fast gar nicht, ebenso wenig wie die Tausende, welche des Königs bunten Rock getragen und Kameradschaft gepflegt haben. Das schützende Dach unserer Markthallen ist der Annäherung der einzelnen Verkäufer entschieden günstig gewesen, fast Alle nennen sich Du, auch die früher übel beleumundeten „Berliner Hökerinnen“ nehmen als nunmehrige Damen der Halle an der Verbrüderung teil; dass der Ton „unter sich“, wie auch gegen das kaufende Publikum bedeutend feiner und milder geworden ist, möge nur beiläufig bemerkt werden.

Dienstboten gebrauchen ohne weitere Einleitung unter einander das „Du“, obgleich es unter ihnen empfindsame Seelen giebt, die derartige Vertraulichkeiten mit Entrüstung zurückweisen. Gleichstehende weibliche Personen der arbeitenden Bevölkerung sind übrigens im Allgemeinen nicht leicht geneigt, sich zu duzen, bei Jünglingen und Männern ist dies viel eher der Fall. An dieser Stelle soll übrigens festgestellt werden, dass es in vielen Berliner Familien noch üblich ist, die Dienstboten mit Du anzureden. Fälle, wo solche Jahrzehnte im Hause walten und die unter ihren Augen herangewachsenen Söhne und Töchter der Herrschaft nach altpatriarchalischer Weise noch Du nennen, gehören dagegen zu den grössten Seltenheiten.

Nach altem Herkommen werden Schüler und Schülerinnen höherer Anstalten von einer bestimmten Klasse an mit „Sie“ ausgezeichnet, erfahrungsmässig hat diese Maassnahme auf die Kinder im Allgemeinen einen günstigen Einfluss, manche derselben sind aber für eine solche Anrede durchaus unreif, und es fällt den Lehrenden oft recht schwer, unnütze Schlingel oder ungezogene und träge Schülerinnen mit Sie anzureden.

Wir erwähnen noch einen Gebrauch, der manchen unserer Leser gewiss fremd sein wird: in vielen Bürger-Familien sagen nämlich die Kinder zu ihren Eltern Sie; die Beteiligten behaupten, dass die ersteren durch jene Anrede zu grösserer Ehrerbietung und Ehrfurcht vor Vater und Mutter erzogen würden.

„Er“, „Ihr“ und „Wir“ in Berlin. Die Anrede mit „Er“, deren sich Friedrich der Grosse selbst gegen hochgestellte Offiziere und Beamte bediente, verschwand in Berlin mit dem Zopf, mit dem Fähnrichs-Sponton, mit der Spille (Kopfmütze) und dem geblühten Schlafrock, zwei Kleidungsstücken,

welche sich ältere Personen selbst in Gesellschaft zu tragen erlaubten*), seit der Katastrophe von 1806, namentlich seit den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 immer mehr in Berlin. In der „Luise“, welche 1795 erschien und ihre vollendete Gestalt etwa 1807 erreichte, sagt der ehrwürdige Pfarrer von Grünau noch nach alter Sitte zu seinem Schwiegersohn:

„Hört Er, mein Sohn, wie sie waltet die Herrscherin?“

Schon in den zwanziger Jahren war die Anrede mit „Er“ eine unhöfliche. Auf dem Lande hat sie sich bei uns bis zur Bewegung von 1848 erhalten. Damals konnte man sagen hören: „Dat He-Seggen un Fuchteln hett uphürt!“ (Das Er-Sagen und Prügeln hat aufgehört.) Nach Mitteilung von Fr. E. Lemke wird in Ostpreussen auf den Gütern hier und da noch jetzt mit „Er“ angedredet.

Recht seltsam mutet uns die Anrede mit „Wir“ an, deren sich ältere Leute bedienten, welche dem „Er“ und „Ihr“ zwar entsagt hatten, sich aber nicht entschliessen konnten, das landesübliche „Sie“ zu gebrauchen, und deshalb die seltsame Wendung „Wir“ (eigentlich wohl für „Ihr“) anwendeten. Ich entsinne mich aus meiner frühen Kindheit her, dass der alte General-Lieutenant von Selasinski etwa im Jahre 1849 in einer Berliner Gesellschaft zu meinem Vater herablassend fragend sagte: „Wer sind wir?“ Mein Vater, den diese etwas primitive Manier verdross, antwortete schlagfertig: „Wir sind der General von Selasinski, Excellenz!“ Der alte Kriegsmann lenkte hierauf sofort ein, indem er in höflichstem Tone fragte: „Mit Wem habe ich die Ehre?“ — Die Anrede mit „Ihr“ an eine einzelne Person galt für etwas höflicher als „Er“ und wird in der Mark Brandenburg noch jetzt häufig auf dem Lande angewendet.

E. Friedel.

Dr. Wilhelm Hammer. Ortsnamen der Provinz Brandenburg. I. Teil. (Berlin, Gärtner's Verlagsbuchhandlung, 1894. 4° 32 S.) Besprochen von Dr. A. Kirchhoff, Prof. der Erdkunde zu Halle a. S. Als wissenschaftliche Beilage zum diesjährigen Osterprogramm der Neunten Städtischen Realschule zu Berlin erschienen, behandelt diese sehr fleissig durchgeführte Arbeit die Ortsnamen der Kreise Teltow, Nieder- und Ober-Barnim.

Für jeden dieser drei Kreise werden die Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt und zwar mit genauer Angabe aller ihrer vormaligen Formen, soweit man derselben urkundlich habhaft werden konnte; darauf

*) In Voss' „Luise“, die eine wahre Fundgrube für Sitten und Gebräuche um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts ist, wird der Pfarrer und Hochzeitsvater zur Hochzeit mit Schlafmütze und Schlafrock von seiner Hausehre geschmückt:

„Jetzt fand sie die Mütze, urahnlicher Feierlichkeit voll,

Welche zuerst ihn geschmückt als Bräutigam, ländlich und sittlich,

Aber seitdem alljährlich am heiteren Tage der Hochzeit:

Die nun reichte sie dar und lächelte. Dann im Gewandschrank

Nahm sie den Festschlafrock von stahlblauwollenem Damast;

Ueber die Lehn' ihn breitend des Armstuhls, sagte sie also:

Wie wird unsere Braut und der Bräutigam schau'n mit Verwundrung,

Wann hochzeitlich geschmückt das behagliche Väterchen dasteht!“ —

Schon vorher beim Gastmahl erscheint der Pfarrer im Schlafrock.

folgt dann bei jedem einzelnen der Hunderte von Namen, soweit das zu ermöglichen war, seine Erklärung auf sprachlicher, geschichtlicher und geographischer Grundlage.

Gewiss wird jeder diesen Darlegungen mit Interesse folgen, gerade weil sie fast durchweg mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, dass die Namen aus der frühen Zeit slawischer Besiedelung der Mark stammend, einer Sprache ursprünglich angehören, die längst verschollen ist, und dass diese Namen sodann im Mund der deutschen Ansiedler mitunter bis zur Unerkennbarkeit auf den Weg sinnwidriger Anähnlichung an deutsche Wortklänge entstellt wurden.

Viel ergibt sich aus den Namendeutungen über Landesnatur und Wesen der Bewohner unserer Mark während der ersten Hälfte des Mittelalters, also während der Slavenzeit. Wie in einem getreuen Spiegel erkennen wir die Bewaldung des Landraumes, seine Seenfülle, die noch viel weiter als heute ausgedehnten Sumpfflächen (der Dorfname Lanke bewahrt fast noch genau den Klang des uralten Slawenwortes *läka*, mit nasaliertem ersten *a*, für Sumpf, während die mehrfachen Ortsnamen mit Luck, wie Luckau, Lucknitz, Luckenwalde, denjenigen Klang des nämlichen Wortes weiterführen, wie er im Spreewald und im sonstigen Wendisch der Niederlausitz noch fortlebt, nämlich *luka*). Häufiger als der Eiche (*dub*), begegnet man in der von den Wenden beliebten Taufe der Ortschaften nach ihrer Umwaldung der Buche (*buk*), noch häufiger der Birke (*breza*). Hauptsächlich aber beschattete wie heute Kiefernwald unseren Boden. Daher war *bor* (Wald oder „Haide“, wie sich dies alte Synonym für Wald noch so vielfach in der Mark erhalten hat, in Hasenheide, Jungfernheide u. s. f.) schlechtweg als Kiefernwald gemeint. Es ist dasselbe *bor*, das in vollkommen gleicher Bedeutung im Tschechischen fortlebt, in einer Anzahl märkischer Orts- (und daher auch Personen-) Namen, obschon deutsch maskirt, vorkommt, z. B. in „Börnische“ (um 1300: Bornecke), in „Brandenburg“ (Brennabor) und „Merseburg“ (Mezibor) sogar zu Burg verwandelt wurde.

Unser Verfasser neigt zum Glück nicht der früheren Unsitte zu, in den Ortsnamen wenn irgend möglich poetische Anklänge an die Mythologie zu wittern, ja einen ganzen Wenden-Olymp aus ihnen zu rekonstruieren. Beim Dorfnamen Wandlitz z. B. (mittelalterlich dreisilbig Wandelitz) lehnt er die Beziehung auf die altslawische Göttin Wanda ab, da von Giesebrecht und Hanusch durchaus nichts gefunden wurde, was an jener Stelle den Wandakultus bezeugen könnte, und schliesst sich vielmehr der Ausführung von Berghaus mit den Worten an: „Die Wurzel des Namens ist in dem altpolnischen Worte *wada*, dem neupolnischen Worte *weda* nicht zu verkennen, und dieses Wort ist unser deutsches Angel, Fischangel, ja das russische *wanda* bezeichnet eine eigentümliche Art Fischreuse und ein sackförmiges, von Garn geflochtenes Handnetz, womit der Fischer, auf der Spitze seines Kahnes stehend, förmlich Jagd auf die Fische macht; es heisst in der Mark und namentlich in ihren zahlreichen Kietzdörfern bis auf den heutigen Tag die Wade, ein Wort, welches mit dem slawischen *wanda* von gleicher Abstammung zu sein scheint.“

Neben der Fischerei der märkischen Wenden lesen wir aus ihren Ortschaftsbezeichnungen auch manches von ihrer Zeidlerei und ihrer Viehzucht. Nebeneinander stehen hier die Teltower Dorfnamen Telz (von dem Wendenwort für Kalb, tschechisch telce) und Stolpe, im 12. Jahrhundert Stolp genannt. Letzterer Name, mehrfach in NO.-Deutschland wiederkehrend, bedeutet eine Säule, unter deren Form die Slawen den Weless oder Woloss, ihren Schutzgott der Viehherden, verehrten.

Für die Fortsetzung der in Rede stehenden verdienstlichen Arbeit wäre zu wünschen, dass der Verfasser nicht allzubescheiden verfare in der Anerkennung von früheren Erklärungsversuchen, auch wenn sie offenbar sprachlich ungerechtfertigt erscheinen. Das ähnelt zu leicht einem im schädlichen Sinn parteilosen Eklektizismus und macht zumal den Laien blind gegen das Gewicht der grösseren Autorität. Es genügte z. B. vollkommen, den Namen Baberow (oberhalb Neuendorf in der Nuthe-Niederung) als Biberort zu deuten, da auch der grosse Slawist Miklosich „den Boberow bei Potsdam“ auf den tschechisch-polnischen Ausdruck für Biber, bobr, vertrauenswürdig bezieht. Das a statt o braucht uns nicht zu stören, denn der Vokal des Namens wechselte (gerade wie im Deutschen, vergl. Biber, Bebra, engl. beaver) in den slawischen Sprachen; im Niederlausitzer Wendisch heisst der Biber beber, und Babersberg (ältere Form für das berühmt gewordene Babelsberg) kommt auch als Boberowberg vor. Wozu nun der sachlich wie sprachlich so gut begründeten Hinleitung von Baberow auf den Biber die sichtlich verfehlte, das r des Dorfnamens gar nicht berücksichtigende, Berghaus'sche Deutung auf baba (slawische Göttin, Welterschafferin) hinzufügen, wie es S. 6 geschieht?

Von sprachwidrigen Etymologien deutscher Namen ist dem Referenten nur aufgestossen die von Herzhorn (S. 27). Wenn diese Wüstung schon im 14. und 15. Jahrhundert als Hertzhorn und Hershorn vorkommt, kann sie unmöglich (im niederdeutschen Norden!) vom althochdeutschen hart (Wald) benannt sein.

Sonst ist gerade die linguistische und historisch quellenmässige Genauigkeit des Verfassers zu loben. Sie lässt sich z. B. durch die slawisierende Variante Tempelow für Tempelhof nicht von der allein richtigen Beziehung auf den „Hof des Templerordens“ abbringen, noch weniger durch „Reichsdorf“ (1546) für Rixdorf auf Abwege führen. Die Entwicklungsreihe Richarddorp (1360), Richerstorf (1450), Richsdorf (1543), Ricksdorf (1801) beweist, dass in dem Namen des Berliner Vororts sich der harte k-ähnliche Guttural laut des altdutschen ch aus dem Namen Richard und Richs gekürzt wie Friedrich zu Fritz, Ludwig zu Lutz) noch auffallend treu erhalten hat.

Bericht über die Hauptversammlung des Vereins für die Geschichte der Neumark zu Königsberg N./M. am 9. und 10. Sept. 1893. Schon am Sonnabend den 9. mittags trafen die ersten auswärtigen Besucher ein, gleichzeitig mit dem eigentlichen spiritus rector des Vereins, dem unermüdlichen Oberlehrer Herrn Dr. van Niessen aus Stettin, 4 Herren aus Berlin, Stadtrat Friedel, Custos Buchholz, Künne und Maurer, welche sofort nach Klein-Mantel fuhren, um im Parke des Herrn von Saldern und zwar an dem

dort befindlichen Walle Nachgrabungen zu veranstalten. Wie wir hören, sind diese von Erfolg gewesen und haben Scherben und Knochen zu Tage gefördert, die wie die ganze Anlage des Walles ergaben, dass wir es hier mit einem alten Walle aus der Zeit der Wenden zu thun haben; er ist noch gut erhalten und dem Kundigen leicht erkennbar. Dasselbe Resultat ergab eine Untersuchung des Walles bei der Reichenfelder Mühle in den Wilden Wiesen. Die noch vorhandenen Reste sind unbedeutend, weil schon viel von dem Walle abgetragen ist, wahrscheinlich damit die Wiesen in der Nähe mit dem Material erhöht würden. Auch scheint es, als ob wegen der aus den nahen Wiesen aufsteigenden Nebel der Wall nicht lange bewohnt gewesen ist. Wir haben also ganz nahe bei unserer Stadt Reste von zwei grossen Rundwällen, die in grauer Vorzeit von Wenden angelegt wurden und bewohnt waren.

Bis um 5 Uhr war die grösste Zahl der auswärtigen Besucher eingetroffen; dieselbe belief sich nach der Präsenzliste auf 34 und es erfolgte nun zuerst die Besichtigung der Marienkirche unter Leitung des Herrn Baurats von Rutkowsky. Es war interessant, von den anwesenden Kunstkennern die Schönheiten dieses herrlichen Gotteshauses, welche wir nur in ihrer Gesamtwirkung auf uns empfinden, in ihren Einzelheiten analysieren zu hören. Einig waren alle darin, dass die Kanzel, so schön sie auch als Einzelwerk immer sei, dem Stile nach zu dem Gebäude in reinster Gothik nicht passe; Herr Superintendent Braune vertrat dem gegenüber die mehrseitig geteilte Ansicht, dass eine steinerne Kanzel im Style der Kirche doch wohl von zu kalter Wirkung sein würde. Grosses Interesse erregten die niederländischen Glasfenster aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wenn auch bei der Restaurierung derselben die Reihenfolge der einzelnen Bilder so verändert ist, dass man den Zusammenhang des Dargestellten nur schwer erkennen kann; auch die in einer Seitenkapelle vorhandene Bibliothek, welche Herr Superintendent Braune bereitwilligst zeigte, fand vielen Beifall, namentlich ein Missale mit Noten, die, wenn auch die Takteinteilung fehlt und die einzelnen Noten gleichwertig erscheinen, doch schon unser heutiges 5 Linien-System zeigen. Ein ebenfalls vorgezeigtes Theatrum Europaeum soll, weil es neben geographischen Karten viele Schlachtpläne enthält, wie uns mitgeteilt wurde, von Offizieren vielfach besichtigt werden. Die Gäste waren bei ihrem Eintritt in die Kirche durch die gewaltigen Töne der Orgel begrüsst worden; das herrliche Werk, dessen Klangwirkung für die Ausdehnung der Kirche beinahe für zu bedeutend erachtet wurde, fand ungeteilte Bewunderung; zum Schluss erfreute uns Herr Wiedemann noch durch zwei Orgel-Piècen, die, mit gewohnter Meisterschaft vorgetragen, von ausserordentlicher Wirkung waren.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und nach kurzer Pause begann um 8 Uhr die Feier des 650jährigen Jubiläums der Stadt durch einen Commers im Schützenhause. Der Saal desselben war bald überfüllt, so dass später Kommende in den Nebenräumen bleiben mussten; einen schönen Anblick in dem prächtig dekorierten Raume gewährte der reiche Damenflor, wie wir ihn sonst nur bei Bällen zu erblicken gewohnt sind. Nach Eröffnung des Commerses durch den Vorsitzenden Apothekenbesitzer von Knobelsdorff erscholl als erstes Allgemeines das Lied: „Sind wir vereint

zur guten Stunde“; ihm schloss sich ein von dem Vorsitzenden des Vereins Herr Geh. Reg.-Rat Jacobs-Landsberg ausgebrachtes Hoch auf den Kaiser an, das begeisterte Zustimmung fand. Nachdem nunmehr Herr von Knobelsdorff in herzlichen Worten den Gästen namens der Stadt den Willkommensgruss entboten hatte, hielt Herr Dr. van Niessen eine Ansprache. In launiger Weise schilderte er, welche Mittel hätten angewendet werden müssen, um die spröde Schöne Königsberg zu gewinnen, die so lange zurückgehalten, nachdem schon so viele Städte der Neumark dem Vereine sich angeschlossen hätten; endlich sei das 650jährige Jubiläum der Angelhaken geworden, an den der Fisch angebissen habe. Er trank auf das Wohl der Stadt Königsberg und gab später in Ergänzung seiner scherzhaften Ausführungen interessante geschichtliche Auseinandersetzungen, nach welchen es in hohem Maasse wahrscheinlich ist, dass 1243 thatsächlich das Geburtsjahr der Stadt Königsberg i. d. N. gewesen. Er wies zuvörderst die vielfach verbreitete Meinung zurück, dass Ottokar von Böhmen unsere Stadt gegründet habe; 1244 wird Königsberg in einer Urkunde über Nahausen genannt, war also wohl Stadt, da es als nächster grösserer Ort angeführt ist; den Namen hat ihm wahrscheinlich der mit dem Markgrafen verschwägerte König Wenzel von Böhmen gegeben, als im Jahre 1243 dem Markgrafen ein Thronfolger geboren wurde, und er zur Feier dieses Ereignisses in der Mark weilte.

Der Vortrag des Herrn Dr. Schwartz-Friedenau verstand es ein lebendiges, kulturhistorisches Bild von dem Leben der „Königsberger Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert“ zu entwerfen; wir sahen sie förmlich die lieben Königsberger Spiessbürger in ihrem ruhigen, bis ins Kleinste geregelten Leben, in ihrem freundnachbarlichen Verhältnisse zu den Schwesterstädten z. B. Schönfliess, mit ihrem von wenigen Familien ausgeübten patriarchalischen Regiment. Wohl lebten sie in ihrer Weise glücklich, trotz oder vielleicht wegen ihrer beschränkten Verhältnisse; aber eins fehlt ihnen, der Blick für das Ganze. Erst der siebenjährige Krieg brachte es ihnen recht zum Bewusstsein, dass sie nur ein Glied eines grösseren Organismus seien, erst in einer Urkunde aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hat bezeichnender Weise der Vortragende das Wort „Vaterland“ gefunden. Der sehr anregende Vortrag fand lebhaften Beifall, ebenso wie die musikalischen und deklamatorischen Spenden, die im bunten Wechsel mit den Ansprachen geboten wurden.

Am Sonntag den 10. September 1893 fand im „Deutschen Hause“ die gemeinsame Sitzung des Gesamt- und des Orts-Vereins statt. Nach Erledigung der Geschäfte befürwortete Herr v. Knobelsdorff lebhaft eine grössere Selbständigkeit der Ortsgruppen. Man kam überein, dass dieselben, ohne den Zusammenhang mit dem Gesamtverein zu lösen, selbständig arbeiten und durch Veranstaltung öffentlicher Vorträge das allgemeine Interesse für den Verein rege erhalten sollten. Anhaltspunkte für die Art, wie bei den Arbeiten vorzugehen ist, wird Herr Dr. van Niessen, wie er auf eine Anregung des Herrn Dr. Peyser erklärte, in der nächsten Nummer der Mitteilungen des Vereins geben; schon vorher hatte er ersucht, eifrig auf Sagen, abergläubische Gebräuche u. dgl. zu fahnden, dieselben zu notieren und mitzuteilen. Im Archiv der Stadt Königsberg i. P. befinden sich aus der Ordens-

zeit zahlreiche noch ungedruckte Urkunden über geschichtliche Verhältnisse der Neumark. Mit dem Archivar ist schon ein Vertrag wegen Herausgabe derselben geschlossen, die bewilligte Summe reicht aber nicht aus, weil die Zahl der gefundenen Urkunden wesentlich grösser ist, als erwartet wurde. Der fehlende Betrag wurde bewilligt, doch ist gegründete Aussicht vorhanden, dass, irren wir nicht, aus Staatsfonds eine wesentliche Beihilfe gewährt werden wird. In Breslau befinden sich wohl wenige Urkunden der erwähnten Art, wohl aber scheinen dieselben in Berlin, an den verschiedensten Stellen zerstreut, vorhanden zu sein. Welche Kosten die Hebung dieser Schätze verursachen würde, lässt sich vorher auch nicht annähernd bestimmen. Vorläufig wurde der Vorstand bevollmächtigt, bis zu 500 Mk. für diesen Zweck aufzuwenden, und in einem Ausschreiben zur Sammlung und Herausgabe derartiger Schriftstücke aufzufordern.

Eine Vorlage, dahin zu wirken, dass eine Registrierung von Kirchenbüchern und Pfarrarchiven stattfindet, wovon man sich viele und wichtige Ergebnisse für die Geschichte der Neumark verspricht, wurde angenommen und zwar wurde auf Empfehlung der Herren v. Niessen und Friedel beschlossen, zuerst mit dem Kreise Soldin einen Versuch zu machen, da dieser nicht zu gross und man in ihm eines freundlichen Entgegenkommens sicher sei. Gelingt dieser Versuch, so wird man auf der gewonnenen Grundlage fortfahren. Zum Schluss besprach Herr Dr. van Niessen, dem bei Begründung der einzelnen Vorlagen die Hauptarbeit zugefallen war, einzelne jüngst erschienene Bücher, welche den siebenjährigen Krieg, insbesondere die Schlacht bei Zorndorf behandeln. Die Arbeit des Herrn Dr. Schwartz, welche sich mehr auf kulturhistorischem Boden bewegt, wurde lobend hervorgehoben, die eines russischen Autors als nicht objektiv bezeichnet.

Nach Beendigung der Sitzung und nachdem ein kurzer Fröhschoppen genommen war, begann die Besichtigung der Kunstdenkmäler der Stadt und der im Rathaus veranstalteten Ausstellung von Altertümern.

Im Magistratszimmer waren zahlreiche Urkunden ausgestellt, um deren Ordnung sich Herr Oberlehrer Dr. Ilgen verdient gemacht hat. Die älteste, aus dem Jahre 1271 stammend, betrifft die ersten, eine Reihe anderer aus dem 13. Jahrhundert bis 1345 beziehen sich auf Verleihung von Mühlenrechten u. dergl.; besonders interessant ist eine, in welcher den Königsbergern auf der Röhrike und von da auf der Oder bis Stettin und ebenso zurück völlig freie Schifffahrt gewährt wird. Auch eine Urkunde, in welcher ein 10jähriger Landfriede abgeschlossen wird, ist vorhanden, kaiserliche und fürstliche Privilegien werden urkundlich bestätigt, auch „Urpheden“, die von Gegnern der Stadt geschworen worden sind, hat man geschrieben und gesiegelt aufbewahrt. Es sind ausserdem noch 8 Kisten voll späterer Urkunden vorhanden, alle aus dem städtischen Archiv mit zum Teil schön erhaltenen Wachssiegeln, teils aber auch in sehr defektem Zustande und ganz ungeordnet. Es ist dadurch von Neuem der Gedanke angeregt worden, der schon früher wiederholt im Magistrat und in der Stadtverordnetenversammlung erörtert worden ist, nämlich das städtische Archiv durch einen Sachverständigen ordnen zu lassen. Es hatten ferner ausgestellt:

Herr Seminarlehrer Hindenburg: einige alte, prachtvoll erhaltene Steinwaffen, deren Alter nach dem Ausspruch von Kennern auf über 2000 Jahre geschätzt werden darf.

Herr von Knobelsdorf: 1 alte Lampe und 1 alte silberne Münze.

Herr Baurat von Rutkowski: mehrere sehr gut erhaltene Versteinerungen, die derselbe dem Märkischen Museum als Geschenk zugewendet.

Die hiesige jüdische Gemeinde: einen mit herrlicher Seiden- und Goldstickerei versehenen Synagogen-Vorhang aus dem Jahre 1767.

Herr Küster Mahlow hatte eine besonders reiche Sammlung von Schriften und Bildern über Königsberg zur Ansicht hergegeben, so eine Kehrberg'sche Chronik mit Bildern; Beschreibungen einiger wichtiger Bauwerke der Stadt, des Neubaus des Turmes bis zur Einweihung 1861, der zweiten Abtragung der Pyramide, deren neuer Aufbau und der Renovirung der Kirche bis zur Einweihung 1884; Ansicht der Stadt Königsberg vom Jahre 1658: Ansichten von Königsberg, des Innern der Kirche, des Turmes vom Jahre 1658, 1833 und wie er jetzt ist, und ein Gemälde des eingestürzten Turmes vom 2. Juni 1843.

Frau Lehrer Voigt aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes: das Modell einer Steinkiste aus einer altheidnischen Begräbnisstätte, ferner einige Abbildungen von Verzierungen am Rathause, eine Kehrberg'sche Chronik und eine Biographie des Grossen Kurfürsten aus dem Jahre 1730 (Verfasser Seyler).

Fräulein Hartig: 1 Amulet und 1 Musterbuch mit schönen Seidenstickereien.

Herr Rats Herr Weise: 1 Garben-Bindeknüppel mit eingeschnittenen Buchstaben, welcher die besondere Aufmerksamkeit der Herren vom Märkischen Museum erregte.

Herr Futh: eine Sammlung von Diluvial-Geschieben bzw. -Versteinerungen, welche in der Umgebung Königsbergs gesammelt sind, sowie auch Petrefakten aus anderen Formationen, ferner eine Mineralien- und Konchylien-Sammlung.

Herr Tischler Meissner: eine sehr schön erhaltene alte Bibel vom Jahre 1680. Nachmittags 4 Uhr hielt in der Aula des Seminars Herr Dr. van Niessen vor einer zahlreichen Zuhörerschaft den angekündigten Vortrag über: Die Monstrosität der Märkischen Rechtszustände im 17. Jahrhundert. Wir hoffen, dass derselbe demnächst veröffentlicht wird; er illustrierte in schlagender Weise die Rechtsunsicherheit der „guten alten Zeit“ an dem Beispiele der Stadt Reetz. In der Stadt die Herrschaft und Gerichtsbarkeit des Rats, letztere wenigstens in erster Instanz, vor den Thoren die Macht zuerst des Klosters, und als dieses verweltlicht war, die des Amtmannes, welchen der Staat dort eingesetzt hatte, der Staat, welcher den Begriff der Fiskalität in engherzigster Weise auffasste, und bei den unaufhörlichen Konflikten in Bezug auf Besitz, Fischereigerechtigkeit, Jagd u. dergl. stets gegen die Stadt Partei nahm. Er verfuhr ebenso rücksichtsvoll gegen die mächtige Familie v. Wedell, welcher Reetz verpfändet war und die sich so als Herrin der Stadt fühlte, dass sie in Schriftstücken ganz wie der Landesfürst den Rat mit: „Liebe, Getreue“, anzureden wagte. Erst Friedrich Wilhelm der Erste

hat in diesen unseligen Verhältnissen Wandel geschaffen, er hat das Streben für das Wohl des Volkes an Stelle der öden Fiskalität gesetzt, sein grosser Sohn hat in demselben Sinne weitergewirkt und es ist wahrlich nicht das schlechteste Blatt in dem Ruhmeskranze der Könige aus dem Hohenzollerngeschlecht, dass sie uns ein einiges und zuverlässiges Recht gegeben haben.

(Nach Mitth. im Märk. Stadt- und Landfreund Nr. 107 u. 108.)

Im Übrigen verweise ich auf Nr. 11 der Mitteilungen, herausgegeben von dem Verein für Geschichte der Neumark vom 11. Oktober 1893, namentlich auch auf die beigegebenen, Bergau's „Inventar“ von 1885 entnommenen, schönen Abbildungen der Baudenkmäler von Königsberg und den alten Plan der Stadt, sowie auf meine Sonderberichte über die wendischen Burgwälle bei Klein-Mantel und in den Wilden Wiesen.

Ernst Friedel.

Der Tierbestand Berlins wird auch nur alle 4 Jahr gezählt, zuletzt geschah dies am 1. Dezember 1892. Darnach waren vorhanden:

Grundstücke überhaupt . . .	am 1. 12. 92: 24 805; am 10. 1. 1883: 21 061
" mit Vieh . . .	" " 6 841 " " 6 415
Haushaltungen m. nachstehend	
bezeichneten Vieharten . . .	" " 10 564 " " 9 709
Pferde	" " 43 916 " " 32 527
Maultiere, Maulesel . . .	" " — " " —
Esel	" " 4 " " 8
Rindvieh	" " 7 293 " " 3 041
Schafe	" " 4 120 " " 579
Schweine	" " 4 651 " " 2 299
Ziegen	" " 1 054 " " 2 051
Bienenstöcke	" " 106 " " 162

Merkwürdig ist die Abnahme der Esel, welche im alten Berlin recht häufig waren. Überraschend gross ist die Zahl des Rindviehs und dessen Zunahme; meist sind es Kühe in den mehr und mehr aufblühenden Molkeereien. Auch die Zahl der Schweine hat sich erfreulicher Weise mehr als verdoppelt. Ganz auffallend gross erscheint die Vermehrung der Schafe, sie hängt mit der Verminderung der Ziegen — der Kuh des kleinen Mannes! — zusammen. Man überzeugt sich im Kleinbetrieb mehr und mehr, dass das Schaf eben so leicht zu füttern ist wie die Ziege, dass die Milch noch fetter, schmackhafter, weniger scharf riechend und nährender ist als Gaismilch und dass man die nicht zu verachtende Wolle obenein bekommt.

Die Verringerung der Bienenstöcke hängt mit der Verminderung der Gärten unserer Grossstadt und mit den polizeilichen Schwierigkeiten zusammen, welche dem der Nachbarschaft oft lästigen, ja gefährlichen Immenvolk mehr und mehr entgegengesetzt worden.

E. Friedel.

Gedenktafel für Karl Aemil Kurprinz von Brandenburg. Am 7. März 1892 wurde zu Strassburg i. E. in der Brandgasse (15) am Sengen-

wald'schen Hause das Denkmal für den Kurprinzen Karl Emil von Brandenburg enthüllt. Dasselbe besteht aus rötlich-braunem Vogesen-Sandstein, in den eine geschliffene Syenitplatte mit folgender Gold-Inschrift eingelassen ist:

Hier im früher Sturmischen
damals Dettlingischen oder Manteufflischen Hause
starb d. 7. Dez. 1674
der Kurprinz Karl Aemil
Sohn des Grossen Kurfürsten
von Brandenburg.

Unter der Gedenktafel ist ein Totenkranz, über ihr das brandenburgische Wappen — ein aufgerichtetes Scepter auf einem Schilde — in die Einfassung eingemeißelt. Der baldachinartige Überbau wird von der kurfürstlichen Krone überragt. Das nach dem Entwurf des Architekten Müller von dem Bildhauer Riegger modellierte Denkmal macht einen ernsten und würdigen Eindruck und wird auch kommenden Geschlechtern ein geschichtliches Erinnerungszeichen an jene wichtige Epoche unserer vaterländischen Geschichte bleiben, da der Grosse Kurfürst in Begleitung seines Sohnes den Kampf um das Elsass gegen Frankreich aufnahm. — Die Anregung zur Feststellung der Stätte, an welcher der Kurprinz gestorben, wurde bereits im Jahre 1880 seitens der damaligen „Els.-Lothr.-Ztg.“ gegeben, das erwünschte Resultat zu erzielen, ist jedoch erst in jüngster Zeit dem Obersten Froitzheim (dem Entdecker jenes „Hofes“) gelungen, auf dessen Initiative der Statthalter die Ausführung angeordnet hat.

Alte Feuerlade mit Diebsverwünschung (B. VI 10966). Das Märkische Museum erwarb kürzlich eine Feuerlade aus Thon (B VI 10966) von der Art, wie man sich ihrer früher zur Entzündung des Feuers bediente. Sie ist, wie eine Inschrift besagt, i. J 1774 hergestellt. Ausser durch ihre Form interessiert sie noch durch einen Vers, der in eine ihrer Seitenwände eingegraben ist. Er ist gewissermassen zur Sicherung des Eigentums angebracht, in dem er eine Verwünschung gegen etwaige Entwender des Gegenstandes ausspricht. Man kennt derartige Formeln besonders als Einzeichnungen in Büchern und findet sie in Handschriften schon im frühen Mittelalter, worüber Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter², S. 443 ff. und Pölchau, Das Bücherwesen im Mittelalter S. 16 Auskunft geben. Der Vers lautet:

Dieses Feuerzeug ist mir lieb
Wers mir aber stild der ist (r) ein Dieb
Von dem Galgen auf das Radt
Fressen sich die Raben sad,

So unvollkommen stilistisch die beiden letzten Zeilen sind, so enthalten gerade sie das charakteristische Element dieser Anathemen. Galgen und Raben kehren in den meisten bisher gesammelten Formeln wieder. Man vergl. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde Bd. 2 S. 85, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1883 Sp. 16 „Bär“ Bd. 6 S. 14 f.

Dr. Pniower.

Die Mittagsgöttin (Pshesponiza).

Eine Romanze aus dem Spreewalde.

Von Max Bittrich, Forst (Lausitz).

Der Habsuchts-Bauer zählt sein Gold:
Von ferne her der Donner rollt.

So starr die Luft, so starr der Mann!
Der Geiz hält ihn in schwerem Bann.

Die Wetterwolken ziehen fort, —
Kein Regen! Baum und Strauch verdorrt.

Der Bauer schlürft durch dürren Sand
Und rudert hin im Sonnenbrand.

Die Ernte bringt er selber ein;
Nicht Knecht, nicht Magd darf bei ihm sein.

Er sichelt das Getreidemeer, —
Die Sonne steigt, der Kopf wird schwer.

Die Luft erfüllt Libell'n-Gesumm,
Nun geht die Mittagsgöttin um.

Und rührt sich sonst nicht eine Hand, —
Des Habsuchtsbauers unverwandt.

„Ha! Pshesponiza? Dummer Spuk!
Es war einmal! Altweiber-Trug!“

Und als er's denkt und als er's spricht
Was weht heran? — Welch' Traumgesicht! —

Der Sichel Gold blinkt in der Hand
Und rauschend wallt ihr licht' Gewand.

Das Haupt ist kornblumblau umrankt.
Der Mann erstarrt; er weicht und wankt.

Sie fragt — Das Leben lässt als Preis,
Wer flugs nicht gute Antwort weiss.

Doch wer zwei Stunden sagt und spricht
Vom Bau des Flachses, der stirbt nicht. —

Er sprach und stammelte und sann;
Verzehrend wird der Göttin Bann.

Die Sinne fliehn, die Hand wird matt, —
Ein Röcheln! Eine Todtenstatt!

Die heil'ge Mittagszeit entweicht!
Von hinnen Pshesponiza schleicht.

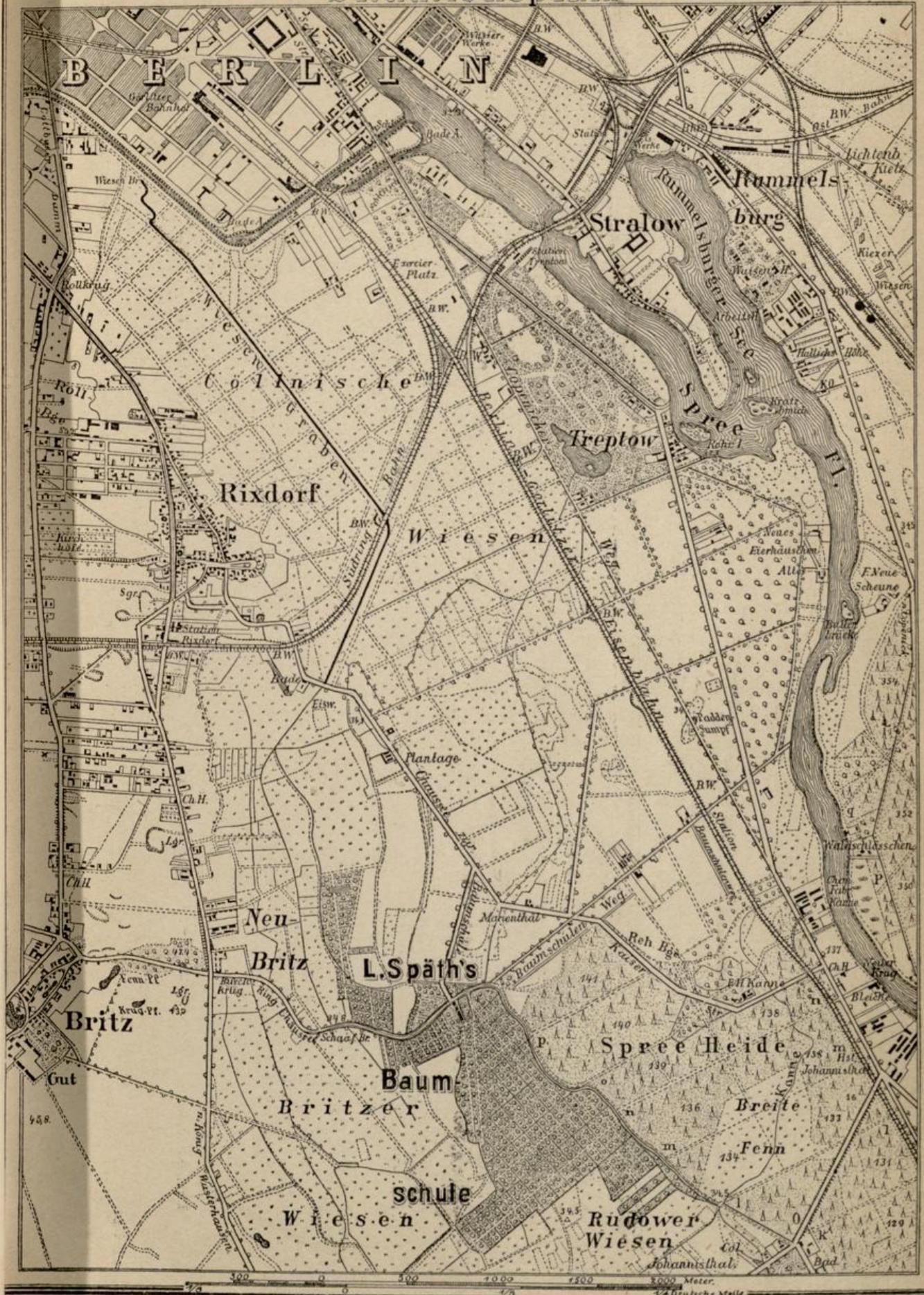
Literarisches.

Arthur Raffalovich: La police, le crime et le vice à Berlin. (Revue des Deux Mondes. 119. Teil. 1. Sept. 1893. S. 156—188). Verfasser schildert mit grosser Anschaulichkeit und rühmenswürdiger Unparteilichkeit die Nachtseiten der Berliner Gesellschaft. Benutzt sind, ausser den zwei zehnjährigen Berichten des K. Polizeipräsidioms 1871—1880 und 1881—1890, Edgar Loening, die Verwaltung der Stadt Berlin, 1885; C. Weien, Berliner Verbrecherleben; Klaussmann, Berliner Gauner; O. Z., Verbrecherwelt von Berlin und Th. Friedmann, Die wahren Lehren des Heinze'schen Prozesses. Fr.

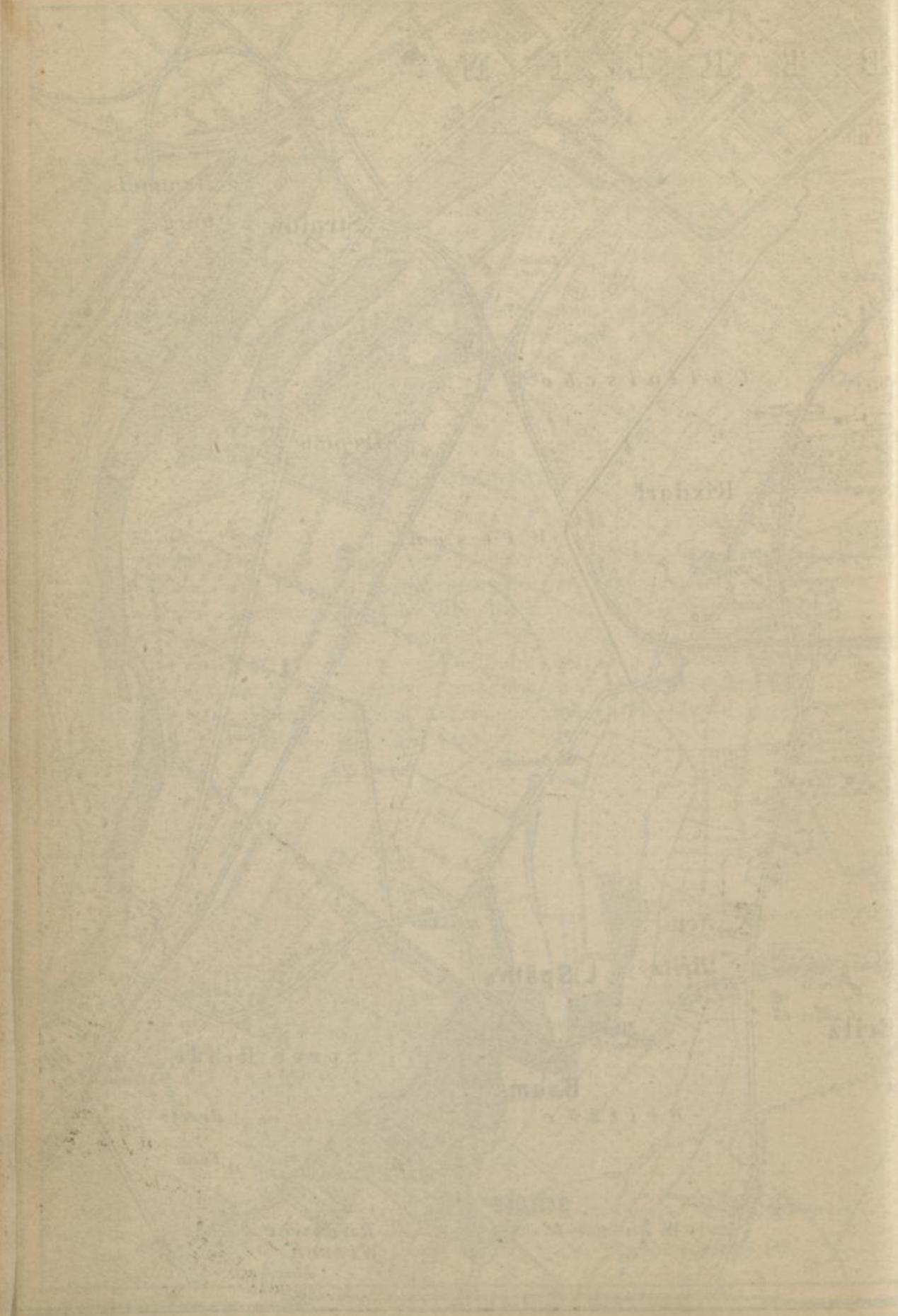
Fragekasten.

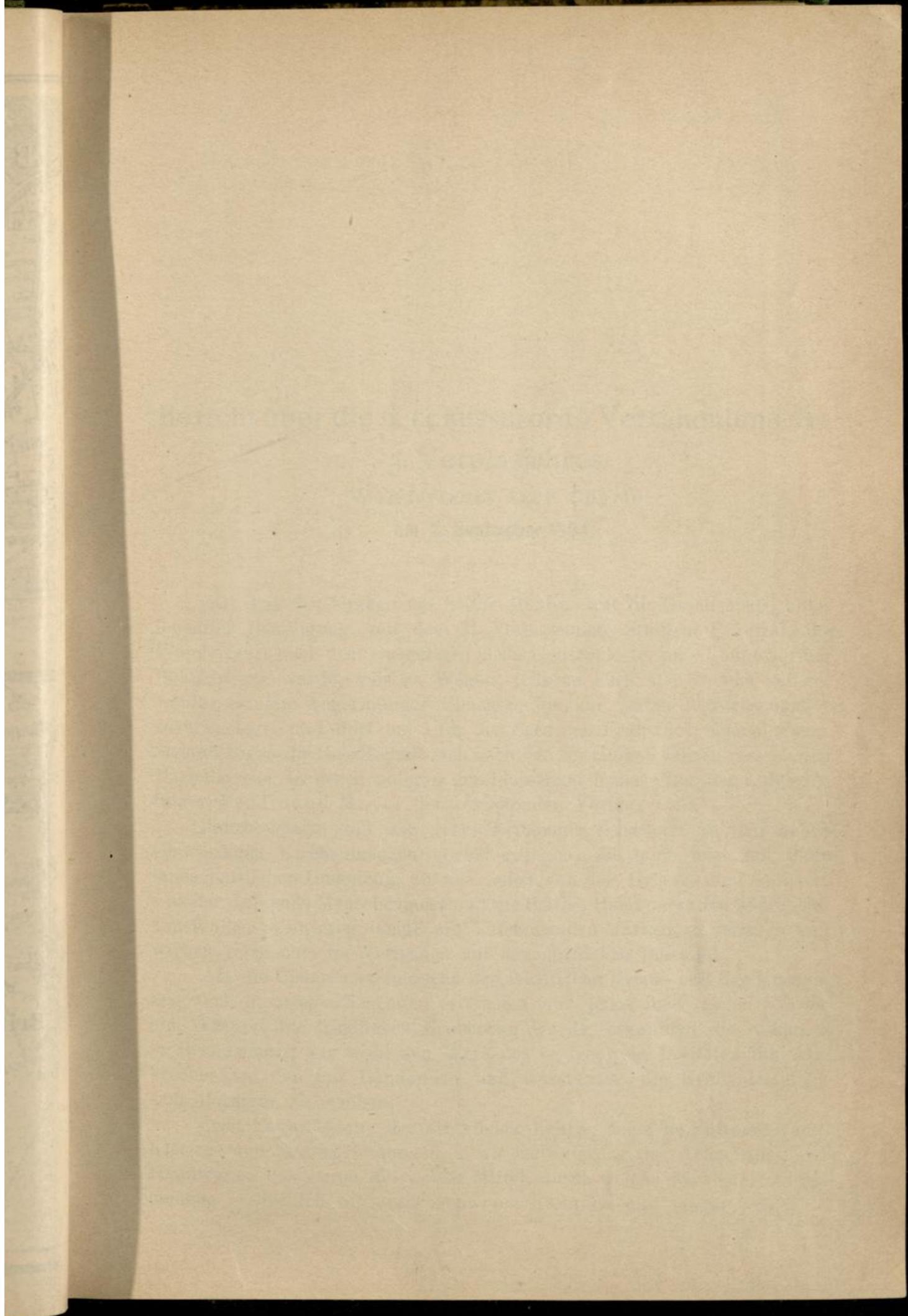
H. B. Was der Ortsname Bötzwow bedeutet. Bötzwow, früher Bochzowe, auch Botzow geschrieben, wird aus dem Slavischen abgeleitet. H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, I. 455, lässt es zweifelhaft, ob der Name mit Bog (Gott) oder Buk (Buche) zu verbinden; im erstern Falle bedeute er Götter-, im andern Buchen-Hain. Das Schloss Bötzwow an der Havel wurde vom Grossen Kurfürsten zu Ehren seiner Gemahlin Luise Henriette vermöge Urkunde vom 2. Januar 1652 die Oranienburg genannt. Der Name ging auf das Städtchen über.

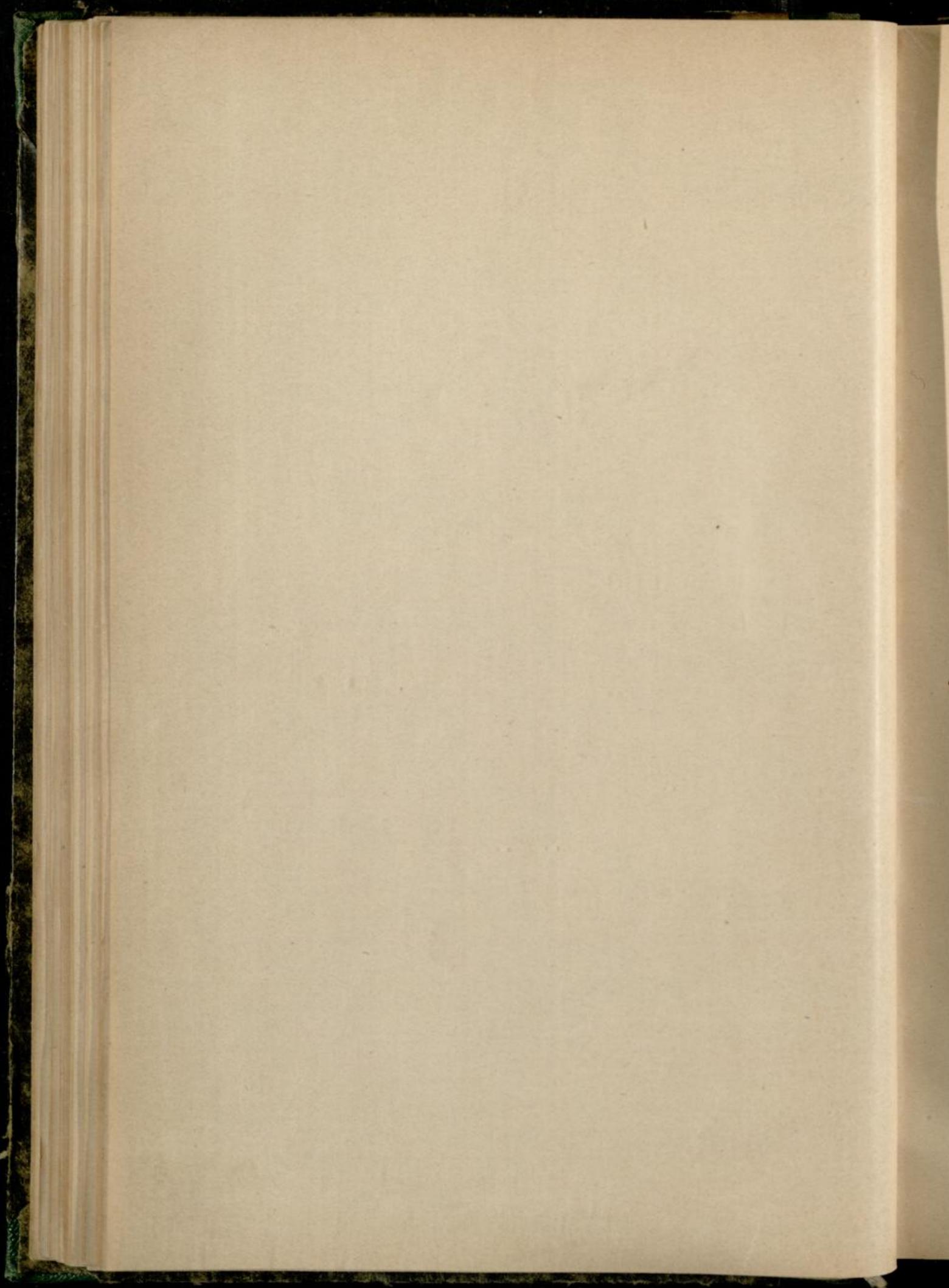
Situationsplan.



Sittatonia







Bericht über die 6. (4. ausserord.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Wanderfahrt nach Chorin

am 2. September 1894.

Mit dem Sonderzuge um 8 Uhr 40 Min. trat die Gesellschaft, unter lebhafter Beteiligung, mit dem II. Vorsitzenden, Stadtrat Friedel, die Wanderfahrt nach dem ehemaligen Cistercienserkloster an. Vom Choriner Bahnhof aus wurde, teils zu Wagen, teils zu Fuss, die Strecke auf der waldbesäumten Angermünder Chaussee bis zur „alten Klosterschänke“ zurückgelegt, und dort am Ufer des Sees das Frühstück eingenommen. Sodann begab die Gesellschaft sich nach der vor einigen Jahren renovierten Marienkirche, in deren polygon geschlossenem hohen Chor der I. Schriftführer Ferdinand Meyer den einleitenden Vortrag hielt.

Jahrhunderte sind wie „verschwindende Schatten“ an den hohen ehrwürdigen Kirchenmauern vorbei gezogen, die noch jetzt mit ihrer landschaftlichen Umgebung zu uns reden von dem Grossen und Schönen, was der denkende Menscheng Geist und die thätige Hand unter den widrigsten Umständen in unseren damals erst aufsteigenden Marken zu schaffen und wirken vermochte im Vertrauen auf den göttlichen Beistand.

Als die Cisterciensermönche den friedlichen Kreuz- und Eroberungszug auch in unsere Gegenden eröffneten und jedes ihrer neuen Klöster eine Etappe der friedlichen Eroberung wurde, erkannten die Askanier in Brandenburg gar wohl den Wert des Ordens; sie breiteten ihn aus, beschenkten ihn mit Ländereien und wussten so die Kraft desselben sich dienstbar zu machen.

Freie Entwicklung der kirchlichen Kräfte, deutsche Einwanderung, Klöster- und Städtegründungen, sowie Kultivierung des Ackerbaues und Handwerks, das waren die weisen Mittel, durch welche die Cisterciensermönche — freilich oft unter schweren Kämpfen und langer Arbeit —

die unruhigen deutschfeindlichen Wenden in friedliche Bahnen zu lenken, für die deutsche Kultur zu gewinnen und so allmählich eine Verschmelzung mit den Deutschen herbeizuführen verstanden.

Man berechnet den höchsten Bestand des Ordens des heil. Bernhard († 1153) auf 800 Klöster mit 40000 Ordensgliedern. Dabei suchten die Cistercienser Mönche keineswegs belebte und bebaute Gegenden für ihre neuen Pflanzstätten auf, sondern sie wählten, getreu ihrer Mission und nach dem Vorbilde ihres Meisters, welcher mit seinen Genossen das schreckliche „Finsterthal“ in Frankreich bald in ein „Lichtenthal“ — clara vallis, Clairvaux — umgeschaffen hatte, mit Vorliebe die wildesten und anscheinend kulturunfähigen Landstriche, aus denen sie idyllische Stätten hervorzuzaubern verstanden.

Demgemäss seben wir denn auch den Zug des Ordens weniger nach dem civilisierten Süden, als vielmehr nach dem unkultivierten, teilweise noch heidnischen Norden gehen. So entstanden in unseren Gegenden Lehnin in der öden Zauche, Himmelspforte auf den Sandfeldern der Lychener Seen, Zinna in den öden wasserlosen Strichen des Flämings, Dobrilug (der „gute Ort“) in den unwirtlichen Sümpfen der Elster, so entstanden auch Neuzelle und Chorin, deren Niederungen Moräste, deren Höhen nur sterilen Sand boten.

Nachdem Markgraf Albrecht II. (der Enkel Albrechts des Bären) als erster Anhaltiner die Havel überschritten und, bis zur jetzigen Stadt Havelberg vordringend, das gleichnamige feste Schloss erbaut hatte, erwarben seine beiden Söhne Johann I. und Otto III. um das Jahr 1225 von einem slavischen Fürsten Barvin oder Barnim die Lande Barnim und Teltow, und mit diesen die Gegend Berlins.

Bestrebt, mit der Germanisierung des grössten Theils noch von heidnischen Slaven bewohnten Landes die Ausbreitung des Christentums durch Erbauung von Klöstern und Kirchen zu fördern, schenkten die beiden Markgrafen im Jahre 1231 einem Priester Dietrich, welcher in Oderberg einem Hospital vorstand, auf dessen Bitte das unweit davon gelegene wendische Dorf Barsdin (das heutige Paarstein). Dort legte Dietrich ein Kloster zur Ehre der heil. Jungfrau, zum Schutze aller treuen Diener Gottes und zur Aufnahme von Kranken, Fremden und Flüchtlingen an. Die Stiftung erfolgte also um jene Zeit, in der unsere Vaterstadt Berlin erst zur Stadt erhoben worden, und auch der noch heutige mächtige Granitquaderbau des Turmes an der westlichen Seite der Nicolaikirche, als ältester Teil derselben entstanden sein mag. Obgleich nun Papst Gregor IX. das Kloster „Civitas Dei“, dessen Bewohner dem Prämonstratenser Mönchsorden angehörten, in seine besondere Obhut nahm, scheint dasselbe doch bereits vor dem Jahre 1258 wieder eingegangen zu sein. Dagegen wird noch in einer Urkunde vom 2. April 1265, laut welcher der Bischof Heinrich von Brandenburg die

Pfarrre des Dorfes „Lanchwitz“ (Lankwitz bei Berlin) den Tafelgütern der Nonnen zu Spandau übereignete, ein Probst Dietrich in Berlin als Zeuge genannt, der vielleicht mit jenem Priester identisch war.

Nach dem Eingehen des Klosters äusserten die beiden Markgrafen, wie es in einer Urkunde des Bischofs Otto von Brandenburg 1258 heisst, den frommen Wunsch, an demselben Orte, der nun „Mariensee“ genannt werde, ein Cistercienserkloster zu gründen. Und noch in demselben Jahre beauftragten sie mit Bewilligung des Bischofs das bereits 1180 gestiftete Lehniner Cistercienserkloster mit der Errichtung eines solchen. So erstand denn auf der im Paarsteinschen See gelegenen grösseren Insel (dem heutigen baumreichen Pehlitzwerder, ca. 2 Stunden von Chorin entfernt) das neue Kloster „Mariensee“. Dort fand Markgraf Johann, wie er zu Lebzeiten bestimmt, 1266 seine letzte Ruhestätte, während sein jüngerer Bruder Otto bald darauf in dem von ihm zu Straussberg gestifteten Dominikanerkloster beigesetzt wurde.

Lag dies doch in der erhabenen Denkweise jener Zeit, die in ihrer Glaubensinnigkeit und Menschenliebe eine lebendige, Segen und Wohl um sich verbreitende Stiftung als das schönste Grabmal betrachtete.

Nach dem Tode des Markgrafen Johann verliessen die Cisterciensermönche im Jahre 1272 aus unbekanntem Beweggründen den Pehlitzwerder, auf dem nur noch geringe Ueberreste des Klosters vorhanden sind, und siedelten nach dem vom See Chorin umflossenen Ort über, wo sie das „Marienkloster“ gründeten.

Anfänglich diente das noch jetzt erhaltene Refektorium zur Abhaltung des gemeinsamen Gottesdienstes, bis die kreuzförmige dreischiffige Pfeilerbasilika mit dem polygon geschlossenen Chor, um das Jahr 1310, als einer der grossartigsten Cistercienserbauten vollendet war. Leider ist das südliche Seitenschiff nicht mehr vorhanden.

Das Kloster stand in der Gunst der Fürsten aus askanischer Linie, die den Marken eine Reihenfolge kräftiger und zugleich wohlwollend gesinnter Herrscher gab, — denen auch Berlin manches Privilegium, die Schenkung des Weddings z. B., verdankte. Noch der letzte und grösste Fürst dieses Stammes, Markgraf Waldemar, dem jetzt neben Albrecht dem Bären ein ehernes Denkmal auf der ältesten Grenzscheide zwischen Berlin und Kölln errichtet werden soll, vermehrte die ausgedehnten klösterlichen Besitzungen noch am Tage vor seinem Hinscheiden (14. August 1319) durch die Schenkung von Buchholz, Goltz und Gross-Ziethen. Dafür sollten die Mönche sein und seiner Vorfahren Gedächtnis feiern, von denen sieben, wie er sagte, im Choriner Kloster ihre letzte Ruhestätte gefunden und wo er ebenfalls bestattet sein wollte.

Eine trübe Zeit stürmte nach seinem Tode über die Marken herein, in der das Kloster eine gewisse Rolle spielte. Ludwig der Ältere, aus dem Hause der Wittelsbacher, hatte die Regierung der Mark über-

nommen und unter seines kaiserlichen Vaters mächtiger Protektion die von fremden Fürsten losgerissenen Gebietsteile wieder unter seinem Scepter vereinigt. Nach dem Tode seines Vaters setzte dessen Nachfolger, Kaiser Karl IV., als unversöhnlichster Gegner der Wittelsbacher alle Hebel in Bewegung, um dem ihm verhassten Ludwig die Mark Brandenburg zu entreissen. Erwünschte Gelegenheit dazu bot ihm das Auftreten des „falschen Waldemar“ beigelegt hat. Unterstützt durch eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Markgrafen, bei dem er längere Zeit als Leibknappe im Dienst gestanden, gab er sich für den Totgeglaubten aus. Eine fremde Leiche sei an Stelle seiner im Kloster Chorin bestattet worden, während er, von Gewissensbissen darüber gepeinigt, dass er mit seiner Gemahlin in zu nahem Grade verwandt gewesen, eine Pilgerfahrt nach Palästina angetreten habe. Nach langen Jahren zurückgekehrt, wolle er sein unter der Willkürherrschaft der fremden Baiern seufzendes Land befreien und die Regierung über dasselbe wieder übernehmen.

Mit wunderbarer Schnelligkeit erklärten sich die meisten Städte, selbst Berlin und Kölln, für ihn; am 2. Oktober 1348 wurde er vom Kaiser mit den Marken belehnt.

Die Kunde von der Rückkehr des bei ihnen bestatteten Markgrafen mag die Mönche nicht wenig überrascht haben, doch fügte Chorin sich in das Unvermeidliche und unterwarf sich dem Pseudo-Waldemar, bis Karl IV. seinen Schützling aus politischen Gründen wieder fallen liess und den Markgrafen Ludwig zurückberief.

Von da ab, und aus der Zeit der Hohenzollern, sind uns nur wenige urkundliche Nachrichten über das Kloster erhalten geblieben. Seine Äbte, die zu den vornehmsten Prälaten des Landes zählten, nahmen an allen wichtigen Verhandlungen teil. So finden wir denn in dem Reverse vom 29. August 1442, in welchem die aufrührerischen Städte Berlin und Kölln ihre Unterwerfung erklären und dem Kurfürsten (Friedrich II.) das Land zum Schlossbau an der Langen Brücke abtreten, neben dem Lehniner Abte Johann, auch den „Herrn Tobias, Apt to Coryn“ als Zeugen aufgeführt. Ebenso in der Urkunde vom 19. Juni 1448, laut welcher beide Städte sich aufs neue dem Kurfürsten unterwerfen.

Ein langer Zeitraum — bis zur Einführung der Reformation und der damit erfolgten Auflösung des Klosters — lässt uns ebenfalls ohne wesentliche Nachrichten über dasselbe. Nur die älteren Mönche verblieben seitdem noch an der ihnen lieb gewordenen Stätte, die übrigen, sofern sie nicht zur neuen Lehre übergetreten, griffen zum Pilgerstabe.

Bezüglich der Äbte findet sich in der letzten Klosterurkunde vom Sonntag Palmarum 1542, laut welcher dem Städtchen Nieder-Finow noch sämtliche Privilegien bestätigt werden, der Name des Abtes Brixius vor. Er war somit der letzte der nachweisbar 23 Choriner Äbte, von denen

nur ein einziger Grabstein, der in der Wand des nördlichen Querschiffes eingemauerte des Abtes Thomas, sich vorfindet. Dieser Grabstein mag eine spätere Ausnahme von dem sonst üblichen Brauche gewesen sein; denn nach den strengen Regeln der Einfachheit dieses Ordens zierte kein Denkmal mit prunkender Inschrift die Ruhestätte der Äbte. So wurden in der um 1290 errichteten Cistercienser Klosterkirche zu Neuzelle die schlichten schwarzen Brettersärge in die Seitenstollen der unter der Kapelle der Äbte befindlichen „Abtsgruft“ hineingeschoben, durch eine schwache Steinwand zugeschlossen und in den nassen Kalk nur die Anfangsbuchstaben des Namens und das Datum des Todes der hier Beigesetzten eingeritzt.

Nach Einführung der Reformation ging das nunmehrige kurfürstliche Kammergut Chorin am 29. September 1543 mit seinem gesamten Areal an Casper v. Köckeritz, den Amtmann Joachims II., wiederkäuflich über. Später in kurfürstlichen Besitz zurückgelangt, wurde es als Lehen ausgegeben oder mit anderen Kammergütern vereinigt.

Wie so manches Kloster während der Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges an den Rand des Verderbens gelangte, so auch sah das Choriner 1635 sich durch die Schweden verwüstet. Um die Mitte des Jahrhunderts zeitweilig im Besitz des Joachimsthalschen Gymnasiums, wurde es 1680 durch eingewanderte Wallonen besiedelt, und diente dann im Jahre 1706 als Invalidenhaus. Bald darauf durch eine Feuersbrunst heimgesucht, stürzte im Niedergange des Jahrhunderts ein Teil der Gewölbe ein, bis endlich durch Umwandlung des Klosterareals in eine Domäne leidlichere Zustände eintraten.

Von der Kirche waren nur noch die mächtigen Umfassungsmauern vorhanden; in den weiten leeren Raum „schauten des Himmels Wolken hoch hinein“.

So sah Schinkel im Jahre 1817 das verfallene Gotteshaus. Auf Verwendung beim König Friedrich Wilhelm III. erhielt dasselbe, elf Jahre später, einen neuen Dachstuhl von 340 Fuss Länge, wodurch es wenigstens gegen die Unbillen der Witterung geschützt wurde.

Die neuerdings erfolgte umfangreiche Renovierung liess die Überreste des hochehrwürdigen Denkmals — nächst der alma mater Lehnin die zweitgrösste Klosterkirche in der ganzen Mark — mit seiner herrlichen, reich gegliederten Westfront in alter Schönheit wieder erstehen. —

Nach dem Vortrage machte Herr Hegemeister a. D. Raatz Mitteilung über das gelegentlich der Renovierung erfolgte Auffinden von vier noch erhalten gebliebenen Grüften mit Skeletten in der „Fürstengruft“ unter dem hohen Chor. Der Vorsitzende erwähnte der Sage, die unser Ehrenmitglied, Herr Gymnasial-Direktor Professor Dr. W. Schwartz in seinen „Sagen pp. des Mark Brandenburg“ von den „stummen Fröschen“

im Choriner See mitgeteilt. Auf das Gebet der frommen, in ihrer Andacht durch das Gequak der Frösche gestörten Klosterbrüder sollen jene verwünscht worden sein, also, dass man in der Runde keinen Frosch mehr höre, so viele ihrer auch seien. Hierzu bemerkte Herr Raatz, dass sich allerdings kein Gequak von Fröschen vernehmen lasse, weil solche im See überhaupt nicht vorhanden sind. Die Tiefe desselben, die der Höhe der Klosterkirche entsprechen soll, und die dadurch erzeugte Kälte des Wassers verhindern eine Ansiedelung dieser Amphibien. Das Entstehen der Sage lasse sich darauf zurückführen, dass man sich in früheren Zeiten kein Gewässer ohne Frösche denken konnte, das Verstummen derselben im Choriner See mithin auf eine besondere Veranlassung zurückgeführt werden musste.

Unter Führung desselben Herrn erfolgte nunmehr ein Rundgang durch den Kirchenraum und einige der ebenfalls renovierten Kloster Räume. Von letzteren wurde zunächst der „Fürstensaal“ mit seinem von einer Mittelsäule getragenen Kreuzgewölbe und den schwachen Umrissen einer umfangreichen, aber nicht mit Bestimmtheit zu deutenden Wandmalerei betreten. Die nach dem heutigen Forstgarten zu gelegene Eingangspforte dieses Raumes, der lediglich zum Empfange der Landesherrschaft diente, welche die Gastfreundschaft des wohlhabenden Klosters öfters in Anspruch nahm, blieb sonst stets verschlossen. Durch eine zweite Pforte gelangten die fürstlichen Personen unmittelbar in den geschlossenen Kreuzgang, der von jedem passiert werden musste, um an dem Hochaltar vorüber in das Gotteshaus zu gelangen. Es wurden ferner besichtigt die seit 1843 zu kirchlichen Zwecken eingerichtete Kapelle (vermutlich die frühere Bibliothek), und das weite, jetzt zu Wirtschaftsräumen umgewandelte Refektorium mit seinen schön konstruierten Gewölben. Lange verweilten die Teilnehmer in den prächtig angelegten Forstgarten, wo die majestätische Westfront der Kirche mit ihren schönen Ziegel-Ornamenten den Blick gefesselt hielt. Dann gings, vorüber an dem Denkmal für die 1870/71 im Kampfe gefallenen Forstmänner, nach der „neuen Waldschänke“ und von dort nach dem sogenannten „Weinberg“. Einige kompakte Mauerreste, die im Dickicht am Wege aufragten, gehörten unstreitig der Klosterbefestigung an, wie solche auch anderwärts zum Schutze gegen feindliche Einfälle errichtet waren.

Vom Plateau des „Weinberges“ bot sich den Blicken ein herrliches Panorama dar, in dem am fernen Horizonte die Türme von Angermünde, Freienwalde und Eberswalde aufragten. Eine kurze Rast in der „alten Klosterschänke“ — dann wurde der Rückweg nach dem Bahnhof angetreten.

B e r i c h t

über die am 8. und 9. Juli dieses Jahres in Forst stattgehabte

10. Hauptversammlung

der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und
 Altertumskunde, von Custos Buchholz.

Die sieben südlichen Kreise der Provinz Brandenburg, welche ungefähr den vierten Teil der ganzen Provinz ausmachen, werden unter dem älteren landschaftlichen Begriff „Niederlausitz“ zusammengefasst.

Ausser den beiden grossen, Berlin umgebenden Kreisen Teltow und Niederbarnim, deren Gelände den zahlreichen Berliner fachmännischen und Laien-Forschern verführerisch nahe liegt, ist keine andere Landschaft der Provinz so viel in kulturgeschichtlicher Hinsicht durchforscht wie sie; für keine auch ist das zu Tage geförderte Material so gründlich verarbeitet. Aber auch keine andere Landschaft weist solche vorgeschichtlichen Massenfunde, so verbreitete, die Gegenwart mit der dunklen Vergangenheit verknüpfende Überlebsel, so viele charakteristische Eigentümlichkeiten der einstigen und der gegenwärtigen Bewohnerschaft auf, wie die Niederlausitz und es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn diese in der Forschung eine hervorragende Rolle spielt und gradezu Forscher herangezogen, herangebildet hat. Diese letzteren, deren Aufmerksamkeit zunächst durch die sich ihnen so auffällig zahlreich bietenden Funderscheinungen derartig angeregt war, dass sie in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft und in den Berliner Museen das Verständnis dafür suchten und fanden, sind dann etwas selbständiger an die Arbeit gegangen, haben teils Lokal-Museen, teils Privat-Sammlungen gegründet und gepflegt und traten dann, vor etwa 10 Jahren, als Stamm der Vereinigung zusammen, die die ganze niederlausitzer kulturgeschichtliche Forschung zu einem kräftigen Ganzen verbinden sollte. Die ersten zehn Jahre des Bestehens dieser Vereinigung erweisen, wie wirksam sie gearbeitet hat. Durch ihre, alle Jahre den Ort wechselnden Hauptversammlungen hat sie überall der Bewohnerschaft Interesse für die Erforschung der Vergangenheit eingeflösst und sie zu Beobachtungen und Berichten angeregt; durch die persönliche Fühlung unter allen Mitarbeitern hat sie ihre Thätigkeit einheitlicher und zielbewusster gestalten können und durch die als Vereinskraft herausgegebenen „Niederlausitzer Mitteilungen“, von welchen nun schon drei stattliche Bände erschienen sind, hat sie in systematischer Weise ein Material veröffentlicht, das der allgemeinen kulturgeschichtlichen Forschung unschätzbare Dienste leistet und auch für die Zwecke des Märkischen Museums und der „Brandenburgia“, die beide nach ihrem geographischen Arbeitsgebiet die Niederlausitz mit umfassen, verwertet wird. Bei dieser Betrachtung sei auch der Männer gedacht, die innerhalb der Niederlausitzer Gesellschaft durch den Wert ihrer wissenschaftlichen Produktionen wie durch ihren aufopferungsfähigen Eifer hervorrangen, vor allem des jetzigen Vor-

sitzenden, Professor Dr. Jentsch-Guben, des früheren Vorsitzenden, Kreisphysikus Dr. Siehe-Kalau, Dr. Weineck-Lübben, Dr. Behla-Luckau, Lehrer Gander-Guben, Pastor Böttcher-Nieder Jeser, Oberprediger Krüger-Lieberose, Stadtrat Ruff und Dr. Pagé-Cottbus, Dr. Kade-Sorau. Auch einige Mitglieder der „Brandenburgia“ zählen zur Mitgliedschaft der Niederlausitzer Gesellschaft, so als Ehrenmitglieder: v. Levetzow, Friedel, Dr. Schwartz, v. Schulenburg und Paul Telge, der in der letzten Hauptversammlung zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Die diesjährige Hauptversammlung begann mit der Fahrt nach einer altgermanischen Wohnstätte in der Feldmark Zauchel. Ihre unzweideutigen Spuren finden sich in Gestalt von Steinlagern, Brandstellen, Urnenscherben, bearbeiteten oder in Feuer gewesenen Steinen u. dgl. auf einem von allen Seiten flach bis zu einer Hügelspitze ansteigenden Gelände, das im Osten vom Zaucheler See begrenzt wird. Das etwa 20 Morgen grosse Gelände muss noch in vorgeschichtlicher Zeit eine Insel im See gewesen sein, dessen frühere Ausdehnung jetzt durch Flugsandlagen bedeckt und verwischt ist. Die Untersuchung der Wohnstelle hatte kaum begonnen, als ein starker stundenlang andauernder Regen eintrat, der die Fortarbeit wie auch Ausgrabungen auf dem zu der Wohnstätte gehörigen, 600 Schritt davon im Walde gelegenen Gräberfelde verhinderte. Der Schlossherr des nahe gelegenen Städtchens Pforten, Graf Brühl, ein Nachkomme des bekannten allmächtigen sächsischen Ministers aus der Zeit Friedrichs des Grossen, hatte der Versammlung die Kellerhallen des Schlosses geöffnet, in denen die berühmteste aller einheitlichen alten Porzellan-Ausstattungen aufgestellt ist — das Meissener Schwanen-Service, welches angeblich 1736—1738 für den russischen Hof gefertigt, dann aber vom Minister Graf Brühl übernommen und nach seinem neuerworbenen Schloss Pforten gebracht wurde. Es wird berichtet, dass dies Service, eine der grössten künstlerischen Leistungen der alten Meissener Porzellanfabrik, 2½ Millionen Thaler gekostet hat und dass es im siebenjährigen Kriege, in Kisten verpackt, in den Pfortener See versenkt worden ist, um es vor feindlicher Wegnahme zu bewahren. Das Charakteristische an diesem Service ist, dass an allen grösseren Stücken, darunter etwa 20 Tafelaufsätzen und gegen 30 Terrinen, innerhalb ihrer Rokoko-Ornamentformen in allen möglichen Lagen der Schwan oder Schwanenkopf eingeflochten ist; ausserdem haben die grösseren Stücke auch das farbige Gräfl. Brühl'sche Wappen. Im hiesigen Königl. Kunstgewerbe-Museum ist eine der Terrinen, die übrigens alle verschieden verziert und geformt sind, ausgestellt. Im Ganzen, einschliesslich der Messer und Gabeln mit Porzellan-Griffen, mögen es über 1000 Stücke sein. Im Schlosspark stehen noch sechs kunstvolle Marmorfiguren aus der Zeit des Ministers, alle mehr oder weniger verstümmelt und verwittert und an der nördlichen Schlosswand sind noch Kugelspuren aus der Zeit des dreissigjährigen Kriegs erkennbar. Die in den oberen Teilen des Schlosses verwahrte Altertümer-Sammlung, darunter hauptsächlich vorgeschichtliche Funde aus der Herrschaft Pforten, konnte leider nicht besichtigt werden.

Der zweite Tag begann mit der Besichtigung der Stadtkirche von Forst, die 1691 erbaut ist und baugeschichtlich nichts Merkwürdiges bietet. Darin

werden u. a. zwei Kelche, ein gotischer und ein spätgotischer, aufbewahrt. Auch wurde in der Sakristei die Forster Schützenkette gezeigt, deren älteste silberne Schauglieder aus der Mitte des 16. Jahrhunderts datiert sind. Unter der Kirche befindet sich die Gruft des Ministers Graf Brühl. Um 10 Uhr leitete Prof. Jentsch die Versammlung mit einer Ansprache ein, in der er auf die Thätigkeit und auf die Erfolge der Gesellschaft hinwies. In der Begrüssung der Versammlung seitens des Bürgermeisters von Forst teilte derselbe mit, dass der Magistrat, durch die Gesellschaft angeregt, mit der Bearbeitung einer Übersicht des Stadtarchivs beschäftigt sei. Pastor Böttcher-Nieder Jeser, der bei der Fahrt nach Zauchel den Führer gemacht hatte, sprach über „Vorgeschichtliche Ansiedelungen im Kreise Sorau“. Nach den Zählungen des Vortragenden sind aus dem Kreise Sorau bekannt: 150 Urnenfelder und 14 Burgwälle und an Fundstücken: 500 Steinwaffen, 3000 Bronzegegenstände, 60000 Thongefässe, 12 goldene Zierplättchen und Fingerringe, 150 Perlen und andere Zierstücke von Glas oder Schmelz. Von den Funden kamen einige recht interessante zur Vorlage. So Bronze-Hals- und Arm-Ringe von Ögeln, Bummeltitz Datten, Beitsch und Sommerfeld; vom Zaucheler Urnenfeld: 1 gewundener Armring, 2 Armspiralen, 2 Speerspitzen, Nadeln, Celte; als Unicum kann wohl eine kleine zweihenkelige Bronzethränenurne mit spitzem Boden gelten, die ebenfalls in Zauchel gefunden ist. Aus Forst kam eine grosse spiralige Schildheftel mit blattförmigem Bügel zur Vorlage, aus Lübben eine thönerne koberförmige verzierte Kinderklapper, aus Weissagk Bronzen, aus Lieskau, Kreis Luckau eine kleine Doppelurne (2 Bäuche übereinander), aus Bora, Kreis Sorau eine tönnchenförmige kleine Urne. Geheimrat Grempler-Breslau legte eine 4füssige schwarze Urne mit 5 Buckeln vor, die bei Jauer gefunden ist. Vom Referenten wurden Mitteilungen über die beiden grossen Urnenfelder des Kreises Sorau gemacht, von denen mehrere Hundert Gefässe und viele sonstige Fundstücke sich im Märkischen Museum befinden und dort allein zwei Schränke füllen. Feyerabend-Görlitz sprach über Quellen der prähistorischen Forschung und wies insbesondere nach, wie die bisher versuchte etymologische Erklärung von Ortsnamen sich auf ganz falschen Bahnen bewege, weil die betreffenden Forscher die keltische Sprache nicht kennen, welche den meisten alten Flurnamen zu Grunde liege. An der Hand einer Karte der Oberlausitz versuchte Dr. Feyerabend eine ganze Reihe von Namen, wie sie sich in den Flusstälern aneinanderreihen, auf keltischen Ursprung zurückzuführen und eine einleuchtende Erklärung von ihnen zu geben. Möglich, dass hierdurch neue Gesichtspunkte für die Erklärung der Ortsnamen sowohl, wie auch für die vorgeschichtliche Forschung im Allgemeinen gewonnen sind. Zu erwähnen ist noch, dass Herr Telge eine Kopie des Hiddensee- und des Vetersfelder Goldfundes der Gesellschaft geschenkt hat und dass er in seiner galanten Weise bei dem Festmahl die Damen mit einer Heftel beschenkte, deren Bügel dem Fischbeschlag des Vetersfelder Fundes nachgemacht ist.

Zur Weichtierkunde der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Museums.)

[Forts. von S. 36 bis 41 des II. Jahrgangs.]

1. *Valvata macrostoma* Steenbuch, von Stein: Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins, 1850 S. 87 irrtümlich als „*Valvata depressa* c. 1. Pf., die niedergedrückte Federschnecke“ bezeichnet, von mir heut in einem sumpfigen Graben im Krummen Fenn bei Grünau an der Dahme, Kreis Teltow mit *Planorbis complanatus* L., *Pl. spirorbis* L., *Pl. nitidus* Müll., einer fast kugeligen *Cyclas cornea* und einem *Pisidium* zusammen gefischt.

Grünau, 8. April 1894.

E. Friedel.

2. Weichtiere aus Berlin und Umgegend. Franc. Herm. Troschel: de *Limnaeaceis* Berlin 1834, 8^o, erwähnt in dieser selten gewordenen Abhandlung pagina 38 *Physa fontinalis*, hinter den Zelten, im Landwehrgraben, bei der Luiseninsel im Tiergarten. Frequentissime.

- | | | | |
|---|----|---|---|
| v | 40 | „ | <i>hypnorum</i> , in fossa prope hortos sylvae Hasenheide. |
| | 43 | „ | <i>Planorbis contortus</i> , hinter den Zelten, Tiergarten. Haud rarus. |
| | 45 | „ | <i>nitidus</i> , circa Berolinum non ita frequens. Panke. |
| | 46 | „ | <i>complanatus</i> (fontanus), hinter den Zelten. Frequentissime. |
| | 48 | „ | <i>albus</i> , hinter den Zelten, Landwehrgraben, Carinen bei Treptow. |
| | 49 | „ | <i>spirorbis</i> . Quamquam alioquin frequentissimum hoc anno tantum in fossa prope sylvam Hasenheide inveni. |
| | 50 | „ | <i>vortex</i> , fere ubique. |
| | 53 | „ | <i>marginatus</i> , fere ubique copiosissime. |
| | 54 | „ | <i>carinatus</i> , fere ubique. |
| | 56 | „ | <i>corneus</i> , fere ubique. |
| | 58 | „ | <i>Limnaeus paluster</i> , Plötzensee, Tiergarten, Stralau. Fere ubique. |
| | 63 | „ | <i>pereger</i> , Tiergarten, in una fossa frequentissime. |
| | 65 | „ | <i>auricularius</i> , Plötzensee, Stralau. Haud rarus. |

Ausserdem nennt Troschel nur noch einige spezielle Fundorte an der Havel.

In den zwei ersten Jahren meines Hierseins 1855 und 1856 sammelte ich eifrig in der Umgebung Berlins und kann für diese Zeit die folgenden Vorkommnisse nach meinen Notizen verbürgen:

Berliner Tiergarten: *Physa fontinalis*, *hypnorum* (1856), *Limnaea palustris* (klein), *truncatula*, (Febr. 1856), *Planorbis corneus*, *albus*, *carinatus*, *marginatus*, *fontanus*, *nitidus*, *contortus*, *leucostoma*, *vortex*, *Ancylus lacustris* (1856), *Paludina Listeri* (vivipara Müll.); *Bithynia tentaculata*, *Leachii*; *Valvata piscinalis*, *V. cristata*, *Cyclas cornea*.

Kohlenufer am Wasserthor: *Limn. auricularia* schwarz gefärbt, *Bith. tentaculata*, *Bith. Leachii*.

Weissensee: *Limnaea stagnalis*, *Plan. nautilus*, *leucostoma*.
 Spree bei Stralau: *Plan. marginatus*. Spree (ohne Zusatz, wahrscheinlich hinter den Zelten) *Pl. corneus*.

Aeltere Mitteilung von Professor Dr. Eduard von Martens in Berlin.

3. Landschnecken von Pankow. Hinter dem Dorfe Pankow im Norden von Berlin befand sich auf dem linken Ufer der Panke zwischen dem Gesundbrunnen und der früheren Papiermühle an einem, etwas abschüssigen Uferlande ein Lager von Landkonchylien etwa 1—1½ Fuss unter der Dammerde. In dieser etwa 2—3 Zoll starken mergelartigen von Eisenoxyd durchzogenen Schicht stecken viele Landkonchylien, die sonst in der Nähe von Berlin jetzt nicht mehr vorkommen oder zum Teil nur sehr selten. *Helix bidens* und *cellaria*, *Clausilia laminata* etc. In kurzer Zeit konnte man davon eine grosse Anzahl sammeln. Leider ist die Stelle durch Tieferlegen des Flussbettes ganz verschwunden. Unter der Schicht liegt der sterilste Sand.

Mitgeteilt von Herrn Mechanikus G. Schacko.

Erwähnt wird dies Lager fossiler Landschnecken nach seinem Entdecker Schacko bereits von J. P. E. Friedrich Stein († 1882 in seinem Buch: *Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins* Berlin 1850 S. 2 u. 3. Die eifrigsten Malakologen Berlins Prof. Dr. Eduard von Martens, Direktor Dr. Otto Reinhardt, Herr Jetschin und Unterzeichneter sind bislang nicht imstande gewesen das Lager wieder aufzufinden. Dasselbe ist entweder interglaciar oder altdiluvial, mutmasslich letzteres. E. Friedel.

4. Aussetzungsversuche mit *Helix candicans* Ziegler und *Helix austriaca* Mühlfeldt. Am 28. November 1870 setzte ich auf dem teils mit Kiefern-Schonung, teils mit Gestrüpp bestandenen diluvialen sogen. Weinberg bei Coepenick eine grössere Anzahl von *Helix candicans* Zgl., die ich am 26. auf dem Tempelhofer Berg in Berlin gefangen, aus.

Desgl. im September 1882 zu Höckendorf bei Stettin auf der Besetzung des Abgeordneten Dr. Dohrn im Park, neben den von Dohrn im Jahre 1855 dort ausgesetzten und gut eingewöhnten *Helix austriaca**) 110 Stück aus Potsdam's königlichen Parks. Zusätzlich bemerke ich, dass diese prächtigen österreichischen Schnirkelschnecken, die sich seit Jahren gut fortgepflanzt haben, von den Krähen, denen die hübsche Schnecke durch ihre bunte und glänzende Färbung auffällt, stark dezimiert worden sind. Im Vivarium des Humboldthains setzte ich im August 1894 vom Weinberg in Potsdam bzw. vom Neuen Garten bei Potsdam gegen 60 Exemplare von *Helix candicans* aus. E. Friedel.

5. *Unio crassus* Retzius, welche ansehnliche Muschel von Clessin als Varietät zu *U. batavus* Lamarek gezogen und von Dr. Reinhardt in seinem „Verzeichniss der Brandenburgischen Weichthiere“ Berlin 1886 S. 21 nur aus dem Odergebiet erwähnt wird, zeigte Dr. Eduard von Martens bereits am 15. Juni 1858 in der Sitzung Naturforschender Freunde aus dem Schermitzelsee bei Buckow vor. Dies scheint die erste Auffindung der sehr ansehnlichen Muschel in der Umgegend von Berlin zu sein. Im folgenden Jahre 1859 fand ich sie auf einer mehrtägigen zoologischen Exkursion in

*) Vgl. Malak. Blätter IX. 1862 S. 214 und Kreglinger: Syst. Verz. der in Deutschl. leb. Binnen-Molusken, 1870, S. 122.

derselben Gegend. Desgleichen im Jahre 1889 ebendort. Dies sind Funde aus dem Oder-Gebiet. Ich habe dieselbe Muschel aber auch im Elb-Gebiet entdeckt und zwar in der Stein-Havel in der unweit Fürstenberg a. H. in der in Mecklenburg-Strelitz belegenen brandenburgischen Enklave am 9. Juli 1893 gefunden. E. Friedel.

6. *Unio batavus* Lamarck fehlt ebenfalls in dem vorerwähnten Verzeichnis der brandenburgischen Weichtiere. Ich habe dieselbe aber seit mehreren Jahren im Schwielow-See bei Baumgartenbrück, bei Kaput und bei Ferch gefunden. . . . Im Jahre 1893 und im laufenden Jahre fand ich *U. batavus* in allen Entwicklungsstadien im Grossen und Kleinen Müggelsee, namentlich im letzteren unweit Rahnsdorf. In der Oder ist sie nicht selten bei Oderberg, Freienwalde und Glietzen, ferner im Stobberbach bei Buckow in der Märkischen Schweiz. Hier und bei Oderberg mästet man zeitweilig damit und mit anderen Schaltieren die Schweine. E. Friedel.

7. *Unio Mülleri* Rossmässler, eine schöne und seltene Muschel von Clessin (Deutsche Exkursions-Mollusken-Fauna), nicht ohne Begründetheit für eine Varietät von *Unio tumidus* gehalten, eiförmig dreikantig, zusammengedrückt und erheblich kürzer als *U. tumidus* Philippson habe ich am 20. August 1893 in einem schönen lebenden Exemplar südöstlich von Baumgartenbrück in dem muschelreichen, den Petzin-See mit der Havel und dem Schwielow-See verbindenden Graben gefunden und dem Märkischen Museum überwiesen. E. Friedel.

8. *Lithoglyphus naticoides* Férussac. Eine neue Fundstelle der seltenen, auf der Einwanderung in unsere Gegenden begriffenen Schwimm-Sumpfschnecke, wie sie Carl Pfeiffer, Naturg. deutscher Land- und Süßwasser-Mollusken, III. 1828 S. 45 nennt, wurde von unserem Mitgliede Apotheker E. Schenk und mir heute bei Saatwinkel unweit des Tegeler Sees ermittelt. Vor dem ältesten der dortigen Wirtshäuser befindet sich ein stark verschlammter und sumpfiger, mit Erlenbäumen bestandener Pfuhl, in welchem wir nach Kiemenfüßlern (*Branchipus*) käscherten und auch solche fanden. Hierbei fiel uns *L. n.* lebend in die Hände. Dies ist sehr merkwürdig, da man die Tiere sonst nur aus grösseren Gewässern kennt. Ich habe allerdings wie im Monatsblatt Jahrg. II. S. 37 bemerkt, zwei Exemplare bereits am 31. Mai 1887 bei Schulau an der Elbe unterhalb Altona in einem versumpften kleinen Altwasser gefunden. Dasselbe kommuniziert aber ersichtlich bei Hochwasser gelegentlich mit der Elbe, während der Tegeler See auch bei seinem höchsten Stande, selbst bei Herbst- und Winterstürmen, kaum je bis zu jenem dunklen Erentümpel vordringt. Es ist hier nur an eine Verschleppung etwa durch Wasservögel zu denken.

Saatwinkel, 14. Mai 1894.

E. Friedel.

9. *Nochmals Lithoglyphus naticoides*. Diese Einwanderin dehnt sich im Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal immermehr westlich bis zur Einmündung in den Tegeler See aus. Bei der Haselhorster Kanalbrücke findet sich die zierliche Deckelschnecke, welche noch 1880 bei uns völlig unbekannt war, in ungeheurer Menge vor, hier *Neritina fluviatilis*, ja die gemeine *Bythia tentaculata* allmählich geradezu verdrängend. Im eigentlichen Tegeler See bei Saatwinkel und rings um die Insel Scharfenberg fehlt die Schnecke nach

meinem Befunde des Ufer-Auswurfs und des Schleppnetzes noch immer gänzlich. Das Tier, welches im gewöhnlichen Zimmeraquarium schwer zu erhalten ist, liebt weiches, stilles Wasser mit leicht muddigem Grunde und mässiger Bekrautung (z. B. von kanadischer Wasserpest). Die Wassertiefe beträgt in der Regel 30 bis 100 cm.

Noch im vorigen Jahre vermochte ich auf der Nordseite des Müggelsee's zwischen der Biologischen Station und der Rahnsdorfer Mühle Lithoglyphus nicht zu finden. Am 28. August 1894 sammelte ich dagegen am Südufer des Kleinen Müggelsee's über ein Dutzend Exemplare und ein Exemplar am Ufer des Grossen Müggelsee's östlich der sogen. Dorfstelle Thyren.

Auf das Sorgfältigste habe ich die Schichtungen der gewaltigen Schalltirlager am Südufer der Müggel, die vom Wellenschlag, vom Sturmwind und vom Eisschub aufgehöhht werden und meist aus Schalen der *Dreysena polymorpha* (= *Tichogonia Chemnitzii*) bestehend, an manchen Stellen sich nach Jahrgängen der Anhäufung unterscheiden lassen, durchforscht, ohne eine Spur des Lithoglyphus zu finden; ich bin überzeugt, dass das Tier höchstens seit 3 bis 5 Jahren in dem vom Spreestrom durchflossenen Müggel-See auftritt.

Bei einer dreistündigen Umwanderung des grossen Schwielowsee's, den die Havel in der Richtung Kaput—Baumgartenbrück durchströmt, am 28. August 1894, habe ich in den Schalenlagern den Lithoglyphus nicht entdecken können; er scheint, obwohl für ihn geeigneter Grund dort vorhanden ist, noch zu fehlen. Denselben negativen Befund habe ich bei der Untersuchung beider Havelufer von Spandau bis Potsdam, einschliesslich des Wannsee's, bislang feststellen müssen. Ich lade zu fortgesetzter Beobachtung der Verbreitung des *L. naticoides* ein, da dieselbe heimatkundlich und biologisch von grossem Interesse ist.

Berlin, 1. Sept. 1894.

E. Friedel.

10. Weinbergs-Schnecke. Auf dem Sommerfeld'schen Berge zu Oderberg in der Mark ist *Helix pomatia* L., die essbare Weinbergsschnecke, sehr häufig. Unser Mitglied H. Maurer hatte das ungewöhnliche Glück, vor meinen Augen am Pfingstmontag den 14. Mai 1894 ein ausgewachsenes links-gewundenes Exemplar zu finden. Aus der Provinz Brandenburg ist kein Fund einer linksgewundenen Weinbergsschnecke bekannt, überhaupt gehören dergl. Vorkommnisse zu den grössten Seltenheiten. Ich erhalte das Tier einstweilen im Terrarium lebendig; später wird es der Sammlung des Märkischen Museums einverleibt werden. In den sogen. Kunst- und Raritäten-Kammern des 17. und 18. Jahrhunderts wurden dergleichen Abnormitäten mit besonderer Vorliebe gesammelt. So erwähnt der Professor Regel, welcher 1782 eine Reise von Quedlinburg nach Thüringen machte und dabei dergl. Sammlungen besuchte, bei einer derselben vornehmlich die vielen abnorm linksgewundenen Schnecken darunter *Helix pomatia*. (Vgl. „Aus der Heimat“, Sonntagsblatt des Nordhäuser Courier, 3. Sept. 1893.)

Berlin, 20. Mai 1894.

E. Friedel.

11. *Helix candicans* Ziegler (= *obvia* Hartmann), eine flache zierliche Trockenschnecke, welche Stein a. a. O. sehr gut abbildet, aber mit der bei

uns nur in den Rüdersdorfer Kalkbergen vorkommenden *H. ericetorum* Müller verwechselt, war bisher nur vom Brauhaus-Berg bei Potsdam und vom Tempelhofer bzw. Kreuz-Berg in Berlin bekannt. An letzteren Örtlichkeiten ist sie durch den Häuser- und Strassenbau fast ausgerottet worden, jedoch scheinen sich Exemplare nahe der Wolfsschlucht des Viktoriaparks erhalten zu haben, auch habe ich dort, wie Jahrgang II S. 38 berichtet, Potsdamer Exemplare ausgesetzt. In den fünfziger Jahren habe ich die Schnecke in den Rollbergen und auf dem Jahnschen Turnplatz in der Hasenhaide ausgesetzt und scheint sie sich dort erhalten zu haben.

In und bei Potsdam habe ich *H. candicans* seither an folgenden Stellen gefunden: im Neuen Garten, in Charlottenhof, in Sans Souci, am Weinberg daselbst, in den Gärten der Augusta- und Marien-Strasse, in der kürzlich leider eingegangenen Landesbaumschule zu Geltow, in Neu-Geltow, bei Baumgartenbrück längs der Havel, an der Bucht des Pentzin-See's bis Försterei Gaisberg, ferner in den Anlagen und Gärten bei Wannsee und Stolpe, z. B. am Stolpschen Loch, am Pohle-See und Stölpchen See immer auf der rechten d. h. nördlichen und nordwestlichen Seite. Die Schnecke hat aber bereits oberhalb Potsdam's die breite Havel überschritten und findet sich bei Saerow auf dem Kirchhof und im Schlosspark, ja noch weiter, bereits am sandigen Abhange zur Havel im Dorf Cladow, hier mit *Helix strigella* und *Helix nemoralis* zusammen. Es wird nun die Aufgabe sein zu verfolgen, ob die *H. c.* nördlich noch weiter in der Richtung auf Spandau vordringen wird.

Als Ausgangspunkt der wahrscheinlich, wie *H. ericetorum*, durch Gewächse eingeschleppten *H. candicans* dürfte die erwähnte Landesbaumschule in Alt-Geltow zu betrachten sein, die aus den verschiedensten Teilen Gewächse in Ballen eingeführt und alsdann wiederum vornehmlich in und bei Potsdam verbreitet hat.

Berlin, 7. September 1894.

E. Friedel.

12 Die lebenden Schnecken und Muscheln von Königsberg in der Neumark von S Futh. Da unsere Neumark zu den wenigst erforschten und leider schwerer erreichbaren Teilen der Provinz Brandenburg gehört, so hat der als genauer Kenner, als gewissenhafter Sammler und Beobachter in den Fachkreisen rühmlichst bekannte Herr Stadtverordnete Futh zu Königsberg N.-M. die Güte gehabt, das nachfolgende Verzeichnis seiner Gegend aufzustellen, wobei von ihm gleichzeitig überall Belagstücke (ausser *Ancylus fluviatilis*) dem Märkischen Museum freundlichst mitgeteilt worden sind. Das genannte Institut benutzt die Gelegenheit, hierfür Herrn Futh den wärmsten Dank auszusprechen.

Die Nacktschnecken hat Herr Futh leider fortgelassen; die drei, welche ich bei einem 2tägigen Aufenthalt am 9. und 10. Sept. 1893 in und bei Königsberg wahrgenommen, werden vorangestellt.

- | | |
|---|--|
| 1. <i>Limax agrestis</i> , Linné. | 5. <i>Hyalina nitidula</i> , Draparnand. |
| 2. <i>Arion empiricorum</i> , Férussac. | 6. „ <i>radiatula</i> , Alder. |
| 3. „ <i>hortensis</i> , Férussac. | 7. „ <i>pura</i> , Alder. |
| 4. <i>Vitrina pellucida</i> , Müller. | 8. „ <i>crystallina</i> , Müller. |

- | | |
|---|--|
| 9. <i>Hyalina fulva</i> , Draparnand. | 45. <i>Planorbis corneus</i> , Linné. |
| 10. <i>Patula rotundata</i> , Müller, | 46. „ <i>corneus</i> , var. <i>banaticus</i> , |
| 11. „ <i>pygmaea</i> , Draparnand. | Lang. |
| 12. <i>Helix pomatia</i> Linné. | 47. „ <i>marginatus</i> , Draparnand. |
| 13. „ <i>hortensis</i> , Müller. | 48. „ <i>carinatus</i> , Müller. |
| 14. „ <i>nemoralis</i> , Linné. | 49. „ <i>carinatus</i> , var. <i>dubia</i> , |
| 15. „ <i>hispida</i> , Linné. | Hartmann. |
| 16. „ <i>striata</i> , Müller. | 50. „ <i>vortex</i> , Linné. |
| 17. „ <i>fruticum</i> , Müller. | 51. „ <i>vortex</i> , var. <i>nummulus</i> , |
| 18. „ <i>bidens</i> , Chemnitz. | Held. |
| 19. „ <i>arbustorum</i> , Linné. | 52. „ <i>vorticulus</i> , Troschel. |
| 20. „ <i>pulchella</i> , Müller. | 53. „ „ var. <i>chartea</i> , Held. |
| 21. „ <i>costata</i> , Müller. | 54. „ <i>septemgyratus</i> , Ziegler. |
| 22. <i>Buliminus tridens</i> , Müller. | 55. „ <i>contortus</i> , Linné. |
| 23. <i>Cionella lubrica</i> , Müller. | 56. „ <i>nautileus</i> , Linné. |
| 24. <i>Pupa antivertigo</i> , Draparnand. | 57. „ <i>cristatus</i> , Draparnand. |
| 25. „ <i>pygmaea</i> , Draparnand. | 58. „ <i>nitidus</i> , Müller. |
| 26. „ <i>muscorum</i> , Linné. | 59. „ <i>limophilus</i> , Westerland. |
| 27. <i>Clausilia nigricans</i> , Pulteney. | 60. „ <i>complanatus</i> Linné. |
| 28. <i>Succinea putris</i> , Linné. | 61. <i>Ancylus fluviatilis</i> , Müller. |
| 29. „ <i>Pfeifferi</i> , Rossmässler. | 62. <i>Acroloxus lacustris</i> , Linné. |
| 30. „ <i>oblonga</i> , Draparnand. | 63. <i>Paludina vivipara</i> ., Müller. |
| 31. <i>Carychium minimum</i> , Müller. | 64. „ <i>fasciata</i> ., Müller. |
| 32. <i>Limnaea stagnalis</i> , Linné. | 65. <i>Bythinia tentaculata</i> , Linné. |
| 33. „ <i>auricularia</i> , Linné. | 66. „ <i>ventricosa</i> , Gray. |
| 34. „ <i>ampla</i> , Hartmann. | 67. <i>Valvata piscinalis</i> , Müller. |
| 35. „ <i>ampla</i> , var. <i>obtusa</i> , Kobelt. | 68. „ <i>cristata</i> , Müller. |
| 36. „ <i>ovata</i> , Draparnand. | 69. <i>Neritina fluviatilis</i> , Linné. |
| 37. „ <i>ovata</i> , var. <i>succinea</i> , | 70. <i>Sphaerium corneum</i> , Linne. |
| Nilsson. | 71. <i>Pisidium fossarinum</i> , Clessin. |
| 38. „ <i>peregra</i> , Müller. | 72. „ <i>annicum</i> , Müller. |
| 39. „ <i>palustris</i> , Müller. | 73. „ <i>pusillum</i> , Gmelin. |
| 40. „ <i>palustris</i> , var. <i>corvus</i> , | 74. <i>Unio pictorum</i> , Linné. |
| Gmelin. | 75. „ <i>tumidus</i> , Philippson. |
| 41. „ <i>truncatula</i> , Müller. | 76. „ <i>batavus</i> , Lamarek. |
| 42. „ <i>palustris</i> , var. <i>truncatula</i> , | 77. <i>Anodonta mutabilis</i> , Clessin. |
| Müller. | 78. „ <i>cellensis</i> , Schroeter. |
| 43. <i>Physa fontinalis</i> , Linné. | 79. „ <i>piscinalis</i> , Nilsson. |
| 44. <i>Aplexa hypnorum</i> , Linné. | |

Die vorbezeichneten besonders charakteristischen Varietäten, weil sie von Manchen als gute Arten angesehen werden, sind in der Liste mit den eigentlichen Species unter fortlaufender Nummer aufgeführt. „Es dürfte, bemerkt Futh, noch manche Schnecke und Muschel hier vorkommen, die ich in meinem Alter nicht mehr zu sammeln imstande bin, und die aufzufinden ich jüngeren Sammlern überlassen muss.“

Das ist unzweifelhaft richtig und möge namentlich für die Herren Lehrer der Gegend eine Mahnung sein.

E. Friedel.

13. Die Schafklauen - Muschel, *Dreissena polymorpha* Pallas (= *Tichogonia Chemnitzii* Rossmässler, Stein, die leb. Schnecken u. Muscheln Berlins, S. 106 T. 3 Fig. 9). Nach Stein a. a. O. ist die Muschel zu Anfang dieses Jahrhunderts wahrscheinlich mit Flossholz aus der Wolga (?) eingewandert und war um 1800 hier noch so selten, dass einzelne von Berlin nach Wien gesandte Stücke mit etwa fünfzig Pfennig bezahlt wurden. Ihre allmähliche Verbreitung ist sehr merkwürdig und überraschend schnell vor sich gegangen. Gegenwärtig haben unsere grossen Landseen z. B. der Müggel-See, Schwielow-See, Tegeler-See am Ufer bereits wahre Bänke und Ablagerungen abgestorbener und gewissermassen subfossil gewordener Dreissenen aufzuweisen, so dass sie zum Kalkbrennen benutzt werden könnten. Eigentümlich ist es, dass sich bei Baumgartenbrück die *Dreissena*, die während der untern Diluvialepoche mit *Lithoglyphus naticoides* bei uns bereits einmal heimisch gewesen ist, im fossilen, unterdiluvialen Zustande, wie Berendt (die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, Berlin 1863, S. 41) schon angedeutet hat, am Bergabhange vorfindet und sich dort mit recenten Schalen von Dr. vermischt, welche der Wellenschlag, der Eisschub und der Sturmwind an demselben Abhang in die Höhe befördert.

Obwohl das Volk den kleineren Tieren der Regel nach eine besondere Aufmerksamkeit nicht schenkt, so ist ihm das massenhafte Vorkommen der eingewanderten Muschel doch nicht entgangen. Am Müggel-See in Friedrichshagen hat dieselbe sogar einen eigenen Namen erhalten, der Volksmund nennt sie nach Mitteilung unseres am Müggel-See gross gewordenen Mitgliedes Hermann Maurer „Schafklauen.“ Diese Bezeichnung ist nicht übel gewählt, da die einzelne Muschelschale in der That mit einer einzelnen Schafklaue eine gewisse äusserliche Ähnlichkeit hat. Der Volksname Schafklaue für *Dreissena* möge hiermit in die Wissenschaft eingeführt sein und ist um so interessanter, als er beweist, wie die neubildende Sprachkraft des Volkes denn doch noch nicht völlig im Deutschen erloschen ist. Eine solche volkstümliche Neubenennung eines Tieres ist wohl berechtigt und klingt ganz anders als die Verdeutschungskünsteleien eines Lorenz Oken, welche, gleich denjenigen seiner Nachtreter, niemals dem Volksgeist genehm, niemals dem Volksmund bequem werden können. Letzteres gilt auch von vielen der Stein'schen Verdeutschungen in seinem mehrerwähnten Büchlein.

Ernst Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Ein Märker des 17. Jahrhunderts über vorgeschichtl. Urnen.

Von Dr. Otto Pniower.

Dass das Interesse für die Praehistorie nicht von heute ist, sondern dass die Aufmerksamkeit der Forscher schon frühe auf vorgeschichtliche, in der Erde vergrabene Gegenstände gerichtet war, dürfte bekannt sein. Bis ins 16. Jahrhundert kann man dieses Studium verfolgen. Man braucht nur

in Bemanns „Mark Brandenburg“ das erste Kapitel des zweiten Teiles: „Von den Altertümern der Mark“ zu lesen, um wahrzunehmen, eine wie lange Tradition schon im vorigen Jahrhundert für die Beobachtung und historische Auffassung vorgeschichtlicher Objekte bestand. Allerdings war die Beurteilung der Fundgegenstände, die Ansicht von ihrem Ursprung und ihrer ehemaligen Verwendung eine höchst naive. So kühl und verständig Bemann über diese Momente denkt, so abenteuerlich dachten die Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts darüber. Aberglaube und Unkenntnis mischten sich in ihrem Urteil zu einem wunderlichen Ganzen.

Im Folgenden geben wir ein Beispiel davon. Es ist um so bezeichnender, als es einem Buch entstammt, in dem sein Autor weniger die mühseligen Resultate seines Denkens als die eiligen Früchte einer ausgebreiteten Lektüre niedergelegt hat. Wir vernehmen so nicht die Meinung eines einzelnen, sondern die Auffassung ganzer Generationen.

Wir geben es an dieser Stelle, weil, was wir hören, in doppeltem Sinne von landesgeschichtlicher Bedeutung ist. Einmal werden in ihm diejenigen Orte unserer Heimatprovinz genannt, die noch heute die typischen Fundstätten von Urnen mit ihren Beigaben sind, dann ist der Autor des Buches, aus dem wir citiren, ein Märker. Das Werk führt nach der Sitte der Zeit einen umständlichen, mit Gelehrsamkeit prunkenden Titel, von dem hier anzuführen genügt: „Anthropodemus Plutonicus Das ist, Eine Neue Welt-beschreibung Von allerley Wunderbahren Menschen Als da seyn Die Alpmännergen, Schröteln, Nachtmähren, Bergmännerlein, Wichtelin usw. Auctore M. Johanne Praetorio Zetlingâ-Palaeo-Marchita P. L. C. Magdeburg 1666.“

Johannes Praetorius, früher Hans Schultze geheissen, stammte aus Zetlingen in der Altmark, wo er am 22. Oktober 1630 als der Sohn des Dorfkrügers geboren wurde. Er starb 1680 in Leipzig, an dessen Universität er Magister war. Als Publicist war er Dichter, Humorist, Naturforscher und Historiker, besonders aber war sein Interesse dem Zauberwesen und dem mythischen Volksglauben zugewandt, auf welchem Gebiete er allein eine ganze Litteratur schuf. Er war ein professioneller Buchmacher und Vielschreiber. Wissen wir doch von 39 Werken, die er in einer kaum dreissigjährigen Schriftstellerei verfasst hat, unter denen die meisten Bände grössten Umfanges sind. Möglicher Weise ist aber damit die Zahl seiner Produkte noch nicht erschöpft. Allerdings pflügte er mit fremdem Kalbe und war nicht viel mehr als ein Compiler. Sein Standpunkt in den Schriften, die das Zauber-Gespenster-Hexenwesen oder andere Erscheinungen der dritten Welt behandeln, war ein rationalistisch-abergläubischer. Sein Biograph in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Friedrich Zarncke, charakterisiert ihn folgendermassen: „Praetorius ist ein wütender Feind eines gewissen Kreises abergläubischer Anschauungen, wie sie das gewöhnliche tägliche Leben zu beherrschen pflegen. Gegen diese zieht er spottend und scheltend zu Felde und seiner redseligen Feindschaft verdanken wir ein wahrhaft unerschöpfliches Register derselben. Aber dabei steckt er selber tief im Aberglauben, sobald derselbe nur eine Art religiöses, wissenschaftliches oder gelehrtes Gewand trägt. So sind die Astrologie und die Chiromantie, die Metoposcopy, der Glaube an Hexen und Zauberei für ihn unumstösslich

sicher, sie sind teils Mittel des Teufels, verwerflich aber in Wirklichkeit vorhanden, und er hat dickste Bände daran gewendet, sie kennen zu lehren und zu verbreiten. Ein mystischer Glaube an die durch kein Gesetz gebundene göttliche Weisheit beherrscht ihn dabei.“ Im „Anthropodemus“ erzählt Praetorius eine Fülle von Geschichten und Anekdoten, deren Mittelpunkt Geistererscheinungen bilden. Auch hier glaubt er an das, was er berichtet, aber er sieht in den Erscheinungen nicht die Personen selbst, die sie darstellen, sondern verschiedene Rollen des Teufels, der dieses Mittel benutzt, um die Menschen zu schädigen oder zu verderben.

Seine Schriften sind eine reiche, noch durchaus nicht ausgeschöpfte Quelle für die deutsche Mythologie und den deutschen Volksglauben vgl. E. Mogk in Pauls Grundriss für germanische Philologie I 986; II, 2, 267. Seinem „Glückstopf“ entnahmen die Brüder Grimm für ihre Sammlung wörtlich eine Sage. Kein geringerer als Goethe griff auf der Suche nach poetischen Stoffen oder Motiven nach seinen Hervorbringungen, und der Stoff der Ballade „Der getreue Eckart“ ist aus einer seiner Schriften, den „Saturnalia“ geschöpft. Goethe Jahrbuch 9, 235. Und zwei andre von ihnen zog Goethe heran, als es sich für ihn darum handelte, für seinen Faust Studien auf dem Gebiete der mythischen Volksanschauungen zu machen. Und gerade dem Buch, dem wir die nun folgende Stelle entnehmen, wurde die hohe Gunst zu teil, zur Gestaltung unseres grössten dichterischen Werkes beizutragen, indem es für die Walpurgisnacht des ersten Teiles des Faust, vielleicht auch für die des zweiten Motive lieferte. Vgl. die Weimarer Ausgabe von Goethes Werken Bd. 14 S. 300 (Erich Schmidt) und Georg Witkowski, D. Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust, Leipzig 1894 S. 23 f. Die Stelle (S. 54 ff.) lautet:

„Wer wolte hierzu nicht bringen die Urnas fossiles, oder (wie sie vom Schwenckfeldio lib. 3. Fossil. Siles. p. m. 406. 407 mit folgender Beschreibung genannt werden) Erd-Töpffe, gewachsene Töpffe, Zwergtöpffe, deren Hals ingemein enge ist, und der Bauch dicke, davon auch etliche nur einen Henkel oder Handgriff, etliche zwey ja drey haben. Etliche seynd mit Stürtzen bedecket, etliche nicht. Etliche seynd Ascherfarbe, etliche gelb, etliche roth: In dem sie traun an der Farbe und Grösse untereinander sehr unähnlich seyn. Solche werden an den meisten Oertern bey Guben, Sora, Sommelfeld etc. auss der Erden gegraben, und seynd schier feuchte, weich und thonicht. So bald sie aber an die Luft kommen, werden sie ziemlich hart. Der gemeine Mann saget, dass sie in die Erde wachsen. Viel glauben, dass die Zwerge sich vor diesem solcher gebraucht haben. Die Gelahrten vermuthen, dass daselbsten die Begräbnüsse der Heyden gewesen seyn, welche, weil sie keine Urnas gehabt, sich solcher Töpffe bedienet hetten, drinnen sie unterdessen die Asche, das Feuer, die übrigen Beine, und was vom Holtzhauften hinterlassen worden, wenn sie, an statt unserer Begrabung, ihre Anverwandten verbrandt haben, zum Zeichen der letzten Liebe geschüttet, dass sie hernach mit einander in ein Loch oder Sande verscharret haben. Confer meine antiquitätische Karte. Bey Christoff Richtern im Calend. 1662 stehet dieses: In Gross-Polen bey der Stadt Snenum, ist eine ungläubliche Sache zu sehen, dass nemlich Töpffe, Fässer, Krüge und allerhand Gattung irdenes Geschirres von sich selbst wachsen, und auss der Erde gegraben

werden, doch weich, die bald in die Luft gesetzt, allgemach hart werden. Zeilerus in Itinerar. Germ. c. 24 Fol. 524 in der Refier Trebnitz, hart an dem Dorff Masel, ist ein Berglein der Toppelberg genannt, aus welchem rechte formirte Töpffe und andere thönerne Gefäss aussgegraben, doch gantz weich herauss genommen, und erst von der Luft hart gemachet werden. Olorinus in Cent. Herb. pag 102 auss Bramero im Angesichtschweiss p. 382. Münsterus in seiner Cosmographie schreibt, dass in Polen bey den Flecken Nochaw und Paluky, finde man Hafen oder Töpffe, die sind von Natur formieret, und so man sie auss dem Erdreich zeucht und trucknet, sollen sie wie andere Töpffe seyn. Eben solche selbstgewachsene Töpffe werden im Land zu Böhmen, und der Ober-Laussnitz gegraben. Ein Wunderding ists gleichwohl, dass so mancherley Form an denselben Töpffen seyn, da auch keiner dem andern gleich ist, und dass sie unter der Erden weich seyn, wie die Corallen im Wasser, und an der Luft hart werden. Item, dass in jeden Topff etwas sonderlichs lieget. Solche Töpffe werden nur im May gegraben, da sich die Erde selber verreth, als were sie schwanger, ein Hügel machet, darnach die Leute sich richten.“

Nochmals „Moabit“ und „vermoost“.

Meine kleine Abhandlung im Novemberheft 1892, betr. „Moabit“ hat mir von Seiten meiner Altersgenossen und noch Älterer mancherlei freundlichen Gruss eingetragen. Man erinnerte sich mit herzlichem Lachen, wie 1848 und 1849 der Vers

„Kind, jehe nich nach Mojabit!
 „Und kannst du das nich laassen, nich la-assen:
 „So nimm 'nen düchtjen Knüppel mit
 „Vor so ne Wanderstraassen, ja stra-assen!
 „:; Denn da jiebt et Pumpernickel*)
 „Un ook Hopse uf den Kittel :;“

weit und breit in der Leute Mund war.

Man erinnerte sich des Weiteren aus recht sehr vielen grösseren wie kleineren Ortschaften dessen, was uns in der Jugendzeit in kleinbürgerlichen und ländlichen Gesellschaftskreisen die Bezeichnung „vermoost“ bedeutet hatte, nämlich a, urwüchsig, natürlich = moosbewachsen; dann b, tropisch = üppig; und nebenbei c, = kräftig, tüchtig, ohne mit dem späteren „famos“ mengeliert zu werden.

Schnell und viel weiter als ich erwartet hatte, erkannten viele und erkannten es an, welch ein glücklicher Treffer es war, dass mein von der Heimatsstadt Potsdam aus der Hinterlassenschaft Dr. Jettmars ererbte und von mir namentlich in der Neumark vielfach aufgefrischte Erinnerung den täuschenden Firnis hinweggebeizt hat, welchen philiströse Willkür aus angeblich biblischem und aus französölnem Farbentopf über das gute alte slavische Heimatswort Moabit gepinselt hatte, welches selbst aus „Mochabit“ zu „Mojabit“ und „Moabit“ kurzgeschliffen war.

Anmerkung: Bei der allen Altberlinern wohlbekanntem Moabiter Brücke tauchte in sehr primitiver Form die erste Bäckerei auf, welche sich rühmte, westfälischen Pumpnickel regelrecht nachbilden zu können. —

Weidlich wundert mich um so mehr, wie mein alter Sagengenosse und Hausfreund, Herr W. v. Schulenburg, S. 94 und 95 d. J. einen Rettungsversuch für jene verlorene Sache anstellt.

Ganz richtig freilich macht Hr. v. Sch. darauf aufmerksam, wie viel und gern der Volksdialekt unverständene Fremdwörter verdreht. Wer weiss das nicht? Ich erinnere z. B. nur an „Ersatzspiel“ statt „Hasardspiel“ — Vierraden i. d. Uckermark, — „Kreolin“ statt „Krinoline“ — Kreis Königsberg, — „zundersch“ statt „stündlich“ bzw. „stundenweis“ u. s. w. u. s. w.

Ebenso richtig erinnert H. v. Sch. daran, dass „gebildete Herren“ famos und famös = prächtig, herrlich, gebrauchen und dass ab und zu einer derselben auf den Umtausch in „vermoost“ verfällt. Ganz recht: als ich 1860 Berliner Student war, thaten wir solches auch; wir waren damals als Kinder unserer Zeit und unserer Umgebung mit in den Wirbel oberflächlichen Treibens und Zierens hineingezogen, der leider Gottes in der sogenannten Berliner Luft — geistig verstanden! — zu allen Zeiten unheilvoll genug sein Wesen hat. Was nun der Student nicht auseinanderhielt, das lernte der geprüfte Mann ausserhalb Berlins in unmittelbarer Verbindung mit dem einfachen Volksleben wieder unterscheiden, unterstützt durch die inzwischen verarbeiteten Sprachkenntnisse und durch die wieder aufwachende Kindheitserinnerung.

Unsereiner, in der Dorfschule unter Arbeiterkindern und Bauernjungen herangewachsen, denkt und spricht eben in den Nüancen dieser Volksklasse ein Deutsch, insbesondere ein lokal bestimmtes Plattdeutsch, welches auch mit dem grössten Fleiss kein „Gebildeter“ sich anzueignen vermag. Man lernt so etwas eben nur instinktiv auf dem Gefühlswege! Da ist es eben so ein Stück, unterscheiden zu können, was der sog. „Ungebildete“ meint, wenn er „famoss“ bzw. „famost“ sagt und wenn er das ähnlich klingende „vermoost“ über die Lippen gehen lässt. Der von Herrn v. Sch. angeführte „Kluge“ und andere „richtige Berliner“ waren leider zu dumm, als dass sie das alteinheimische Wort „vermoost“ verstanden hätten. Statt sich Mühe zu geben, demselben auf den Grund zu kommen, fremdhudelten sie sich dasselbe nach dem latino-französisch eingeschleppten „famosus“ — „fameux“ zurecht, und nun hiess es ohne Prüfung weiter bis zu unseren Tagen hin nach der volkstümlichen Regel „lof du un der Deibel!“.

Herr v. Sch. behauptet kühn: „Da vermoost nicht von Moos her stammt“ u. s. w. Den Nachweis dafür freilich spart er sich! Hat er die Seiten 148-50 im Jahrg. 1892 nicht gelesen? Zu meinem Kindheitsgenossen wie später zu meinem Kirchgemeindegossen an der Oder, im Warthebruche, in verschiedenen landrätlichen Kreisen der Neumark, in Teltow und Zauche gehörten Wiesenkolonisten und Torfarbeiter in Menge, welche das Wort „vermoost“ sowohl im eigentlichen Wiesengrundsinn, wie im übertragenen Sinne = „ertragreich“, folglich „gut, reich“ gebrauchten. Und ich gebrauchte es mit ihnen in unserer Gesprächsgemeinschaft.

Schade, dass die Kenntnis der niederlausitzer Wendensprache, welche sich Herr v. Sch. während seines Aufenthalts zu Burg angeeignet hat, ihn nicht zum Vergleich mit der slavischen Hauptsprache, der russischen, führte. Im Russischen treffen wir nämlich neben der gewöhnlichen Form *Мохаватый*

bezw. Мохавать (Mochawaty bezw. Mochawat), die Nebenformen a, Моховидный bezw. Моховидень (Mochabidny bezw. Mochabid(en), b, Моховише (Mochabischtsche, d. i. fast gleichlautend an „moabitisch“) c, Моховикъ (Mochabik), alles dreies zu deutsch = „moosbewachen, bemoost, vermoost“ und der übertragenen Nebenbedeutung = „ertragreich, schön, gut“.

Nebenbei bemerkt sei: (vergl. Jahrgang 1892 S. 148 zu a und g) bei Frankfurt a. Oder und bei Belgen ist mir neben der Bezeichnung Moabit mit Schluss-T auch die andere Moabik mit Schluss-K wohlbekannt. Auch ein sehr beachtenswerter Sprechpunkt!

Summa: Freuen wir uns weiter, dass der slavische Heimatssprachengel den ihn bald zweihundert Jahre lang verdunkeln wollenden Latino-Franzosen-teufel endlich fortgetrieben hat und dass unser zu ehrlichem Heimatsdeutsch gewordenes Moabit zur Zeit herrlich grünt und aufblüht, wie's vor zweihundert und mehr Jahren sein Bau- und Untergrund in edler Naturkraft als Wiesenland that.

E. Handtmann.

Bücherschau.

XXI—XXV Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H. Herausg. im Auftrage des zeitigen Vorstandes. Brandenburg 1894. 111+39 S. Ein reichhaltiger Rechenschaftsbericht. Er enthält ausser der Vereinschronik, die zugleich die in jedem der Berichtsjahre gehaltenen Vorträge kurz characterisiert und dem Katalog der Bibliothek des Vereins zwei bemerkenswerte wissenschaftliche Beigaben. Die eine ist eine Abhandlung, betitelt „Ein Antependium der St. Gotthardt-Kirche zu Brandenburg“ und hat E. Wernicke zum Verfasser, den Herausgeber von Otto's klassischem Werk „Handbuch der kirchlichen Kunstarchaeologie.“ Ihr ist eine trefflich geratene Abbildung des in Deutschland einzig dastehenden Altertums beigegeben. Die Altardecke oder -Vorhang, wie man es nennen will, eine Gobelinweberei aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, ist mit der Darstellung einer Jagd auf ein Einhorn, das sich in den Schoss einer Jungfrau flüchtet, geschmückt. W. zeigt nun in einer ausführlichen Erläuterung, wie die ursprüngliche, mittelalterliche Tierfabel, wonach das Einhorn ausserordentlich scheu ist, von einer reinen Jungfrau aber sich anrühren und fangen lässt, auf die Menschwerdung Christi umgedeutet und zuletzt als Allegorie der Verkündigung Mariae durch den Engel Gabriel dienen konnte. Elemente der Bibel, der Predigt- und Erbauungslitteratur wirkten bei diesem Umwandelungsprozesse mit. Nach einer Übersicht über alle ihm bekannten, bisher nicht zusammengestellten Darstellungen der Allegorie giebt der Verf. dann eine hübsche Charakteristik der naiven Kunstäusserung, die sich auf unserem Antependium darbietet.

Die zweite Beigabe führt uns ins 17. Jahrh., mitten in den 30jährigen Krieg. Es sind die Täglichen Aufzeichnungen, die Pfarrherr Joachim Garcaeus (ein Verwandter des bekannten märkischen Geschichtsschreibers) v. J. 1617—32, erst in Sorau, dann in Brandenburg in seinen Kalender eingetragen hat. Herausgegeben sind sie auf Grund einer von Erich

Niederstadt nach dem Original angefertigten Abschrift von dem trefflichen Lokalforscher Otto Tschirsch. Sie geben uns erwünschte Daten über den Verlauf des Krieges, erweitern sich aber, indem sie uns in das intimste Familienleben des Pfarrers und seine Hauswirtschaft blicken lassen, zu einem lebendigen Bilde jener bewegten Zeit überhaupt. Zugleich geben sie eine zwar unbewusste, aber um so treffendere, tief gehende Charakteristik des Aufzeichners, eines gelehrten, aber leidenschaftlichen, zanksüchtigen Mannes, der wie er in Sorau mit seinem Herrn zerfiel, so in Brandenburg mit dem Rat und seinen Kollegen in heftige Zwistigkeiten geriet. Aus Rücksichten der Diskretion, die gegenüber den geheimen Selbstbekenntnissen des Pfarrers geboten erschien, dann weil er mit den Raumverhältnissen zu rechnen hatte, endlich wohl auch wegen der Einförmigkeit der Aufzeichnungen und ihres ungleichen Wertes begnügt sich T. mit einer Auswahl der Notizen, begleitet sie aber mit einer ganz vortrefflichen Einleitung, mit guten erläuternden Anmerkungen und ebenso wichtigen wie interessanten Beilagen.

In der Einleitung baut er aus den Eintragungen mit sicherer Gestaltungskraft eine Charakterschilderung des Garcaeus auf, die uns eine starke, eigenartige Natur erkennen lässt und auch der humoristischen Lächer nicht entbehrt. Die Vorgänge der Zeit: Die Kipper- und Wipper-Bewegungen und die Religionsstreitigkeiten, die sich aus Anlass von Johann Sigismunds Übertritt zur reformierten Kirche erhoben, lässt er nicht aus dem Auge. Wir erfahren, dass Garcaeus sich im Gegensatze zur Majorität seiner Gemeinde auf die Seite des Kurfürsten stellte, von dem er auch in der Opposition gegen seine streng lutherischen Kollegen und die ebenso gesinnten Mitglieder des Rates unterstützt wurde.

Die Beilagen enthalten mehrere kurfürstliche Rescripte und Patente, statistische Zusammenstellungen über die Einwohnerzahl Brandenburgs und benachbarter Städte in jenen Zeiten, über Lebensmittelpreise u. dgl. Diese geben uns die rascheste und lebendigste Vorstellung von den furchtbaren Folgen, die der Krieg für unsere engste Heimat damals und noch für lange hatte. Von den Rescripten ist das erste, das Joh. Sigismund gegen die fronrierenden Kollegen des Garcaeus erliess, ein Prachtstück. In seiner kräftigen Sprache, seiner derben Offenheit, seinem Sarkasmus mutet es uns wie ein Vorklang jener berühmten Kabinettsverfügungen Friedrichs d. Gr. an.

O. Pniower.

Fragekasten.

Was bedeutet der Parchent in Luckau? Ein eigenartiges Wort ist mir hier aufgefallen. Man findet es nur bei in der Stadt wohnenden Luckauern, während in den Vorstädten das Wort nur wenig bekannt ist. Es ist „Parchent“ oder „Barchent“. Man bezeichnet damit die an der Stadtmauer liegenden, bis an den Stadtgraben reichenden Gärten. Für den zwischen Wohnhaus und Stadtmauer liegenden Teil hat man keine besondere Bezeichnung. Woher ist das Wort abzuleiten?

Luckau, 22. IV. 94.

Lehrer Scharnweber.

W. H. H. 8. 149

An das aus dem französ. *parc*, mlat. *paricus*, *parcus* übernommene *Park*, *Pferch*, ahd. *pfarrich*, *farrich*, mhd. *pferrich*, *pferch*, nhd. *pferch* ist wohl nicht zu denken, obwohl eine Form *parche* im Johannes Colerus, (*Hausbuch*, *Oeconomia ruralis et domestica*, darinnen das ganze ampt aller treuer hausvatter und hausmütter) vom Jahre 1614 p. 394 begegnet. Auch der aus Leinen und Baumwolle dicht gewirkte Stoff, *Barchent*, aus mlat. *barchanus*, ist nicht heranzuziehen, ein Tuch, das zur Volksbelustigung beim Wettlauf ausgesteckt wurde, um das zuerst die Junggesellen, dann die Jungfrauen sprangen, woher die Redensart: um den *Barchent* laufen.

Ob die Bezeichnung aus dem niederlaus. *barba* „Farbe“, *barbić* „färben“, *barbjeńca* „Ort, wo gefärbt wird“ zu nehmen ist?*) Wir glauben nicht. Die beste Erklärung des Wortes *Barchent* im obigen Sinne scheint uns folgende zu sein:

Das aus dem arabischen stammende französ. *barbacane* auch ins engl. aufgenommene *barbacan* bezeichnet eine Schanze, einen Brückenkopf, ein Aussenwerk, eine Schiesscharte, auch das Rinnloch zum Abfließen des Wassers — Ausdrücke aus der Kriegsbaukunst. Kann nicht der im Mittelalter bei den Rittern bekannte Ausdruck auch bei der Umwallung von Luckau Anwendung gefunden haben? Aus *barbacane* konnte leicht im Munde des Deutschen *barbeken*, *barbechen* werden, daraus *barb'chen*, *barchen*; dass dann ein unorganisches *t* antrat, ist eine bei vielen anderen Fremd- oder Lehnworten auftretende Erscheinung, über die wir nicht zu sprechen brauchen.

Dr. W. Hammer.

M. N. Dreifaltigkeitsringe. Die seit dem christlichen Altertum her bekannten Dreifaltigkeitsringe, ein beliebtes Schmuckstück aus Silber oder Gold, scheinen äusserlich zusammenhängend, wer es aber versteht, zerlegt sie leicht in drei Teile und schiebt sie ebenso leicht wieder zusammen. Auf diesen Ringen stehen mitunter bezügliche Reime, z. B.:

Hier dieser Ring erweist,
Wie Drei in Einem heisst:
Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist.

oder bei Jean Paul im *Hesperus*, Hempelsche Ausgabe S. 152:

Hier dieser Ring der weist,
Wie drei in Einem heisst:
Gott Vater, Sohn und Geist.

In den Schulen wurde den Lehrbeflissenen die Mystik der Dreieinigkeitslehre dadurch verständlich gemacht, dass der Lehrer aus seinem Mantel drei Kniffe oder Falten machte d. i. die Dreifaltigkeit, und sie dann mit einem Ruck wieder glättete d. i. die Dreieinigkeit. — Die Chinesen haben seit unvordenklicher Zeit ähnliche Ringspielereien, meist sind es schwere Goldringe.

E. Friedel.

Frl. M. Woher stammt die Redensart, einen Stein im Brett haben? — Wahrscheinlich von dem Brettspiel, das sich in unserem Puffspiel bzw. Puffbrettern vom frühesten Mittelalter her erhalten hat und mit

*) Vor der Stadtmauer trieben auch die Seiler ihre Kunst, treiben sie zum Teil auch heute noch, ähnlich vielleicht die Färber.

Steinchen und Würfeln gespielt wird. Wer sich mit seinen Steinen zuerst durch die Zackenfelder des Brettes hindurchgewürfelt hat, siegt. Der Gegner spielt von der andren Seite, beide Teile suchen sich nun wechselweise den Weg zu versperren und es kommt dabei oft so sehr auf die Vorhand an, dass derjenige, der zuerst einen seiner Steine vermöge eines glücklichen Würfelwurfs ins Brett bringt, gewinnt. Einen Stein im Brett haben, bedeutet also, einen Vorteil, einen Vorzug vor dem Andern voraus haben. F.

P. O. Die mystischen Ringe. Die seit dem vorchristlichen Altertum her bekannten drei mystischen Ringe haben eine ähnliche Bedeutung wie die Dreifaltigkeitsringe, unterscheiden sich aber ganz erheblich von ihnen dadurch, dass sie lose aneinander hängen. Hier besteht nicht die Kunst darin, sie an einander zu bringen (zu Einigkeitsringen zusammensetzen), das ist überhaupt nach der Gestaltung der Ringe unmöglich, vielmehr beruht die Geschicklichkeit darauf, die Ringe, ohne sie zu verbiegen, aus einander zu nehmen, was viel Probieren und Ueberlegen für den Unkundigen erfordert. Das Wiedervereinigen der 3 solchergestalt von einander getrennten Ringe ist, wenn man bei der Trennung aufgepasst hat, natürlich ganz leicht. Diese Ringe sind auch kein Schmuckstück wie die Dreifaltigkeitsringe, sie werden, um das Verbiegen zu verhindern, meist aus Schmiedeeisen hergestellt. Herr Gustav Ravené, der in mechanischen Künsten geübte Sohn des Kommerzienrats Peter Louis Ravené, des Begründers der bekannten hiesigen Ravené'schen Bildergalerie, hat mir ein von ihm gefertigtes Exemplar der mystischen Ringe aus Schmiedeeisen verehrt, ich habe dasselbe dem Märkischen Museum geschenkt. E. Friedel.

Humboldtgräber.

Des 14. Septembers 1768, A. v. Humboldt's Geburtstag's, eingedenk.

Der Hoffnung Statue, welche hoch erhoben
Die Leuchte trägt in reiner Marmorhand,
Und Tannengrün, das sich um Gräber spannt,
Vom Beifall des Jahrhunderts stolz umwoben:

Ein Bild am See ist's, das sich Viele loben,
Des Wissens Flammenstrahle zugewandt,
Dem fromm man naht von ferner Meere Strand
Als Pilger, opfernd, mit dem Blick nach oben.

Ihr teure Schatten, die du, Mutter Erde,
So sanft lässt ruh'n auf ihrer Väter Grund,
O, wollt ein Paar sein, das hier Schutzgeist werde;

Dass nimmermehr, soweit die Wälder blauen,
Um dieser Havelbucht geweihtes Rund,
Man die Erynnie, statt der Spes, mög' schauen!

Carl Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Nr 7 X/1894

Personalien-Nachrichten.

Gelegentlich der Enthüllung des Denkmals für Kurfürst Friedrich I. (vgl. unsere Aufforderung zur Beteiligung an der Beschaffung des Denkmals-Fonds S. 61 Monatsblatt I. Jahrg.) am 13. Okt. 1894 ist dem 2. Vorsitzenden Herrn Stadtrat Friedel der Charakter als Geheimer Regierungsrat, dem Ausschuss-Mitgliede, Kustos des Märkischen Museums Herrn Rudolf Buchholz der Rote Adlerorden IV. Klasse auf dem Denkmalshügel selbst Allerhöchsterseits verliehen worden. Aus gleichem Anlass haben am 8. dess. die städtischen Behörden von Friesack unserm Ehrenvorsitzenden Herrn Landesdirektor Wirklichem Geh. Rat von Levetzow und dem vorgenannten Herrn Friedel das Ehrenbürgerrecht von Friesack verliehen.

Bericht über die 8. (2. öffentl.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Mittwoch, den 24. Oktober 1894,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Ehrenpräsident Wirkl. Geheimrat und Landesdirektor von Levetzow eröffnete das Winterhalbjahr indem er zunächst diejenigen Mitglieder Dr. Schubert, Professor Dr. W. Schwartz und Professor Liebenow begrüßte, die kürzlich durch Allerhöchste Huld den Charakter als Geheime Regierungsräte erhalten haben. Im Anschluss hieran hielt der Obmann des Ausschusses eine Ansprache an den 2. Vorsitzenden anlässlich dessen Ernennung zum Geheimen Regierungsrat während der in Gegenwart S. M. des Kaisers und Königs stattgehabten Enthüllung des Denkmals Kurfürst Friedrich I. bei Friesack. Herr Friedel dankte, hob die Verdienste der die Gesellschaft besonders fördernden Mitglieder

hervor und schloss mit einem Dank für die seitens des Ehrenpräsidenten der Gesellschaft stets bewiesene hilfberete Freundlichkeit.

Demnächst erteilte der Ehrenpräsident dem 1. Schriftwart, Ferdinand Meyer das Wort für einen Vortrag betitelt:

Zum 200jährigen Todestage Samuel von Pufendorfs.

Der Vortrag ist weiter unten abgedruckt.

Nach dem Vortrage setzte der Vorsitzende eine Anzahl Photographieen in den Zirkel, welche von unserem Mitgliede Tissmar in bekannter, meisterhafter Ausführung angefertigt worden waren. Einige stellten Ansichten von Moëns Klint und Bornholm vor; der grösste Teil derselben aber zeigte Motive aus dem nördlichen Teile der Mark und den benachbarten Strichen von Mecklenburg. Es waren z. B. vorhanden eine Ansicht von Lychen, eine solche der Klosterruinen Himmelpforte, Bilder der Dörfer Kastaven, Dannenwalde und Retzow sowie ein Bild von dem Hause in Fürstenberg i. M., in welchem Schliemann lernte.

Ausserdem unterbreitete der Vorsitzende der Gesellschaft ein Bild, in welchem unser Mitglied Pütz die Reste der Wandmalerei im Fürstensaale zu Chorin, wie er sie entzifferte, zur Darstellung gebracht hatte und zwar in glänzender Weise.

Hierauf hielt Herr Dr. Pniower den angekündigten Vortrag. Derselbe wird im zweiten Bande unseres Archives abgedruckt werden. Hier bringen wir deshalb nur ein kurzes Referat nach dem Berichte der Voss. Ztg.:

Er besprach in kürze, was die Prähistorie bisher über die ältesten Bewohner unserer engeren Heimat erforscht hat, und charakterisierte auf Grund dieser Ergebnisse die Kulturzustände der sogenannten neolithischen Periode und des darauf folgenden Bronzezeitalters. Die Frage nach der Nationalität der Bewohner in diesen beiden Epochen blieb in Bezug auf die neolithische Zeit, entsprechend dem Stande der Forschung, offen. In Bezug auf das Bronzezeitalter beantwortete er sie im Laufe des Vortrages dahin, dass Germanen damals in Brandenburg sassen, und dass ein Wechsel der Bevölkerung in dieser Periode nicht anzunehmen ist. Wenigstens treten der Mythos des Volkes, das zwischen Elbe und Oder sass, und seine ehrwürdige Stellung bei den stammverwandten Völkern auf das entschiedenste für eine unendlich lange und ununterbrochene Anwesenheit dieser Bewohner unserer Provinz ein. Die Hauptmasse der Bevölkerung Brandenburgs bildeten die Semnonen. Ihnen hauptsächlich galten die Erörterungen des Redners. Nach einem Überblick über die Ausbreitung der Germanen von ihrer Urheimat zwischen Oder und Elbe nordwärts nach Skandinavien, ostwärts bis zur Weichsel, westwärts bis zum Rhein, entwarf der Redner, nachdem er

ihre erste Spaltung Ost- und Westgermanen, dann die der letzteren in ihre Stammverbände besprochen und endlich die Semnonen in diese Gruppierung eingegliedert hatte, eine eindringende Charakteristik dieser angesehenen Völkerschaft, des Urvolkes der Germanen überhaupt, wenn man dem Mythos trauen darf. Diese Charakteristik erfolgte im Anschluss an die klassische Stelle über die Semnonen: das 29. Kapitel der „Germania“ des Tacitus, das nach allen Seiten hin erörtert wurde. Dabei warf er die Frage auf, wo im Semnonenlande der geheimnisvolle, Andacht und Scheu erweckende Hain lag, von dem Tacitus spricht, und beantwortete sie nach einer eingehenden Erwägung der für die Lokalisierung in Betracht kommenden Momente mit einem (wie er sich ausdrückte) herzhaften Ignoramus. Die Zeit, in der das Fest stattfand, von dem Tacitus in kurzen, aber bedeutungsvollen Sätzen spricht, sei in den Herbst zu verlegen. Dann wandte der Vortragende sich der Frage zu, welchem Gotte die mit einem Menschenopfer verbundene Feier galt, deren der römische Historiker gedenkt. Auf Grund einer ganzen Reihe von Indizien bewies er, das es Tivas oder Tiu war, später Ziu, nord. Tyr genannt, der alte Himmelsgott und Spender des Lichtes, der seinem Ursprunge nach mit dem griech. Zeus, dem lat. Jupiter und dem indischen Djaus identisch ist. Damals bei den Semnonen und dem ganzen Stammverbände, dem diese angehörten, der höchste, ein Allgott, ehemals überhaupt der höchste germanische Gott, wurde er erst allmählich von Wodan aus dieser Stellung verdrängt. Redner verfolgte sodann das Auftreten der Semnonen in der Geschichte, von den ältesten Zeiten, zu denen wir nur durch ahnungsvolle Rückschlüsse vorzudringen vermögen, bis dahin, wo sie Brandenburg endgiltig verliessen. Im Anschluss an die Ergebnisse der Müllenhoffschen Forschungen fand er sie an der grössten und erfolgreichsten Wendung, die im Leben der Germanen je eingetreten ist, beteiligt. Semnonen gehören zu jenen germanischen Völkern, welche den herkynischen Urwaldgürtel durchbrechen und damit den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, ihren politischen Zusammenhang mit der alten Welt bewirken. Von ihnen lösen sich die Scharen los, die später den Namen der Markomannen führen. Auch im Zuge der Kimbern befinden sich Semnonen, und zu dem Heere, mit dem Ariovist in Gallien gegen Caesar kämpfte, gehörten sie nach einer scharfsinnigen Vermutung Müllenhoffs gleichfalls. Ihr altes Stammland verliessen die Semnonen im Laufe des dritten Jahrhunderts n. Chr. Sie zogen nach dem Südwesten Deutschlands und bildeten hier den Volkstamm der Schwaben. Doch können damals nicht alle Semnonen aus ihrer Heimat abgerückt sein, denn noch in der Mitte des 6. Jahrhunderts finden wir solche im Lande der Mittelelbe. Zu jener Zeit spielten sich im östlichen Deutschland Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung ab, infolge deren die Semnonenreste das Land zwischen Oder und Elbe

verliessen. Ein Teil von ihnen zog mit dem Longobardenkönig Alboin nach Italien, während der Rest von dem ostfränkischen Herrscher in ein Gebiet jenseit der Elbe verpflanzt wurde. Gewiss sassen, als dies geschah, schon seit langem Slaven zwischen Elbe und Oder, vielleicht auch waren sie sogar in der Überzahl vorhanden, doch verfiel das alte Semnonenland erst jetzt dem fremden Volke. So hatte Deutschland seine althistorische Grenze im Osten eingebüsst; es reichte nur noch bis zur Elbe, und sein Stammland schien für immer verloren. Wir wissen, dass es in harten und langen Kämpfen zurückgewonnen und wieder deutsch wurde. Welch' wunderbares Walten der Geschichte aber, so schloss der Redner seine Ausführungen, dass von demselben ehrwürdigen Gebiete aus, welches die Ursprungsstätte unseres Volkes war, dann für Jahrhunderte einer fremden Nation überlassen und allmählich wiedergewonnen werden musste, dass von hier aus die Erneuerung unseres Vaterlandes sich vollzog, dass hier, wo vor Jahrtausenden die Wiege des deutschen Volkes stand, auch das neue Deutsche Reich geboren wurde.

Beide Vorträge wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Nach dem Schluss der Sitzung vereinigte sich eine grosse Zahl der Teilnehmer zu einem Beisammensein im Restaurant Grosser Kurfürst.

Zum 200jährigen Todestage Samuel von Pufendorfs.

Von Ferdinand Meyer.

Ein frisches, thatenkräftiges Leben hatte unter der Regierung des Grossen Kurfürsten, des zweiten Begründers der brandenburgisch-preussischen Monarchie, begonnen. Nicht nur, dass dieser Fürst, unter stetigen Kriegen, aus den wüsten und verödeten Landen wie mit Zauberkraft einen blühenden Staat schuf, und insbesondere seine unermüdete Sorgfalt auf die Erweiterung und Verschönerung Berlins und Köllns verwandte; auch die Pflege und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften liess er sich zur angelegentlichsten Sorge werden.

Es entstanden Buchdruckereien; der Buchdrucker Ruprecht Völker erhielt 1659 das Privileg zur Errichtung einer Buchhandlung; ihm folgten bald andere nach, und selbst ein Leipziger erhielt die Erlaubnis zum hiesigen Verkauf von Büchern. So begann der Buchhandel in Berlin emporzublühen.

Schon früher, seit 1655, gab der Buchdrucker Christoph Runge mit kurfürstlichem Privileg die erste regelmässig erschienene Berlinische Zeitung, die „Wöchentlichen Avisen“, heraus.

Auch zur Hebung der Gelehrsamkeit wusste Friedrich Wilhelm durch Errichtung einer guten Büchersammlung fast aus dem Nichts bedeutendes zu schaffen. Die von seinen Vorfahren ererbte, in einem Schlossgemach aufbewahrte Bibliothek, die nach der Äusserung des neuen

kurfürstlichen Bibliothekars Christoph Hendreich kaum so viel Bücher enthielt, wie einem gelehrten Privatmanne genügen konnten, wurde namentlich durch solche Werke vermehrt, die für gelehrte Forschungen von Bedeutung waren. So gebührt dem Grossen Kurfürsten auch das Verdienst, der Schöpfer unserer jetzt so grossartigen Königlichen Bibliothek gewesen zu sein. Die den Gelehrten zur freien Benutzung gestattete Bücherei liess er in den Sälen über der Schloss-Apotheke aufstellen, wo einst Thurneisser sein Laboratorium hatte. Im Todesjahre Friedrich Wilhelms umfasste die Bibliothek bereits 20 600 Bände und 1618 wertvolle Handschriften, letztere zum Teil aus Klöstern und Kirchen gesammelt, die orientalischen zu hohen Preisen angekauft; und aus China brachte ein von dort zurückkehrender Franzose (Couplet) eine Anzahl von Manuskripten nach Berlin.

Ein reges wissenschaftliches Streben begann zu erwachen. Gelehrte wanderten ein in die brandenburgische Hauptstadt und erfreuten sich der Unterstützung des Kurfürsten, dessen besonderes Augenmerk auf eine offizielle brandenburgische Geschichtsschreibung gerichtet war.

Zu diesem Zweck fand durch ihn die Ernennung eines eigentlichen Historiographen zuerst statt; und zwar in der Person des 1650 berufenen „Staats-Historiographen und Bibliothekar“ Joachim Hübner aus Cleve, welcher gleichzeitig zum Hofrat ernannt wurde. „In Bestallung genommen, des Kurhauses historia zu schreiben“, erhielt er ein Jahrgehalt von 400 Thalern nebst freiem Tisch auch für einen Diener.

Leider entsprach die Thätigkeit dieses Mannes nicht den Erwartungen seines fürstlichen Herrn, welcher ihn, der sich bereits 1659 an den pfalzgräflichen Hof nach Heidelberg begeben hatte, durch Reskript vom 1. November 1661 seines Amtes enthob.

Von Hübners Skripturen zu einem Geschichtswerke über das Haus Brandenburg ist nichts aufbewahrt geblieben.

Als Nachfolger desselben tritt schon 1659 Joachim Pastorius (Hirtenberg) auf. Ihm hatte sein Werk „Florus polonicus“, in dem die Kriegsthaten des Grossen Kurfürsten in ihren Beziehungen zu Polen glorifiziert werden, einen europäischen Ruf und die Ernennung zum brandenburgischen Historiographen verschafft; doch ist uns von seiner Thätigkeit als solcher ebenfalls nichts überkommen.

Nunmehr berief Friedrich Wilhelm den hochgelahrten niederländischen Professor der Geschichte und Beredsamkeit, der Geographie und griechischen Sprache, Martinus Schookius, von dem Gröninger Lehrstuhle nach Berlin. Diese Berufung war ohne Vorwissen Schookes durch dessen ehemaligen Schüler, den Berliner Domprediger Kunsch von Breitenwalde bewirkt worden. Nachdem jener sich im hiesigen Archiv für seine Arbeiten vorbereitet, schritt er zur Abfassung einer „Historia Marchica“, die bis zum Jahre 1640 reichen und 18 Bücher

umfassen sollte. Ausserdem beabsichtigte er, vier Bücher über die Thaten des Grossen Kurfürsten zu schreiben. Er brachte es indes nur bis zum ersten, in lateinischer Sprache abgefassten Bande der „Thaten Friedrich Wilhelms“, und bis zum 1. Kapitel der „Historia Marchica“, denn im Mai 1668 ereilte ihn der Tod. In seiner begonnenen Historia Marchica findet sich die seltsame Annahme vor, dass die Stadt Brandenburg, ursprünglich „Brennabor“, ihren Namen nach Brennus führe, und der Gallierhäuptling ein Heerkönig der Semnonen gewesen sei; wie denn auch die Urbewohner der Mark als Eroberer der ewigen Stadt gefeiert werden.

Ganz offenherzig hatte Schook gegen Martin Seydel geäussert, unter allen seinen Schriften habe ihm (der überdies eine nur mangelhafte Kenntnis der hochdeutschen Sprache besass) keine mehr Nachsinnen gemacht und mehr Seelenkraft weggenommen, als die märkische Historie, zu der er fast zu alt geworden. Es sei zudem ein beschwerlich Ding, den alten verlegenen Sachen ein rechtes Licht zu geben.

Wir wenden uns nun einem der ersten deutschen Geschichtsforscher, dem Begründer der Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts, Samuel v. Pufendorf, zu.

Als Sohn eines Predigers am 8. Januar 1632 in dem Dorfe Flöha bei Chemnitz geboren, besuchte P. die Fürstenschule zu Grimma, und demnächst bis zum Jahre 1658 die Universitäten in Leipzig und Jena, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Im Jahre 1658 übernahm er die Stellung eines Haushofmeisters beim schwedischen Gesandten am dänischen Hofe, wurde beim Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten mit dem Gesandten verhaftet und erst nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft wieder in Freiheit gesetzt.

Während dieser Zeit betrieb P. das Studium der Schriften von Grotius und Hobbes über „Recht und Staat“. So entstand seine erste Schrift „Elementa jurisprudentiae universalis“, die er dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz widmete, welcher für den Verfasser, 1661, an der Universität zu Heidelberg die erste Professur der von demselben gegründeten Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts errichten liess.

Dort entstand 1667 sein berühmtes Buch „De statu imperii germanici“, das grosses Aufsehn und einen nicht minder heftigen Streit erregte. P. stellt darin das deutsche Reich unter dem Bilde eines republikanischen Körpers dar, dessen schlecht zusammengefügte Teile ein abenteuerliches Ganzes repräsentieren, dessen widersinnige Verfassung er auf das schärfste geisselt. Die Idee dazu wird dem Kurfürsten Karl Ludwig zugeschrieben; der Verfasser, welcher das Werk unter dem Pseudo-Namen Severinus a Monzambano herausgegeben und den Angriffen mit Nachdruck entgegentrat, wurde erst nach seinem Tode als solcher bekannt.

Im Jahre 1670 folgte P. einem Rufe Carls XI. von Schweden an die neu errichtete Universität zu Lund, woselbst (1672 u. 73) seine beiden Epoche machenden Werke „De jure naturae et gentium“ und „De officio hominis et civis“ entstanden. Beim Ausbruch des Krieges in Schonen siedelte P. (1686) nach Stockholm über, und wurde zum Staatssekretär, Hofrat und Historiographen ernannt. Als solcher schrieb er in lateinischer Sprache zwei schwedische Geschichtswerke, denen in deutscher Sprache die „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten“ folgte.

Der Ruf dieses ausgezeichneten Gelehrten bewog den Grossen Kurfürsten, ihn für den Staatsdienst zu gewinnen. P. folgte der Aufforderung und trat wenige Monate vor dem Tode Friedrich Wilhelms seine neue Stellung in Berlin als Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer an. Zwei Jahre darauf (1690) ernannte ihn Kurfürst Friedrich III. zum Geheimrat, 1694 erfolgte durch Carl XI. von Schweden seine Erhebung in den Freiherrnstand.

Auf Veranlassung seines fürstlichen Herrn schrieb v. Pufendorf nunmehr das bedeutende Werk „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni“, das nebenbei eine Schilderung der kurfürstlichen Höfe enthält und grösstenteils aus den Akten des Staatsarchivs geschöpft ist. In Anerkennung dieses würdigen Denkmals seines grossen Vaters sicherte der Kurfürst dem Verfasser ein Geschenk von 10 000 Thalern mit der Bestimmung zu, dass wegen mangelnder Fonds die Auszahlung in jährlichen Raten von 1000 Thalern erfolgen sollte. P. erlebte diese Abtragung nur sechs Jahre hindurch.

Jenem Werke folgte dann dasjenige über „Die Thaten Friedrichs III.“ Einen wiederholten Auftrag, der Biograph Kaiser Leopolds zu werden, lehnte er ungeachtet der glänzendsten Versprechungen ab.

Hochgeehrt wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes und ehrenwerten Charakters, verstarb P. am 26. Oktober 1694 zu Berlin, betrauert von seiner hinterbliebenen Witwe. Mit grosser Feierlichkeit wurde das Leichenbegängnis im Beisein des kurfürstlichen Hofes begangen.

Unter den Epitaphien bedeutender Männer in der Nicolaikirche befindet sich auch das Pufendorfsche, dessen Inschrift der Nachwelt verkündet, dass der Ruf des hier Schlummernden den Erdkreis erfüllte. Zu seines Namens Gedächtnis wird, auf Veranlassung unseres zweiten Vorsitzenden, Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, eine Strasse im Nordosten der aufgestiegenen Kaiserstadt den Namen „Pufendorfstrasse“ erhalten.

Der Redner hatte das in seiner Sammlung befindliche, von J. v. Munnikhuysen prächtig gestochene Bildnis von Pufendorfs ausgestellt.

Bericht über die 9. (5. ausserord.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Sonnabend, den 27. Oktober 1894, mittags:

Besichtigung des neuen Reichstagsgebäudes.

(Mit einem Situationsplan.)

Es hatten sich zu diesem interessanten Besuche eine grosse Anzahl Teilnehmer eingefunden. Unter der gütigen Führung des Königlichen Baurates Herrn Haeger wurde der Rundgang pünktlich um 12 Uhr angetreten. Die Gesellschaft spricht diesem Herrn für seine sorgsame Führung ihren wärmsten Dank aus.

Die Lagepläne des Erdgeschosses, Hauptgeschosses und Obergeschosses aus dem Zentralblatt der Bauverwaltung, Berlin Jahrgang 1894, welche wir mit Genehmigung der Redaktion und der Verlagsanstalt Wilhelm Ernst und Sohn hinzufügen, lassen die harmonische, überaus geschickt angeordnete innere Einteilung des Reichstagshauses leichter verstehen, als dies die eingehendste Beschreibung vermöchte. Deshalb beschränken wir uns im folgenden darauf, die Eindrücke wiederzugeben, die bei dem Rundgange im Gedächtnis haften geblieben sind. Die Daten zu diesem Referat stammen aus mehreren Aufsätzen des oben genannten Blattes, und die betreffenden Nummern sind dem Vorstande von einem der Schriftleiter Herrn Geheimen Baurat Otto Sarrazin gütigst übersandt worden, wofür hiermit ebenfalls der ergebenste Dank ausgesprochen wird.

Wir betraten das Gebäude durch die südliche Vorhalle. Diese ist ganz aus grünlich-grauem, rheinpfälzischem (Baierfelder) Sandstein erbaut und erhält ihr Licht durch zwei prächtige Glasfenster, von denen das eine einen mächtigen, wappenbedeckten Reichsadler zeigt, während das andere eine reiche Gruppe von Figuren darstellt, die sich mit aneinandergefassten Händen um die Germania schaaren, und unter denen die Worte stehen: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. Diese Südhalle ist deshalb in der Ausführung bevorzugt, weil sie den Hauptverkehr der Abgeordneten aufnehmen soll und ohne Einfahrt ist. Es ist durch die Fenster bewusster Weise ein etwas kirchlicher Eindruck hervorgerufen worden, damit eine gehobene und weihevollere Stimmung über den das Haus Betretenden komme. Links und rechts in der Halle befinden sich die Aufgänge zu den Räumen der Abgeordneten und der Bundestags- und Regierungsmitglieder. Rechts im Hauptgeschoss liegen die Vorsäle für den Reichstagsvorstand, den Bundesrat und für die Regierung. Sie haben übereinstimmende Behandlung erfahren, und interessant sind hier die reichen Werksteinarbeiten der Thüreinfassung

sowie die hohe Täfelung der Wände. Nach links, auf der Westseite des Hauptgeschosses, die nach dem Königsplatz hin gerichtet ist, bildet die grosse Wandelhalle den Hauptraum, sie entspricht in ihrer Lage den Vorsälen der anderen Seite. Ihr Fussboden ist mit Marmor in verschiedener Farbe ausgelegt. Die Wandelhalle wird in ihrer Mitte unterbrochen durch eine mächtige Kuppel, doch so, dass Brücken die Verbindung der beiden Teile herstellen, wodurch ein Einblick in die Kuppel erreicht wird und zugleich auch ein Überblick über die imposante Ausdehnung der Wandelhalle selber. Die Kuppel ist an den vier Ecken mit Allegorien geschmückt. Neben der einen Hälfte der Wandelbahn liegen alsdann die Erfrischungsräume und neben der anderen die Schreib- und Lesesäle. Namentlich der lange Erfrischungssaal ist sehr originell in seiner Deckenmalerei. Das Tonnengewölbe, in das von den Fenstern aus Stichkappen einschneiden, ist in altdeutschem Stile bemalt, aus dem gotisch gehaltenen Blattwerk heben sich in der Mitte die Reichsinsignien und ringsum die Wappen der deutschen Fürsten ab. Auch auf dieser Seite zeichnen sich die Säle durch die vortreffliche Holztechnik der Täfelungen an den Wänden und den Decken aus. Dies gilt ganz besonders von dem runden Ecksaal mit seinen vier prächtigen Holzstatuen. Vorläufig sind die Wände, welche später durch Gemälde verziert werden sollen, mit einer blaugrauen Farbe gestrichen. In der Mitte des ganzen Gebäudes liegt der Sitzungssaal. Auch hier sind die Holzarbeiten vortrefflich ausgeführt, es fehlen nur noch die für die künstlerische Vollendung unentbehrlichen Gemälde. Die Ausdehnung des Saales entspricht genau der des jetzt vom Reichstage in der Leipzigerstrasse benutzten Raumes (27 m Länge, 21 m Tiefe, 13 m Höhe). Diese Verhältnisse haben sich als durchaus zweckmässig erwiesen, doch wird der neue Saal mancherlei Verbesserungen aufweisen, insbesondere hofft man die akustischen Verhältnisse günstiger zu gestalten. Das soll namentlich dadurch erreicht werden, dass die Durchbildung des Saales ganz in Holz erfolgt. Das sind die wichtigsten Räume. Über ihnen, im Obergeschoss, sind nun eine grosse Zahl von Sälen eingerichtet für die Fraktionen, Ausschüsse, Kommissionen u. s. w. kurz alle die Räumlichkeiten, welche ausser dem Sitzungssaal noch das heutige parlamentarische Leben erfordert, sodann aber vor allem die Bibliothek; diese ist nach den neuesten Konstruktionen erbaut. Sie ist ganz aus Eisen, und die Büchergestelle sind nur so hoch dass auch die obersten Bände bequem zur Hand sind. Zu dem Zweck durchziehen Gallerien in etwa 2 m Höhe den ganzen Raum und der Fussboden ist, des nötigen Lichtes wegen, aus dicken Glasplatten gebildet. Die Bibliothek ist schon eingerichtet, sie kann 350 000 Bände fassen. Auch die Kuppel wurde in Augenschein genommen. Sie überspannt das Glasdach des Sitzungssaales. Bis in die Spitze zu der hoch emporragenden Kaiserkrone erreicht das Gebäude eine Höhe von 75 m. Zum

Schluss endlich konnten wir auch noch einen Blick in die Küche und in die Vorräume des Erdgeschosses werfen.

Im Grundriss hat das Gebäude die Form eines Rechtecks, dessen längste Seite von Nord nach Süd und dessen kürzere von Ost nach West gerichtet ist. Das Rechteck wird in der Mitte durch eine Linie von West nach Ost in zwei Teile geteilt, auf dieser Linie liegt der Sitzungssaal und links und rechts neben ihm zwei Höfe. Jede Ecke ist mit einem Turm flankiert. Die Hauptfront ist gegen den Königsplatz gerichtet. Sie zeigt in der Mitte eine mit mächtigem Giebel gekrönte Säulenvorhalle. Sechs Säulen von 15,6 m Höhe tragen den Giebel, welcher das Wappen des Reiches 6 m hoch von Hermelin umwallt und von zwei Kriegerern bewacht, zeigt. Diese Komposition rührt von Schaper her. Der Giebel legt sich vor eine straff gegliederte mit Konsolenkranz und Maskenzinne abgeschlossene Attika, und aus dieser wachsen scharf polierte Sockel heraus, die zu Seiten je einen reich gezierten in der Kaiserkrone endigenden Aufbau, in der Mitte aber die vielgenannte Gruppe der Germania im Sattel tragen. Die von R. Schaper modellierte Gruppe ist in Kupfer getrieben. In der Mitte auf edlem Ross, Schild und Banner haltend, die Germania, zu ihren Seiten, sie geleitend rechts ein lorbeerbekrönt heimkehrender Krieger, links die geflügelte Verkünderin des ruhmvoll erkämpften Friedens. Auch die Säulenhalle selber, zu welcher von der Auffahrt 46 Stufen hinaufführen, ist eigenartig geschmückt: links und rechts sind die Felder zwischen den äussersten Säulen mit einem bedeutsamen Schmuckstück versehen. Es sind hier Reliefs aufgeführt, Stammbäume vorstellend, an deren Zweige die Wappenschilder der Bundesstaaten hängen, und an deren Wurzeln die Grenzströme Rhein und Weichsel lagern. Zwischen ihnen hoch über dem Mittlereingang, reitet Ritter Georg, den Drachen der Zwietracht erlegend, der Ritter trägt die festen Züge des eisernen Kanzlers. Die Stammbäume rühren von Lessing her. Anders ist die gegenüberliegende Ostseite beschaffen. Hier ist im Mittelbau eine für den kaiserlichen Hof und den Bundesrat bedeckte Vorfahrtshalle hinausgebaut worden. Diese ist in ihrer Längswand durchbrochen durch drei grosse Bogen, in welchen die sitzenden Gestalten Bismarcks, Moltkes und Roons sich erheben sollen. Über den seitlichen Einfahrten sind von je zwei gepanzerten Kriegerern beschirmte Reichswappen angebracht.

Das Charakteristische aber am Reichstagsgebäude sind die Ecktürme mit ihren Säulen. Das, was sie besonders dem Werke an Schönheit zubringen, sind die wundervollen Umrisslinien der Frontecken. Um dies zu erreichen sind die Hauptgesimsköpfe über den Freisäulen um 2,5 m weit vorgeschoben und über ihnen auf Sockeln ungefähr 4 m hohe von ihrem Hintergrunde ganz frei abgelöste Figuren aufgestellt. Diese Figuren haben einen auf das Wesen des Gebäudes bezüglichen Gehalt

erhalten. Am Südostturm sind die Ausübungen der Staatsgewalt personifiziert, Versinnbildlichungen der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande, der Rechtspflege und der Staatskunst durch die Bildhauer Maison in München und Volz in Karlsruhe. Dem Nordostturm wurden die ethischen Elemente der Volksbildung, Unterricht und Erziehung (von Schierholz in Frankfurt a. M.) Kunst und Litteratur (von Behrens in Breslau) zugeteilt. Am Nordostturm befindet sich Handel und Industrie, und zwar die Grossindustrie und der Handel (Schiffahrt) von der Hand Eberleins in Berlin, die Elektrotechnik, die Klein- und Hausindustrie von Eberle in München modelliert. Der Südwestturm endlich zeigt Verkörperungen der Gewerbe und der Volksernährung, den Ackerbau und die Viehzucht von Lessing in Berlin und die Bierbrauerei und den Weinbau von Diez in Dresden. Die Figuren sind an drei Türmen paarweis teils Männer-, teils Frauengestalten, nur am Südwestturm befindet sich zwischen drei Männern nur eine weibliche Gestalt, der Weinbau. An den Sockeln der Turmaufbauten sind die Namen der zur Zeit der Gründung des Reiches regierenden deutschen Fürsten eingemeisselt. Hoch oben aber über dem ganzen Gebäude funkelt die goldene Walmkuppel mit der Krone. Zum Schluss sei darauf aufmerksam gemacht, dass das neue Reichstagsgebäude in der Nähe betrachtet, gleich anderen Monumentalgebäuden (z. B. der Peterskirche in Rom) keineswegs den von ihm erwarteten Eindruck der Grossartigkeit macht. Wie gewaltig der stolze Bau ist, sieht man erst von der Höhe des Kreuzberges, von wo aus betrachtet das neue Reichshaus die übrige Hauptstadt bergartig überragt.

So steht es nun fertig da. In seiner Echtheit und Gediegenheit ein würdiges Repräsentationsstück für den schlichten Sinn unseres Volkes, in seiner methodischen Durchbildung sicher ein künstlerisches Vorbild für lange Zeit. Gott gebe, dass von ihm nur Heil und Segen für unser Vaterland ausgeht.

Veneta III.

Von
Carl Bolle.

Maria na pencu.

(1882.)

Glückselig die Haide
Drin Vogelruf schallt.
Dem Specht und der Wildtaub'
Gehöret der Wald.

Dort reget die Eidechs'
Sich schuppig im Moos;

Es blinzelt der Waldkauz
Aus Augen so gross.

Der Holzhäher schreckt
Mit plötzlichem Schrei;
Bunt fliegt er und schimmernd
Am Wandrer vorbei.

Ganz hinten im Dickicht
Ist's schaurig und still,
Und Mut muss er haben,
Der dort weilen will.

Zwar Wölfe vertrieb längst
Des Feuerrohrs Blitz;
Die Waldgeister haben
Behauptet den Sitz;

Verwirren den Menschen
Noch heutigen Tags,
Da wo statt des Bären
Kaum haust noch der Dachs.

Maria na pencu,
Du bist nicht die schlimmst'.
Auf moderndem Baumstrunk
Den Sitz du einnimmst.

Wer freveit am Walde,
Mit Recht strafst du den.
Wardst ja, ihn zu hüten
Seit lang' ausersehn.

Nach Beeren und Pilzen
Das suchende Kind
Braucht nie dich zu fürchten,
Bist freundlich gesinnt.

Es darf, da wo seltsam
Hockt Frauengebilde,
Sich mü'h'n, dass sein Körbchen
Mit Erdbeer'n sich füllt;

Denn mitleid'ger spendet
Des Wald's duft'ge Schätz',
Maria na pencu,
Als manch neu Gesetz.

Der Wichar.

Am Giebel des Schlosses Tegel
Da sind vier Winde zu sehn;
Am Turm, nach ihnen benennet,
Dieselb'gen auch zu Athen,

Ein Jeglicher kann dort schauen
Pausbäckig den Boreas,
Den Zephyr auch, vor dem ostwärts
Sie neigen der Baum und das Gras.

Die anderen Lufthaucher alle,
Sei'n lau sie nun oder kalt,
Die auf den Wassern die Welle
Aufwühlen mit Sturmgewalt.

Nur einer blieb ausgelassen,
Bekannt jedem Spreewaldkind.
Das ist der Wichar wütend,
Der wirbelnde Wendenwind.

Sie sagen, dass in ihm lebe
Ein Geist, waltend unsichtbar;
Sie lehren, wie man erschauen
Leibhaftig kann den Wichar.

Bläst er, so wirf ab das Hemde,
Blick' nach ihm durch den Ärmel hohl;
In Tiergestalt oder als Menschen
Erkennest du dann ihn wohl.

Schlag' niemals nach ihm mit Stangen
Wenn Heu verwirrt er dir hat.
Trifft er dich stehend im Kahne,
So werfe nieder dich platt;

Dann wird er deiner verschonen. —
Gar schlimm ist vor ihm der Schreck.
Dagegen hilft Räuchern, Waschen,
Mit dem, was er selbst trug weg.

Wenn von Mittag her oder Abend
Ergeht solchen Windes Braus,
Tropft in drei oder neun Tagen
Die Wolke den Regen aus.

Der Mitternachtswichar trocken
Und kalt ist der immerdar;
Die Obstblüte und der Roggen
Sind ein ihn fürchtendes Paar.

Hast du mit Messern geworfen
Dem Querlwind nach mal im Zorn,
So kommt wohl ein klein grau Männlein,
Zeigt dir eine Stirnwund' vorn,

Zeigt dir sie voll Blut geronnen,
Hebt warnend den Finger hoch:
Thu's nicht zum zweitenmal wieder,
Sonst fühlst die Rache du doch!

Das Gesundheitswasser.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

H. Heine.

Wegen deiner, o mein Liebchen,
Weil so bleich ward deine Wang',
Weil so trübe blickt dein Auge,
Weil du schleichst so matt und krank,

Will ich hingehn, dir zu bringen,
Was vielleicht heilt dein Gebrest,
Dich auf's Neue lustig schauen,
Wieder fröhlich singen lässt.

Fragten wir nicht bei der Babka
An, die weise Frau man heisst,
Weil sie, Zaubersprüche murmelnd,
Wurzeln aus im Walde reisst?

Zählten wir erspartes Silber
Nicht dem Schäfer in die Hand,
Der vielmehr als ein gelehrter
Arzt auf's Heilen sich verstand?

Schlich die Mutter zum Scharfrichter
Nicht, den Jeder meiden thut,
Dass er dir ein Tränklein koche
Für dein fieberheisses Blut?

Alles dies war ganz vergebens.
Eins allein noch helfen kann,
Wo die Menschenkunst versaget,
Rufe finstre Mächte an.

In den Wassern ruh'n Gewalten,
Die bisweilen hülfreich sind,
Naht sich ihnen voll Vertrauen
Ein gequältes Menschenkind.

Also war der Väter Glaube,
Zu dem stark und fest ich steh'.
Darum eilig lass mich wandern
Weg von hier, zum Koboldsee.

Das Gesundheitswasser schöpf' ich.
Meinethalben sei nicht bang.
Furcht kennt nicht, wen Liebessorge
Sendet auf verwegnen Gang.

Leicht ist's nicht, den Trank zu holen.
Graulich dort es huscht und schwankt;
Seltsame Gestalten winken,
Dem, der glücklich angelangt.

Auf dem Weg schon Wagenrasseln,
Pfeifen, Rufe schreckensvoll.
Keiner darf nach rückwärts schauen,
Wenn Erfolg ihm lohnen soll.

Keiner soll vom Pfade weichen. —
Was von hinten kommt, vorbei
Muss man's lassen, unbekümmert,
Ob erscheine mancherlei.

Und das Wasser, das ersehnte,
Tropfen wunderkraftbegabt,
Das zum Waschen dienet heilsam
Und der Kranken Lippe labt,

Nicht aus breiten Spiegelfluten
Quillt es. — Nein, ein Schippchen bring'
Mit dir, in dem Sand am Ufer
Auszugraben tief ein Spring.

Aus dem fülle dein Gefässe;
Aber sprich kein christlich Wort.
Es gehört den alten Göttern
Noch der einst geweihte Ort.

Ist das Wasser dann geschöpft,
Eh' mich trägt der Fuss hinweg,
Etwas, stammend von der Kranken,
Nieder ich als Opfer leg'.

Leinwand, Löckchen, Gläser, Näpfchen
Oder ein gebrauchtes Tuch,
Das um ihren Hals geschlungen
Die nach Heilung Durst'ge trug.

Viele Spenden bleiben immer
Liegen am Gesundheitsquell,
Ähnlich wie sie frommer Glaube
Aufhängt in Kevlaars Kapell'.

All' dies will ich treu beachten,
Komme dann was kommen muss,
Sei's auch der dreibein'ge Hase,
Kugelfest vor jedem Schuss.

Wegen deiner, o mein Liebchen,
Grab' ich tief in feuchten Sand,
Hole das Gesundheitswasser,
Halte selbst dem Teufel Stand.

Der Aufhocker.

Abends springt es, wenn der Fuss
Schreitet durch des Waldes Leere,
Auf den Nacken dir urplötzlich,
An sich klammernd voller Schwere,

Dass der Athem fast versagt
Und du stöhnend trägst die Lasten,
Als ob starke Geisterarme
Deine bange Brust umfassten,

Pressend sie und ganz mit Graus
Füllend die entsetzte Seele,
Wohl bewusst sich, dass ein Dämon
Ihrer spotte und sie quäle.

Namen führet solcher Spuk,
Heisst von altersher Aufhocker.

Vor der Thür des eignen Hauses,
Selten früher lässt er locker.

Zeigt sich an verwünschtem Ort
Haftend zu der Menschen Leide.
Mir persönlich ward gewiesen
Derart'ges in Spadow's Haide.

Mannigfach ist die Gestalt:
Schwarze Männlein, Kälber, Hunde;
Meist jedoch erscheint's unsichtbar
In der späten Dämmerstunde,

Gleich dem allgemeinen Leid
Schwerer Sorge, die entzweiet
Viele mit dem Glück des Lebens,
Bis der Tod von ihr befreiet.

Ein Streich Pumput's.

Von Farn umgürtet und Moosen
Zeigt sich manch gewundner Stamm.
Ein Glaser im tiefen Walde
Einst wandernd geschritten kam;

War müd' und wollte sich setzen
Auf das was ihm Baum erschien;
Da sah er zu seinem Entsetzen
Sich's regen und rollen im Grün,

Das Holz ward zur Riesenschlange,
Die hat sich emporgebäumt;
Sie zeigte ihm ihre Zähne
Und ihren Rachen, der schäumt.

Der Glaser ist umgekippet,
Zerbrechliche Waar' er trug,
Die klirrend borst auseinander,
Nun lag als Scherben im Luch.

Es sagen Einige, unter
Dem buntgesprenkelten Fell
Der Schlange verborgen gewesen
Sei Pumput, der Müllergesell,

Der zaubern konnte und hexen,
Verwandeln sich jederzeit.
War mit dem Glaser gewesen
Vorher am Schänktisch im Streit.

Gibañe.

Mehl und Butter, Honig, Eier
Mengt zum Kuchen holde Feier.
Nie in Öfen, noch auf Heerden
Flackert lustiger die Glut,
Als sie dies am Abend thut
Ehe es will Festtag werden.

Wo den süssen Teig sie kneten,
Helle Feuer Wangen röten,
Ist Gibañe gern gesehen,
Die, ein Weiblein klein und weiss
Trägt davon des Backens Preis,
Kommt, der Wirthin beizustehen.

Stammt noch von den kleinen Leuten;
Wird bemerkt zumeist in Leuthen.
Sonst auch sieht man sie erscheinen
Mehlbestäubt, in hellem Leinen,
Wo das Wend'sche unvergessen,
Und sie gerne Kuchen essen.

Kollatsch, Mohnstriezel und Stollen
Leicht ihr durch die Finger rollen.
Zeigt sich fröhlich die Alraune,
So gerät der Kuchen gut;
Nimmermehr, wenn ihr das Blut
Trübt etwelche üble Laune.

Kleine Mitteilungen.

Vermost (vermoost).

Auf Seite 145 und 146 hat Herr Handtmann noch einmal seine Ansichten über das Wort „vermoost“ geäußert.

Zuvörderst bemerke ich allgemein, dass ich das Wort Moabit überhaupt nicht in den Kreis meiner Betrachtung gezogen habe. Im Übrigen wiederhole ich (wie schon Seite 94 dargelegt), dass das Wort vermost oder famos, soweit ich es kennen gelernt habe, in Volkskreisen und namentlich in ländlichen, von famos herkommt, im Gegensatz zur Ansicht des Herrn H., nach dessen Vermutung es von Moos herkommen soll. Solche Fremdwörter, wie ich S. 94 bemerkte, sind vielfach in das Volk eingedrungen, selbst in ganz ländliche Kreise, so, um nur eins noch hervorzuheben, das volkstümliche Wort *siemulieren*, *simmelieren*, herrührend vom lateinischen *simulare*, das beim Landvolk bedeutet: für sich überlegen, nachdenken, dichten (letzteres eben im volkstümlich-deutschen Sinne). Sogar *sümonieren* habe ich neuerdings dafür gehört. Herr H. bemerkt irrtümlich (S. 146), dass ich geschrieben hätte, „von gebildeten Herren . . . verfele ab und zu einer derselben auf den Umtausch in „vermoost““. Das habe ich nicht geschrieben, sondern das Gegenteil, nämlich, dass Gebildete famos sagen, das Volk aber vermost (S. 94). Seite 146 äussert Herr H.: „Unsereiner, in der Dorfschule herangewachsen . . ., denkt und spricht eben in den Nüancen dieser Volksklasse ein Deutsch, insbesondere ein lokal bestimmtes Plattdeutsch, welches auch mit dem grössten Fleiss kein „Gebildeter“ sich anzunehmen vermag“. Ich muss annehmen, dass Herr H., in Hinsicht auf vermost, auch mich diesen Gebildeten zugezählt wissen will. Herr H. irrt auch hier. Ich habe ausdrücklich (S. 94) erklärt: „Mir ist bekannt seit meiner Kindheit“ u. s. w. Noch in diesem Jahr hatte ich, wie beiläufig bemerkt sei, hinreichend Gelegenheit, gerade in dem Kreise Teltow (S. 146) vermost in dem von mir gekennzeichneten Sinne vorzufinden.

Was die, in Hinsicht auf die vorliegende Frage, von Herrn H. als „dumm“ bezeichneten „Kluge“ und „andere „richtige Berliner““ betrifft, so handelt es sich im letzteren Fall (fermoost, famos, schön) um das geschätzte Sammelwerk „Der richtige Berliner“, dessen Verfasser — wenn ich mich recht entsinne — im Buche selbst nicht genannt ist. Was „Kluge“ anbetrifft, so handelt es sich um ein hochwissenschaftliches Werk, nämlich das etymologische Wörterbuch von Kluge (Strassburg. 1894). Ich habe auf S. 94 geschrieben: „Nach Kluge trat famos um das Jahr 1700 auf, damals, wie er

angiebt, im Sinne von „anrühlich, übel beschrien, ehrlos,“ mit der französischen Nebenform *fameux*.“ Herr H. irrt auch hier. Denn der Herr Verfasser hat das Wort „vermoost“ überhaupt nicht erwähnt, wie ersichtlich ist aus den von mir nach ihm angegebenen Worten.

Trotzdem äussert Herr H. (S. 146): „Der von Herrn v. Sch. angeführte „Kluge“ und andere „richtige Berliner“ waren leider zu dumm, als dass sie das alleinheimische Wort „vermoost“ verstanden hätten. Statt sich Mühe zu geben, demselben auf den Grund zu kommen, fremdhudelten sie dasselbe“ u. s. w. Herr H. fällt also ganz unbegründet dieses Urteil in Bezug auf das Kluge'sche Werk.

W. v. Schulenburg.

Dresdener Erinnerungen an Brandenburg-Preussen.

Von Ernst Friedel.

[1. Mineralogisch-Geologisches und Prähistorisches Museum (Rixdorfer Knochenfunde, Windschliffsteine). — 2. Preusker'sche Sammlung (Lausitzer Urnenfelder). — 3. Albrecht Dürer's Proportionen des menschlichen Körpers. — 4. Lukas Kranach (Markgraf Georg v. Brandenburg); Louis de Silvestre (August II. und Friedrich Wilhelm I.), freundliche Beziehungen zwischen Sachsen und Preussen. — 5. Die Dragoner-Vasen. — 6. Bernstein-Arbeiten. — 7—9. Böttger und das Böttger-Porzellan. — 10. Berliner Porzellan. — 11. Die Brandenburgische Antiken-Sammlung. — 12. Antoine Pesne und Adolf Menzel. — 13. Körner-Museum. — 14. Besuch der Kirchhöfe.]

Bei einem längern Aufenthalt, den ich kürzlich in der sächsischen Hauptstadt nahm, habe ich mir die nachfolgenden heimatkundlichen Beziehungen vermerkt, welche sich in den berühmten Dresdener Museen vorfinden.

1. Das Mineralogisch-Geologische und Prähistorische Museum des Zwingers enthält in dem zuerst genannten Abschnitte einige Fossilreste aus der Provinz Brandenburg; z. B. starkgerollte Geweihreste des Rentiers aus den bekannten knochenführenden Diluvialschichten von Rixdorf, ferner aus der Niederlausitz mehrere Exemplare der von Professor Dr. Berendt Dreikanter, von mir Facettensteine genannten Diluvialgeschiebe, welche der erstgenannte Landesgeologe früher als in Gletscherbäcker eigentümlich abgerieben erklärte, während die richtigere Erklärung dahin geht, dass die oft scharfkantig geschliffenen Flächen durch das konstante Spiel des Flugsandes entstanden seien.*) Die in der Dresdener Sammlung vorhandenen Exemplare aus der Provinz stammen von der Golssener Gegend im Kreis Luckau, sind gelblich- oder rötlich-fleischfarben und mit fast scharfschneidigen Kanten ausgebildet. Die niederlausitzer Braunkohlengenden (Senftenberg, Calau, auch der Fläming bei Belzig) sind berühmte Fundstätten dieser wohl meist, aber nicht immer dem oberen sandig-kiesigen Diluvium angehörigen eigentümlichen Geschiebe, welche die Engländer auf Neuseeland und in der Kapkolonie, woselbst dergleichen Gesteine häufig sind, sehr bezeichnend wind-worn-stones genannt haben. Das Material der typischen Facettensteine

*) Vergl. E. Friedel: Einteilungsplan der Sammlungen für allgemeine Geologie, Berlin 1893, S. 13.

ist quarzitischen Ursprungs und in seinem Alter dem Braunkohlen-Tertiär nahestehend. Hiermit stimmt es, wenn ich auf Sylt, namentlich nahe dem an der Westküste belegenen Roten Kliff derartige, zum Teil aus reinem milchigen Quarz bestehende Facettensteine gefunden habe, welche in nächster Beziehung zu dem auf jener Insel zu Tage tretenden Miocän stehen. Die Berendt'sche Bezeichnung Dreikanter ist unzweckmässig, weil irreführend, denn die Windschliffsteine, wie ich sie in der dynamischen Geologie allgemein zu benennen vorschlage, kommen auch als Vierkanter, Fünfkanter u. s. f. bis als ungezählte Vielkanter vor.*) Oft sind durch den Flugsand und Wind keine Kanten geschliffen, sondern taschenförmige Aushöhlung durch ihn ausgeblasen, nicht selten sind diese Geschiebe drehrund, vom Winde allmähig gewälzt und vom Sand dabei zugeschliffen worden, sie haben dann oft zigarrenförmige oder gurkenförmige Gestalt und werden von den Leuten im zauch-belziger Kreise geradezu Gurkensteine genannt. Sie werden zu wirtschaftlichen Zwecken, zum Mangeln und Reiben, zum Beschweren des Sauerkohls und der eingemachten Gurken und in ähnlicher Weise von jeher gebraucht. Weil man sie auch auf vorgeschichtlichen Brandgräberfeldern und Wohnstätten**) gefunden hat, sind sie seit reichlich 200 Jahren im Besitz von Altertumssammlern und werden von diesen oft mit Hartnäckigkeit für Kunsterzeugnisse gehalten. So liessen sich die gebildeten Erben eines vor etwa 15 Jahren in Brandenburg a. H. verstorbenen Architekten, der auf seinen Dienstreisen eine Menge zum Teil bis 10 kg schwere Gurken- und Cigarrensteine zusammengebracht hatte, nicht ausreden, dass dies wertvolle vorgeschichtliche Altertümer seien und forderten dementsprechende Preise dafür, die ihnen selbstredend nicht zugestanden werden konnten.

Die richtige Würdigung und Erkenntnis dieser Windschliffsteine ist nicht allein bei den Altertümern, sondern auch bei manchen geologischen Sammlern, weil fast nur die auffälligen, markanten Kanter aus hartem Sandstein oder Quarzit in den Verkehr kommen, noch immer eine bedauerlich geringe. Der Wind schleift jeden Stein mit Hülfe von Sand ab, nur fällt der Schliff je nach der mechanischen, mineralogischen und chemischen Zusammensetzung des Steins und des schleifenden Sandes verschieden aus. Granite, Gneisse, Diorite, Gabbro u. s. f. werden ebenfalls heftig in Angriff genommen, die harten Quarzteilchen, Feldspathkrystalle, Granaten u. s. f., z. B. im Granit, widerstehen aber viel länger als die weichen Teile und so bekommen dergleichen Geschiebe und Felsen ein seltsam ausgefressenes Ansehen, was man gewöhnlich auf Rechnung der Auswitterung schreibt, während man bei genauerer Betrachtung den eigentümlichen Schliff des Sandgebläses gleichmässig über die stehengebliebenen Hervorragungen verbreitet findet.

Die Sammler meinen auch nicht selten, dass diese Windschliffsteine eine Eigentümlichkeit gewisser Schichten des Diluviums seien und bringen

*) Vergl. die von sehr verschiedenen Fundorten herrührenden zahlreichen Belagstücke im Märkischen Provinzial-Museum.

**) Insbesondere in den um das 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. zu datirenden ostgermanischen Brandgräberfeldern.

sie gern, in Anlehnung an die Nehring'sche Steppenperiode, mit urzeitlichen Wüstenformationen in Verbindung. Die Windschliffe werden aber, wie mich wiederholte Beobachtungen in den Dünen von Sylt und an den nordafrikanischen Küsten belehrt haben, noch jetzt an geeigneten Stellen überall erzeugt. Jedes unserer grossen Exerzierfelder, die aus steinreichem Sand bestehen, z. B. in der Umgebung Berlins, Charlottenburgs und Spandaus, zeigen, wie der Flugsand noch jetzt die Steine bereibt und schleift. Die eigentümliche, blanke Glätte und wachsartige Politur vieler der zu Hunderttausenden herumliegenden Feuersteine ist nicht in den Diluvialströmen erzeugt (das Wasser schleift matt, aber nicht blank), sondern durch den Sandflug. Ja ein grosser Teil des feinen, staubartigen Sandes auf diesen Flächen ist erst in alluvialer Zeit entstanden und als das durch die Windkraft erzeugte Abreibsel anzusprechen. Die frei herumliegenden Diluvialgeschiebe und Diluvialgerölle werden solchergestalt an dergleichen geeigneten Örtlichkeiten beständig verkleinert und schliesslich geradezu aufgerieben. Die Wichtigkeit dieses Faktors bei der Bildung unserer neueren Erdschichten scheint mir bisher noch nicht hinlänglich gewürdigt zu sein.*)

Der Direktor Geheimer Hofrat Professor Dr. Geinitz bemerkt bei diesen Windschliffsteinen, dass sie dem Urmenschen als Vorbilder für seine Werkzeuge und Waffen gedient haben könnten, eine Unterstellung, die insofern nicht abzuweisen ist, als in der That manche der z. B. im Somme- und Seine-Kies, in England und Belgien gefundenen palaeolithischen Feuersteingeräte mit gewissen zungenförmigen und keilspitzigen Windschliffsteinen Ähnlichkeit besitzen. Diese Steinbildungen würde der Urmensch zuerst benutzt, denn nachgeahmt und verbessert haben.

2. Die Urnenfelder unserer Niederlausitz sind im Prähistorischen Museum und zwar bereits in der den Kern desselben bildenden **Preusker-schen Sammlung** vertreten, die bekannten ostgermanischen Brandgräbertypen, die sich durch Formenreichtum und kunstgefällige, sichere Herstellung von Urnen und Beigefässen auszeichnen. Zum Teil mögen sie dem Boden schon enthoben worden sein, als diese Landesteile noch kursächsisch waren.

3. Von der Prähistorie zur Anthropologie überspringend, möchte ich in Anlehnung an meinen Vortrag über das von unserem Mitglied, Bildhauer Schütz, gefertigte, auf der Weltausstellung zu Chicago ausgestellt gewesene Modell eines Normalmenschen und über Albrecht Dürer's Bestrebungen zur Herstellung eines Kanons der menschlichen Figur (vergl. Jahrgang I des Monatsblatts, S. 186) darauf hinweisen, dass sich in der im Japanischen Palais aufgestellten Königlichen öffentlichen Bibliothek **Albrecht Dürer's** eigenhändige Handschrift seiner **Abhandlung von den Proportionen des menschlichen Körpers** aus dem Jahre 1523 mit vielen Federzeichnungen des unsterblichen gelehrten Künstlers befindet.

4. Ungefähr derselben Zeit gehört ein Bild der Königlichen Gemäldegalerie an, von der Meisterhand **Lukas Cranach des Älteren** (geb. 1472,

*) Auch die frei herumliegenden Steinaltertümer, Beile, Äxte, Hacken, Schaber, Pfeilspitzen etc. leiden selbstverständlich unter dem Sandflug; ich habe welche gefunden, die durch den Windschliff geradezu deformiert waren.

gest. zu Weimar 1553), Markgraf Georg von Brandenburg darstellend. In derselben Sammlung befindet sich, von **Louis de Silvestre** gemalt, ein Doppelbild des Königs August II. von Polen und des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Es erinnert dies an die freundschaftlichen Beziehungen, die unter dem prachtliebenden Kurfürsten August dem Starken (1694—1733, seit 1697 zugleich König von Polen) zwischen dem sächsischen und preussischen Hof herrschten und unter seinem Nachfolger, Kurfürst Friedrich August (1733—1763), in das gerade Gegenteil umschlagen sollten. Die Freundschaft war so gross, dass, als der Kurfürst und König von Polen 1728 mit dem Kurprinzen und grossem Gefolge nach Berlin kam, auch gelegentlich einer Jagd in der Jungfernhaide auf das Wohl Königs Friedrich Wilhelm's I. trank und dem Kurprinzen beständige Freundschaft mit Preussen ausdrücklich anempfahl, der preussische Monarch die Errichtung eines dieses Ereignis feiernden Denkmals anordnete.*)

5. Der Gegensatz zwischen dem Denken und Fühlen der erwähnten zwei Monarchen tritt in ihren Beziehungen zur Kunst deutlich hervor. Zeugnis dessen: die berühmten brandenburgischen **Dragoner-Vasen**, welche in der Porzellan- und Gefäss-Sammlung des Museum Johanneum aufgestellt sind. In der Mitte des Hauptsaa's im ersten Flügel stehen auf besonderen Untersätzen die fast manneshohen chinesischen Vasen, welche aus der Zeit König Friedrich's I. herrührend,**) von dessen Nachfolger an August den Starken gegen ein Regiment Dragoner ausgetauscht wurden.

6. Ein anderes Andenken an den preussischen Soldatenkönig befindet sich in der bekannten, das Grüne Gewölbe genannten Königlichen Schatzkammer; es ist ein mit den verschiedensten Arten von **ostpreussischem Bernstein** belegter Schrank, den der König seinem sächsischen Amtsbruder zum Geschenk gemacht hat. Dergleichen Bernsteinarbeiten waren eine Eigentümlichkeit Ostpreussens, sie treten seit dem Grossen Kurfürsten, hauptsächlich seit dem pracht- und kunstliebenden ersten preussischen Könige in den fürstlichen Schlössern und Kunstkammern auf und sind meist zu Königsberg i. O., zum Teil auch in Berlin gefertigt. Gegenwärtig gehören dergleichen grössere alte Arbeiten aus Bernstein, als Schränkchen, Tische, Körbe, Häuschen, Tempel, Stillleben u. dergl. zu den Seltenheiten, da die verhältnissmässig wenigen grossen Bernstein-Arbeiten aus jener Zeit in festem Besitz von Fürsten und Museen sind. Sonderbarer und bedauerlicher Weise wird nichts bedeutendes Neues in Bernstein mehr gefertigt, woran nur die Modelaune Schuld trägt. Zu beachten ist, dass diese Bernstein-Arbeiten im Laufe der vielen Jahrzehnte bedeutend nachgedunkelt und manche Platten undurch-

*) Vergl. Zeitschrift „Der Bär“, Bd. 4, 1878, S. 129.

***) Unter dem Grossen Kurfürsten, der durch seinen Aufenthalt im Haag von den holländischen Liebhabereien und den von den Nippon-Fahrern mitgebrachten keramischen Schätzen Geschmack gewonnen, wurde vorzugsweise japanisches Porzellan, unter König Friedrich I. mehr chinesisches Porzellan gesammelt. Letzterer Monarch liess u. A. das berühmte Geschirr für seine Tafel fertigen, welches mit dem es befördernden Schiffe beim Texel unterging. Vor einigen Jahren hat man durch Taucher diese chinesischen Tafelgeschirre wieder gehoben und einen grossen Teil dem Hohenzollern-Museum einverleibt.

sichtig geworden sind. Nur für den Orient und für Muselmänner werden grosse und theure Bernstein-Arbeiten noch auf Bestellung angefertigt.

7. Dieser wie gesagt leider veralteten Liebhaberei schliesse ich das **Böttger-Porzellan** an, zu dessen Erfinder Preussen und Kursachsen gemeinschaftliche Beziehungen haben. Johann Friedrich Böttger (1682 zu Schleiz geb.) lernte als Lehrling in der Zornschen Apotheke zu Berlin, beschäftigte sich mit Chemie mit der der Alchymie eigenen phantastischen Richtung, verpulverte seinem Lehrherrn viel kostbares Material, entfernte sich deshalb 1699, wurde dann 1700 wieder in Gnaden aufgenommen, floh aber 1701, nachdem er erfahren, dass man ihn als Adepten internieren wolle, nach Wittenberg. Seine Auslieferung wurde von Sachsen verweigert und Böttger verbrachte nun in Dresden mehrere Jahre mit unnützem Experimentieren, bis der Graf von Tschirnhausen, der bereits ein farbiges Porzellan fabrizierte, dessen Erzeugnisse sehr selten geworden sind, auf die Idee kam, Böttger für nützliche keramische Zwecke zu verwenden. Endlich glückte dem Böttger das „braune Gut“ 1705, dann das „schwarze“, dann das „graue“, endlich 1709 das „weisse Gut“, das eigentliche Porzellan, welches keines künstlichen Schliffs, wie die vorerwähnten farbigen Hartbrände, bedarf. Bereits in diesem Jahre wurde etwas weisses Porzellan von Böttger's Fabrikation auf die Leipziger Messe geliefert.

In Berlin suchte man mit Böttger die Fäden wieder anzuknüpfen und es scheint, als wenn derselbe sich durch Briefe über das Porzellan-Geheimnis arg blosgestellt habe. Er wurde deshalb als Staatsgefangener eingezogen und in Dresden bis zu seinem Tode 1719 in Haft gehalten.

8. Im Verbindungsgange der K. Porzellan- und Gefässsammlung, im II. Stockwerk des Museum Johanneum, findet sich eine kostbare Folge der keramischen Frühversuche Böttger's. In Berlin besitzen wir kostbare Proben der Böttger-Keramik vor allem im Kunstgewerbe-Museum, dann im Märkischen Provinzial-Museum, einige auch im Hohenzollern-Museum und im Berg- und Hütten-Museum der Geologischen Landesanstalt.

9. In der Dr. Spitznerschen Sammlung altmeissener Porzellans, 1400 Stück umfassend, im II. Flügel des erwähnten Dresdener Museums, ist eine gelbe Tasse mit Böttger's Bildnis, ein hochseltenes Stück, sowie ein Teller von ihm, mit dem ältesten, japanischen Vorbildern entlehnten, jetzt wieder hervorgesuchten und beliebten Zwiebelmuster. Hierbei möchte ich bemerken, wie es nicht unwahrscheinlich ist, dass die Japaner dies Muster erst von den Holländern überkommen haben, welche damals auf der japanischen Insel Desima hausten, als die einzigen Europäer, denen ein, übrigens recht beschränkter Verkehr mit dem Inselreich des Mikado gestattet war. Wenigstens herrschte zur Zeit, als die Niederländer den alleinigen Verkehr mit Japan vermittelten, in den Niederlanden die bekannte leidenschaftliche Verehrung und Kultur der Zwiebelgewächse (Tulpen, Hyacinthen, Tazetten, Amaryllis, Krokus, Scilla u. dgl.).

10. Unter der Sammlung **berlinischen Porzellans**, in dem eben erwähnten Flügel, befindet sich eine mit Recht berühmte Büste der Königin

Elisabeth von Preussen, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., aus Bisquit-Porzellan, ein Geschenk dieses Königs.

11. Unter den Skulpturensammlungen im Albertinum, speziell in der Antikensammlung befindet sich die sogenannte **Brandenburgische Sammlung**, welche König August II., als er das Antiken-Kabinet begründete, von Friedrich Wilhelm I. von Preussen in den Jahren 1723 bis 1726 erwarb. Dieser Verlust mag verschmerzt werden, weil es sich vom heutigen Standpunkt der Kunstforschung aus meist um minderwertige Arbeiten der römischen Kaiserzeit handelt.

12. An die unter Nr. 4 erwähnten K. Gemäldegalerien anknüpfend, sei auf ein Selbstbildnis **Antoine Pesne's** aufmerksam gemacht, das von hoher Schönheit ist. Anton Pesne ward im Jahre 1683 zu Paris geboren, lernte die Malerei bei seinem Vater, einem Bildnismaler, und bei seiner Mutter Bruder, dem Geschichtsmaler La Fosse. Er ging nach Italien, wo er 1707 in Venedig den Freiherrn von Knyphausen malte, der nach seiner Zurückkunft das Bild dem König Friedrich I. zeigte, wonächst er 1711 an Augustin Terwesten's Stelle, mit 1200 Thl. Gehalt, als Hofmaler nach Berlin berufen wurde. Unter Friedrich Wilhelm's I. Regierung beschäftigte er sich meist mit Bildnissen, reiste auch nach England. Unter der Regierung Friedrich's des Grossen malte er verschiedene Deckenstücke in Potsdam und Charlottenburg, desgleichen verschiedene Geschichtsbilder. Auf Befehl des Königs fing er ein grosses Stück, den Raub der Helena, an, welches, da er es nach seinem Tode 1757 unvollendet hinterliess, von Bernhard Rode vollendet wurde. Pesne hat viel Schüler gehabt; man zählt an 46.*)

Unter den modernen Malern sei unser grosser **Adolf Menzel** (geb. zu Breslau, am 8. Dezember 1815, seit 1830 in Berlin) erwähnt, von welchem ein kleines Bild, Predigt in der Klosterkirche zu Berlin, vorhanden ist, leider ist es in der verschwommenen Manier gemalt (im absoluten Gegensatz zu Meissonier und der Feinmalerschule), wonach man statt der Gesichter eigentlich undeutliche Farbenklexe sieht, sodass das Bild mehr den Eindruck einer unfertigen Skizze macht.

13. Das **Körner-Museum** in der Neustadt, Körner Str. 7 (ehemals Kohlmarkt Nr. 14), in einem stattlichen Patrizierhaus, worin unser Sänger und Held am 23. September 1791 als Sohn des Oberappellations-Gerichtsrats Christian Gottfried Körner geboren wurde und in welchem Schiller, Goethe, Mozart, Heinrich von Kleist und andere grosse Geister verkehrten, enthält viele auf Preussen, Brandenburg und Berlin bezügliche Erinnerungen, verdient aber eine ausführlichere Schilderung, als ich sie hier in einer Reise-skizze zu geben in der Lage bin. Der Begründer des Museums, Hofrat Dr. phil. Emil W. Peschel, welcher sich selbst durch diese Stiftung ein für

*) Vgl. Friedrich Nicolai: Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stukkaturern und anderen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhundert bis jetzt in und um Berlin sich aufgehalten haben und deren Kunstwerke zum Teil daselbst noch vorhanden sind. Berlin 1786. S. 101. Das berühmte Bildnis Friedrichs des Grossen von A. Pesne's Meisterhand, im Berliner K. Museum erwähnt der gelehrte Buchhändler nicht

alle Zeit unvergängliches Denkmal errichtet hat, hatte die Güte, mich zu führen und auf die hauptsächlichsten Schätze der Sammlung aufmerksam zu machen, welche er 1862 angelegt hat. Seit 1875 dem Publikum geöffnet, ging das Körner-Museum, für welches Peschel persönlich die grössten Opfer gebracht hat und noch jetzt unermüdlich thätig ist, im Jahre 1886 in den Besitz der Stadt Dresden über. Der ursprüngliche Katalog ist veraltet und vergriffen, ich benutze die Gelegenheit, um an Emil Peschel die dringende Bitte zu richten, einen kurzen Führer für das grosse Publikum zu schreiben, welches ein solches Büchlein zum Vorteil des Museums gern kaufen und als ein wertvolles Andenken mit sich fortnehmen würde.

Neben der Person Theodor Körner's und seiner Verwandtschaft ist eine besondere, grosse und lehrreiche Abteilung den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 gewidmet, die niemand ohne Bewegung und Befriedigung besichtigen wird.

Es sei mir aber doch vergönnt, der zierlichen Eisenarbeiten aus der ebengenannten Epoche zu erwähnen, welche in der während der Gründerzeit leider eingegangenen Berliner Königlichen Eisen-Manufaktur angefertigt sind, Ringe, Spangen, Armbänder u. dgl., die teils gegen wertvolle Schmucksachen aus Edelmetall umgetauscht, teils für die Pflege der Verwundeten verkauft wurden. Bekannt sind unter diesen eisernen Schmucksachen der eisernen Zeit besonders die Ringe mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen“, zumeist, aber nicht ausschliesslich, gegen goldene Trauringe eingetauscht.

14. Der Tod, der alles beschliesst, mache auch hier das Ende. Auf dem **Inneren Neustädter Friedhof** liegen mehrere Berühmtheiten, die auch zu Berlin Beziehung gehabt haben: der preussische Oberst von Witzleben, als seiner Zeit beliebter Novellist unter dem Schriftstellernamen Tromlitz bekannt, † 1839, die Schriftstellerin Elisa von der Recke, † 1833, August Tiedge († 1841), der Sänger der einst hochgefeierten, jetzt vergessenen Urania, dem ein Felsendenkmal bei der Bastei in der Sächsischen Schweiz von Verehrern gestiftet worden ist, A. G. Eberhard, der Verfasser von „Hannchen und die Küchlein“, geb. zu Belzig 1769, † 1845, der berühmte Kunsthistoriker Freiherr von Rumohr, † 1843.*) — Auf dem **Ältern Annenkirchhof** an der Chemnitzer Strasse befinden sich die Gräber der grossen Schauspieler Emil Devrient und Bogumil Dawison, welche bei den Berlinern noch jetzt in lebhaftem, wohlverdientem Andenken stehen.

Dresden, den 31. August 1894.

Zwei Hohenzollernsagen.

Beide Sagen sind meines Wissens noch nicht aufgezeichnet und darum dürfte ihre Mitteilung von Interesse sein. Sie sind mir von Berliner Jungen erzählt worden:

*) Das Trifolium Elisa von der Recke, Tiedge und August Gottlob Eberhard ist hier auf dem Gottesacker gewissermassen vereinigt. Das letzte grössere 1844 in Berlin erschienene Werk Eberhard's betitelt sich „Blicke auf Tiedge's und Elisa's Leben“.

Warum das Pferd des Grossen Kurfürsten keine Hufeisen hat. „Der Grosse Kurfürst liebte es, unerkant durch die Strassen zu reiten, um überall nach dem Rechten zu sehen. Damit man ihn nun nicht hören sollte, durfte das Pferd keine Hufeisen erhalten, die ihn vorzeitig verraten hätten“.

Warum das Relief am Giebel der Hedwigskirche nicht fertig wurde. „Die Protestanten in Rom wollten sich eine Kirche bauen. Um das zu verhindern, wies man ihnen einen abgelegenen und schlechten Bauplatz an. Als das dem alten Fritz mitgeteilt wurde, erliess er sofort den Befehl, die Hedwigskirche, welche damals gerade im Bau war, nicht vollenden zu lassen, und so ist es gekommen, dass das Relief unvollendet blieb“.

R. M.

Nachtrag. Zu S. 114 der Nachwirkung des **Johannes Prätorius** ist noch zu erwähnen, dass in seinem *Anthropodemus Plutonicus* Goethe auch die Quelle für die Ballade „Die Braut von Korinth“ fand. Mindestens gab ihm die Lektüre der dort vorhandenen Darstellung der Sage die letzte Anregung zur dichterischen Gestaltung des ihm lieb gewordenen mystischen Stoffes. Vgl. Goethe-Jahrbuch 9, 229 ff.

O. P.

Fragekasten.

Über das Preussische Staatssiegel und seine lateinische Umschrift.

Dr. B. Anfrage: Bedienen sich die Preussischen Staatsbehörden bei Titulaturen, Unterschriften u. dgl. noch jetzt ab und zu der lateinischen Sprache? — Antwort: Ja! Das neueste grosse Preussische Staatssiegel, wie es von den Königlichen Central-Behörden verwendet wird, also z. B. vom K. Oberverwaltungsgericht, hat folgende lateinische Umschrift: „Guilelmus D. G. Rex Borvssorum March. Brandenb. Bvrggr. Nvrenb. Com. de Hohenzollern etc.“ (d. i. Guilelmus Dei Gratia Rex Borussorum, Marchio Brandenburgensis, Burggravius Nurenbergensis, Comes de Hohenzollern, Wilhelm von Gottes Gnaden König der Preussen, Brandenburgischer Markgraf, Nürnbergischer Burggraf, Graf von Hohenzollern). Bekannt ist, dass unser Herrscher bei reinpreussischen Akten seinem deutschgeschriebenen Namen Wilhelm das lateinische R (für Rex), bei reichsdeutschen Akten I (Imperator) und bei gemischten Akten I. R. (Imperator Rex) hinzufügt. Die Wappensinschrift ist, mutatis mutandis, hauptsächlich aus der Regierungszeit Friedrichs des Grossen, reicht aber mit einzelnen Wendungen bis zum Beginn des christlichen Mittelalters bei uns zurück. Dass Brandenburgischer Markgraf und Nürnbergischer Burggraf (nicht Markgraf von Br. und Burggraf von N.) gesagt ist, hat bestimmte staatsrechtliche Gründe, die darin liegen, dass die Markgrafenschaft und die Burggrafenschaft ursprünglich nur eine Würde und ein Amt waren. Dagegen gehört die Grafschaft Hohenzollern seit uralter Zeit dem Geschlecht der H. zu eigen. Befremdend bleibt immer-

hin die Bezeichnung König der Preussen, Rex Borussorum, wenigstens vom Standpunkt der modernen Staatsrechts-Doktrin. Nach der letztern bedeutet die Betonung des geographischen Namens das Königtum von Gottes Gnaden, dagegen die Betonung des Völker-Namens die Volkssouveränität. So nannte sich noch der letzte Bourbon ganz folgerichtig: Charles X, Roi de France, sein orleanistischer, infolge der Juli-Revolution auf den Thron gewählter Nachfolger Louis Philippe: Roi des Français, ähnlich Napoleon III sich Empereur des Français. — Die Wendung Rex Borussorum (noch häufiger Borussorum Rex), neben welcher auf Münzen und Medaillen aber auch Borussiae Rex vorkommt, ist um so seltsamer, als es seit Jahrhunderten ein eigentliches Volk der Preussen (Pruzzi), ethnologisch betrachtet, nicht mehr giebt, auch die Belehnung nicht mit dem Volk, sondern dem Herzogtum Preussen erfolgt ist. Diese Wendung entspricht aber ganz wohl den im 18. Jahrhundert, namentlich durch Montesquieu im *Esprit des Lois* und von J. J. Rousseau im *Contrat Social* vertretenen staatsphilosophischen Vorstellungen. Einigermassen wett gemacht wird allerdings die nach der Volkssouveränität schmeckende Wendung Rex Borussorum durch die Eingangsformel *Dei Gratia*. E. Fr.

Büsching erwähnt in seiner „Reise nach Re Kahn“ (S. 51) eine Holznachbildung der Marienkirche auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, die von letzterer Stadt nach der Berliner Kunstammer gekommen sein sollte, und die er später dortselbst vergeblich gesucht hat. Ist etwas über den Verbleib bekannt? R. M.

Zum „Parchent“ in Luckau. (*Brandenburgia* 1894, 148). Zu „Parchent“ bietet zwar keine Erklärung, aber eine Art von Seitenstück der „Parcham“ des Marienburger Ordensschlosses (Steinbrecht, *Schloss Marienburg*, S. 17) „eine breite dem Hochmeisterschloss angebaute Terrasse“. Die Herleitung Dr. Hammer's wird wohl richtig sein; bei dem aus Palästina eingewanderten Orden erscheint ein arabisches Wort („Karwan“ i. c.) ganz erklärlich.

Berlin, 21. Oktober 1894.

Prof. Dr. Paul Ascherson.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Beraburgerstrasse 14.

No 8 XI/1894

Personalien-Nachrichten.

Unser Ehrenmitglied Theodor Fontane ist von der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität am 28. November 1894 zum Ehrendoktor promoviert worden. Den äusseren Anlass zu dieser seltenen Ehrung, die der Dichter mit seinem Freunde Adolf Menzel teilt, bietet die am 30. Dezember bevorstehende Vollendung seines 75. Lebensjahres. Die innere Begründung enthält das von Erich Schmidt entworfene, von Th. Mommsen in feierlichem Latein ausgeführte Diplom. Es gilt, wie die Voss. Ztg. berichtet, „dem hervorragenden Dichter in Prosa und Vers, der Erbgüter der französischen Kolonie mit deutschen Geistesgaben zu eigentümlicher Anmut und Stärke schön vermählt; dem ausgezeichneten Erzähler, der märkische Überlieferungen und Landschaften emsig durchforscht hat und nach reichen Bildern aus der Vergangenheit gegenwärtiges Leben mit frischen Farben malt; dem verdienten Patrioten, der kriegerische, bürgerliche, litterarische Wandlungen des Vaterlandes und der Hauptstadt liebevoll und treu für die Nachkommen festgehalten und die Reihe antobiographischer Werke neulich als Siebziger durch die Geschichte seiner Kindheit mit der Frische der Jugend und der Reife des Alters abgeschlossen hat.“ Zur Überreichung dieses Diploms erschienen in der Wohnung des Dichters der Dekan der philosophischen Fakultät Freiherr von Richthofen und der Ordinarius für deutsche Litteraturgeschichte Professor Erich Schmidt. Mommsen hatte sich der Abordnung anschliessen wollen, war aber durch Unwohlsein daran verhindert worden. Zunächst hielt Geheimrat v. Richthofen an den völlig überraschten Dichter die offizielle Ansprache. Von der Feierlichkeit, für die der Dichter ja nach einem seiner Verse keinen Sinn habe, leitete Erich Schmidt über zu einer mehr familiären Huldigung, indem er der Frau Doktor als nachträgliches Geschenk zu ihrem kürzlich gefeierten 70. Geburtstage den deutschen Wortlaut des Diploms in zierlichem Bändchen überreichte. Der Dichter nahm diese akademische Huldigung mit sichtlicher Freude und Rührung entgegen und dankte mit einfacher Herzlichkeit.

Die „Brandenburgia“ nimmt von dieser Ehrung herzlichen Anteil und bringt dem heimatlichen Forscher und Dichter, welcher, unermüdlich thätig, gerade jetzt in der von unserm Ehrenmitglied Dr. Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau“ in dem spannenden Roman Effi Briest wiederum vortreffliche Schilderungen der märkischen Landschaft und des märkischen Volkslebens veröffentlicht, die wärmsten Wünsche für ein ferneres schaffensreiches Leben dar.

Der grösste Sammler Berlins, der besonders durch seine heraldischen Arbeiten bekannte Geheime Rechnungsrat, expedierende Sekretär und Kalkulator im Bureau des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten Friedrich Warnecke ist am 25. Nov. 1894 im Alter von 57 Jahren plötzlich verstorben. Er war seit Jahren Vorstandsmitglied des Vereins Herold und Stifter des Ex libris-Vereins. Er war auch bemüht, die Ergebnisse seiner heraldischen Studien für das Kunstgewerbe nutzbar zu machen. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Heraldische Kunstblätter nach Entwürfen hervorragender Meister (1876)“, „Stamm- und Wappenbuch Jost Ammans“ (1877), „Lukas Cranach der Ältere“ (1879), „Kriegsstammbuch aus den Jahren 1870 und 1871“, enthaltend Autogramme und Wappen der deutschen Fürsten und Heerführer (1881), „Heraldisches Handbuch“ (1884), „Musterblätter für Künstler“, „Mittelalterliche heraldische Kampfschilder in der St. Elisabeth-Kirche zu Marburg“ (1884), „Stammbuch der Katharina von Canstadt“, Augsburger Hochzeitsbuch“ (1882), „Die Künstlerwappen“ (1887), „Die deutschen Bücherzeichen“ (1890), „Bücherzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts von Dürer, Burgmair, Behaim, Virgil Solis und Jost Amman“ (1894). Mit unermüdlichem Eifer, seltenem Spürsinn und beträchtlichem Geldaufwand hat W. eine Sammlung von kunstgewerblichen und verwandten Gegenständen zusammengebracht, wie sie zur Zeit in Berlin nicht anderweit in Privathänden existirt. Seltene Drucke und Stiche, Handschriften, Stammbücher, Krüge, Waffen, Möbel, Gläser etc. etc., darunter viel für Berlin und die Provinz Brandenburg Interessantes, findet sich in seinem, einem Museum gleichenden Hause aufgespeichert. W. war den grössten Berliner Museen gegenüber bei Ankäufen, namentlich auf Versteigerungen der gefährlichste Mitbewerber. Er zahlte häufig Summen für einzelne Stücke, welche die Erwerbungsmitel der öffentlichen Institute überschritten.

Bericht über die 10. (6. ausserord.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Montag, den 26. November 1894, nachmittags 4^{1/2} Uhr:

Besichtigung des Etablissements von Theodor Hildebrand & Sohn.

Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs.

Einem Wunsche des Vorstandes entsprechend, war in bereitwilligster Weise den Mitgliedern der „Brandenburgia“ die gruppenweise Besichtigung der Fabrikanlagen obiger Weltfirma, Pankstr. No. 18, gestattet worden.

Unsere Lokalschilderung kann keineswegs als eine erschöpfende betrachtet werden, denn nur durch eigene Anschauung vermag man ein vollständiges Bild zu gewinnen von der Grossartigkeit jener Anlagen mit ihren 122 verschiedenartigen Maschinen, die uns vergegenwärtigen, was auch in diesem Gewerbszweige die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes vermag.

Bezüglich der einzelnen Phasen der Entwicklung und des riesigen Aufschwunges der Firma dürften einige Notizen von Interesse sein.

Als nach Beendigung der Befreiungskriege „Fleiss und Freude wiederkehrten,“ Handel und Gewerbe von neuem aufzublühen begannen, wanderte der schlichte „Pfefferküchler“ Theodor Hildebrand hier ein, und etablierte sich 1817 in dem Hause Heiligegeiststrasse Nr. 20. Sein Geschäft erfreute sich eines raschen und gedeihlichen Fortganges um so mehr, als er es verstand, dasselbe durch verbesserte Einrichtungen umzugestalten und dadurch einen neuen Aufschwung in diesem seinem Gewerbszweige zu erwecken. Bereits nach wenigen Jahren sehen wir ihn seine Fabrik aus den zu eng gewordenen Räumen nach der Spandauerstrasse Nr. 47 u. 48 verlegen, woselbst er mit eiserner Konsequenz und weitblickendem Unternehmungsgeist, neben einem Konkurrenten wie Wagner & Casimir, das sich vorgesteckte Ziel siegreich verfolgte und im Jahre 1867 das 50 jährige Bestehen seines Geschäfts begehen konnte.

Nach Verlauf eines Jahrzehnts waren aber auch hier die Räumlichkeiten, ungeachtet neuer An- und Aufbauten, zu klein geworden für das immer grössere Dimensionen annehmende Geschäft. So entschlossen sich denn der Sohn und Enkel des Begründers, welche mittlerweile in den Besitz auch des angrenzenden, in der Geschichte Berlins denkwürdigen ältesten Wohnhauses Nr. 49 gelangt waren, ihre Fabrik zu verlegen.

Im Norden der Stadt, auf dem 5 Morgen umfassenden Grundstück Pankstrasse 18 errichteten sie 1888 das grossartig angelegte und mit den neuesten Erfindungen der Technik ausgestattete Fabrikgebäude, in dem zur Zeit 500 weibliche und 300 männliche Arbeiter mit der Herstellung

von Chokolade und Honigkuchen, mit der Fabrikation von Marzipan, Konfekts, Bonbons und Cakes, von Konditoreiwaaren, Baumkuchen, Pralinés und kandierten Früchten etc. thätig sind.*)

So gestaltete sich denn unser Rundgang durch die zahlreichen Räume der Fabrik, wo gerade zur Weihnachtszeit die geschäftliche Hochflut sich eingestellt und die aufgespeicherten süssen Lasten allgemeinen Staunen erregten, zu einer überaus interessanten. Doch betreten wir in der Erinnerung noch einmal die einzelnen, unter freundlicher Führung der Herren Theodor und Richard Hildebrand in Augenschein genommenen Arbeitsräume.

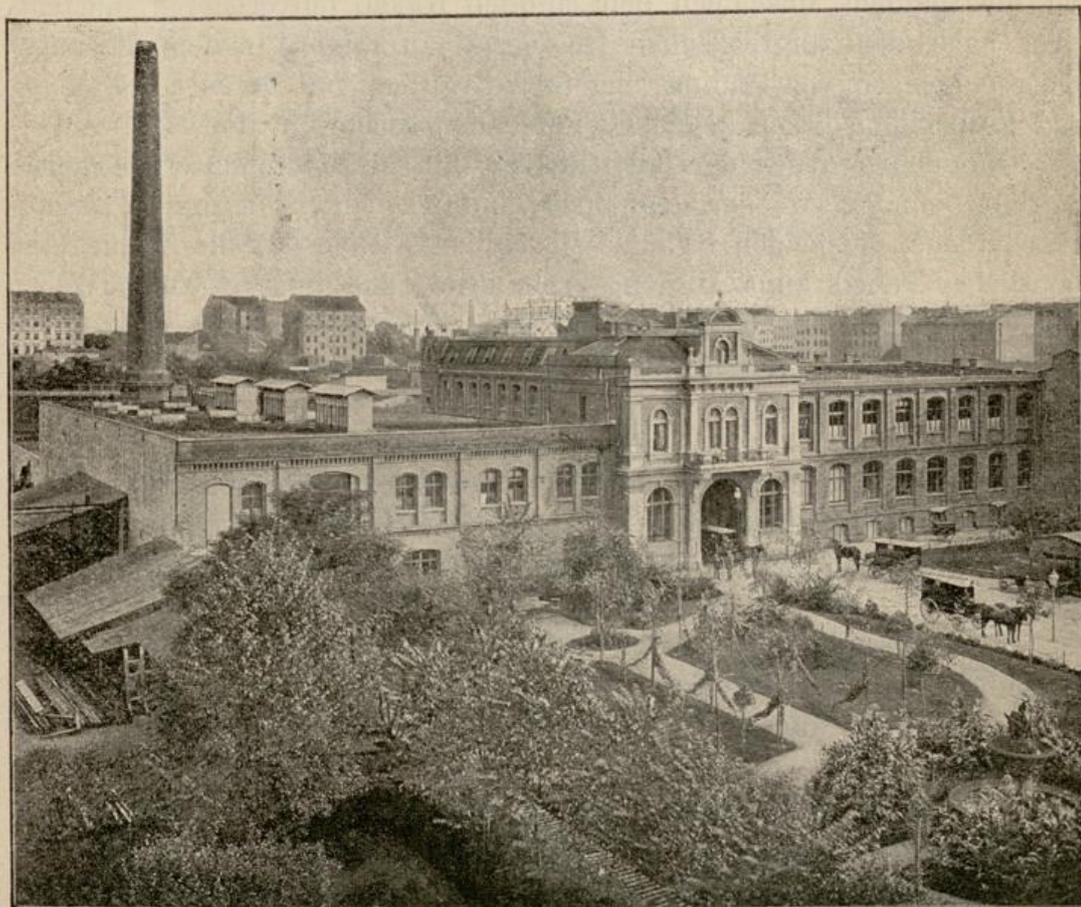
Zunächst den Versandsaal neben den Kontoren durchschreitend, gelangten wir in die Konditorei-, Biscuit- und Cakes-Abteilung. Hier befindet sich ein Doppelunterzugsofen mit immerwährendem Kettenbetrieb, und ein Backofen von 14 Metern Länge, worin die ungeheuren Mengen von Cakes, nachdem sie die Teigknet-, Walzen- und Ausstechmaschinen passirt haben, mit steter Gleichmässigkeit zu vielen Hunderten in der Minute gebacken werden. Eine in Deutschland selten vorkommende englische Dropmaschine dient zum Dressieren der Makronen; sie ist überhaupt für alle mit Spritze und Beutel dressierte Backwaaren eingerichtet und hält den Kettenofen in Thätigkeit. Hier wird ein tägliches Quantum von 15 bis 20 Zentnern Masse verarbeitet.

Nach Besichtigung der für das deutsche und französische Laboratorium sowie für die Bonbonkocherei bestimmten Säle mit ihren Dampfkochapparaten und verschiedenen sinnreichen Maschinen, sahen wir in einem mächtigen Saale des zweiten Stockwerks gegen 60 Personen mit der Lebkuchenherstellung beschäftigt. In dem Vorraum zu diesem Saale erfolgt zunächst in mächtigen Kesseln das Kochen des Honigs, der dann mit Mehl in einer 8 Zentner fassenden Knetmaschine mittels Dampfbetriebes zu einem zähen Teig gestaltet und demnächst einer oft monatelangen Ruhepause ausgesetzt wird. Sodann zwischen Stahlwalzen gewalzt und auf einer zweiten Knetmaschine mit Eiern und Gewürzen vermischt, erhält er die verschiedenen Formen und gelangt nunmehr in die elektrisch erleuchteten Backöfen.

Im linken Seitenflügel befindet sich die Chokoladenfabrikation, deren Rohmaterial, die Kakaobohne, in grossen, durch Koaksfeuer geheizten Trommeln gebrannt wird, die ein gleichzeitiges Rösten von 10 Zentnern Bohnen ermöglichen. Demnächst auf eigenartig konstruirten Maschinen geschält und zerstückelt, gelangen sie in den angrenzenden grossen Saal, um durch eine Maschine (Dismembrator) zermahlen zu werden. Ein solcher Dismembrator vermag täglich 30 Zentner Kakao

*) Die Hauptfassade des Fabrikgebäudes ist auf der hier beigegebenen Illustration dargestellt.

zu zerreiben. Hierauf in den Mischmaschinen (Melangeuren) mit Zucker und Vanille vermischt und bis ein Dutzend Mal zwischen Granitwalzen gleichmässig und fein zerrieben, gelangt der aromatisch duftende, bei einer Hitze von 30 R. hergestellte Teig in die angrenzenden Formersäle, um in Blechformen gefüllt und dann durch hart und nervenerschütternd arbeitende Maschinen gleichmässig verteilt zu werden. Ist dies geschehen, so wird die Chokolade mittels eines „Paternosterwerks“ schleunigst in den Kühlkeller gebracht und, nachdem sie bis zum harten Bruch abgekühlt, in den „Einwickelungssaal“ befördert. Hier erfolgt ihr Verpacken in Staniol- und Papierumhüllungen bis zur luxuriösesten Ausstattung.



Wir betraten nunmehr den Saal, in dem die Fabrikation des Marzipans erfolgt — eine besondere Spezialität der Hildebrand'schen Firma. Mandeln und Zucker bilden die Bestandteile der Marzipanmasse; aber bis zu ihrer Fertigstellung bedarf es für die spröden Mandeln vielfacher Manipulationen. Zuerst des Brühens im siedenden Wasser, dann mittels sinnreich konstruierter Maschinen des Entschälens und Waschens, der Zerkleinerung und des Feinwalzens, bis schliesslich, gemengt mit Zucker, das Abrösten in mächtigen und durch Dampf

geheizten Kesseln erfolgen kann. Trotzdem wird fast täglich das ansehnliche Quantum von ca. 40 Zentner Masse fertiggestellt, wozu Berge von Mandeln und Zucker stetig aufgespeichert liegen. Dabei ist zwar der Versand an die Konditoreien zu berücksichtigen, welche die Marzipanmasse zu verschiedenen Gebäcken, namentlich Torten, verwenden; die überwiegend grössere Quantität verbleibt jedoch in der Hildebrand'schen Fabrik, wo gegen 120 Personen insbesondere mit Herstellung der köstlichsten Früchte aller Art in täuschend ähnlicher Nachahmung der natürlichen Erzeugnisse thätig sind.

Nur zögernden Schrittes verliessen wir diese „süsse“ Künstlerwerkstatt, um unserem lebenswürdigen Führer durch den „Pulversaal“ wo die thätigen Maschinen den entölten Kakao pulverisieren und entölen, nach dem angrenzenden Riesensaal zu folgen, in dem die ungeheuren Mengen von Pralinés angefertigt werden, mit deren Überziehung und Verpackung allein gegen 60 Personen beschäftigt sind.

Nunmehr wurden der Kühlkeller mit seiner in ununterbrochenem Betriebe befindlichen Eismaschine, das Dampfmaschinenhaus und die Dampfkesselanlage, die beiden Dynamo-Maschinen, welche für die Erleuchtung sämtlicher Fabrikräume sorgen, ferner zwei Dampfmotore zum Treiben der 122 verschiedenen Maschinen, und die drei Dampfkessel, durch welche die ganze Maschinenanlage in Bewegung gesetzt werden, in Augenschein genommen.

Bei einem so ausserordentlich umfangreichen Betriebe besitzt die Fabrik, ausser einer selbstständigen Wasserleitung, auch ihre eigene Klempnerei und Riemerei (für die Maschinenriemen), ihre Tischlerei und Buchbinderei, auf welche Einrichtungen unser Besuch sich ebenfalls ausdehnte.

Nach beendigtem 1 $\frac{1}{2}$ stündigen Rundgange sprach der II. Vorsitzende, Herr Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel den Dank der Erschienenen für die denselben zu teil gewordene lebenswürdige Aufnahme aus.

Ferdinand Meyer.

Bericht über die 11. (3. öffentl.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Mittwoch, den 28. Oktober 1894, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

1. Der 2. Vorsitzende E. Friedel eröffnete die Sitzung mit dem Hinweise, dass der I. Band des Archivs zur Ausgabe an die Mitglieder gelangt sei.

2. Derselbe gedenkt der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sie feierte am 17. d. M. ihr 25jähriges Bestehen; der I. Beisitzer Dr. C. Bolle sprach namens der „Brandenburgia“, der 2. Beisitzer namens des Märkischen Provinzial-Museums Glückwünsche für das fernere Gedeihen dieser hervorragend wissenschaftlichen, im besten Sinne vornehmen Gesellschaft aus, welche soweit sie die Heimatkunde streift, uns stets vorbildlich gewesen ist.

3. Die Prussia, Altertumsgesellschaft zu Königsberg i. O. hat am 19. unter Anteilnahme zahlreicher Ehrengäste und der obersten Provinzial-Behörden ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Von den Begründern ist nur noch der ehemalige Reichstags-Präsident Simson am Leben. Diese hochgeschätzte Vereinigung hat bereits vor einem halben Jahrhundert den Gedanken der provinziellen Heimatkunde, wie wir ihn für unsere Provinz belebt, ins Leben gerufen. Ihr Programm deckt sich in allen wesentlichen Punkten mit dem unserigen. Der älteren Schwester Prussia bringt Brandenburgia ihr Huldigungen zum Jubelfest und ihre herzlichsten Wünsche für die Zukunft dar. Unser Mitglied Fräulein Elisabeth Lemke wurde am 19. zum korrespondierenden Mitglied der Prussia ernannt.

4. Der 2. Vorsitzende E. Friedel legt vor und bespricht das Buch: „Zur Beschaffung des heimatskundlichen Unterrichtsmaterials von Dr. Richard Lehmann, a. o. Professor der Erdkunde an der Akademie zu Münster i. W., Halle a. S., Verlag von Tausch & Grosse. 1894. — Die als Wissenschaft neubegründete Heimatkunde hat bereits einen derartigen Wirkungskreis und eine so ausgedehnte Schaar von Jüngern erworben, dass es an der Zeit ist, nicht bloß Leitfaden für die Lernenden, sondern auch einen solchen für die Lehrenden zu entwerfen. Hierzu ist kaum jemand berufener als Richard Lehmann, der zu den Begründern der deutschen Heimatkunde im jetzt gültigen Wortsinne gehört. Übersichtlich und knapp, dabei aber vollkommen deutlich gliedert der Verfasser wie folgt den Stoff.

I. Aufgabe und äussere Grundzüge der erforderlichen Maassnahmen.

(Umgrenzung der Aufgabe; Einsetzung heimatskundlicher Ausschüsse; Gesichtspunkte für die Auswahl und Verarbeitung des Materials.)

II. Entwurf eines Spezialplans für die Sammlung des heimatlichen Stoffes.

A. Naturverhältnisse.

1. Oberflächengestalt, Bodenbildung, Mineralschätze.
2. Klima.
3. Gewässer.
 - a) Quellbildung, Brunnen, Grundwasser.
 - b) Flüsse und Bäche.
 - c) Seen und Sumpfbildungen.

4. Pflanzenleben.
 - a) Wildflora.
 - b) Kulturflora.
5. Tierleben.
 - a) Wildfauna.
 - b) Kulturfauna.

B. Menschenleben.

1. Anthropologisch-ethnologische Verhältnisse (Volkskunde).
 - a) Entwicklung der ethnol. Verhältnisse des Gebietes bis zur Gegenwart.
 - b) Gegenwärtiger Zustand.
2. Ortschaftsentstehung und Ortsgeschichte.
 - a) Entstehung der Ortschaften.
 - b) Ortsgeschichte.
3. Staatliche und wirtschaftliche Verhältnisse, Bevölkerungsstatistik, geistige Kultur.
 - a) Staatliche Verhältnisse.
 - b) Wirtschaftsleben.
 - c. Bevölkerungsstatistik.
 - d. Geistige Kultur.

III. Durchführung des Planes; fortlaufende Weitervervollkommnung; allgemeine Bedeutung und Tragweite.

Interessant wird es unseren Mitgliedern und Lesern sein, mit Vorstehendem die Einteilung des heimatkundlichen Inhalts zu vergleichen, welche wir in dem I. Bande unsers Archivs S. VIII. flg. aufgestellt haben.

Die Verbreitung der Lehmannschen Schrift kann diesseitig nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

5. Der 2. Vorsitzende legt ferner vor: James Pollard: A Study in Municipal Government. The Corporation of Berlin. 2. durchges. Aufl. Edinburgh & London 1894. Herr Pollard, Vors. des Edinburgh Public Health Committee und Sekretär der Handelskammer daselbst, betreibt Berliner Heimatkunde, in dem er auf 164 Seiten eine übersichtliche Darstellung unserer gesamten hauptstädtischen Verwaltung, mit besonderer Hervorhebung der gesundheitlichen Verhältnisse giebt. Wir unterschreiben gern folgendes Wort von ihm: „In allen Zweigen bürgerlicher Verwaltung habe ich den Magistrat beflissen gefunden von andern Städten auf dem Festlande und in Grossbritannien zu lernen und alle möglichen Verbesserungen, die er seinen Verhältnissen anpassen kann, anzunehmen. In mancher Hinsicht können umgekehrt wir, nach einer bescheidenen Ansicht, von ihnen lernen und ich hoffe, wir werden bereit sein, ihrem guten Beispiel zu folgen. Die „second edition, revised“

alsbald nach Ausgabe der ersten gefolgt, beweist, welches Interesse unsere Verwaltung bei den angelsächsischen Vettern erregt.

6. Der 2. Vorsitzende legt sodann vor: Dr. Hermann Zwick: Die Entwicklung des Berliner Gemeindeschulwesens vom Jahre 1878 bis zur Gegenwart. Denkschrift aus Anlass der Eröffnung der 200. Gemeindeschule. Berlin 1894. — Der Verfasser giebt noch mehr als er ankündigt, nämlich die Geschichte des Berliner Gemeindeschulwesens bereits vom Anfangsjahr 1820 ab, in welchem Jahre die Stadt vom Staate zugleich mit dem Armenwesen das Armenschulwesen und zwar 6 Armenschulen mit 7 Klassen und 500 Kindern, ausserdem noch 700 in Privatschulen untergebrachte übernahm. 1878 gab es bereits 100 Gemeindeschulen mit 79 000 Kindern, in 1365 Klassen, 1893 200 Gemeindeschulen mit 180 000 Kindern in 3300 Klassen, wobei sich die jährlichen Aufwendungen, abgesehen derjenigen für Neubauten, von 3 890 668 Mk. auf 9 191 227 Mk. vergrösserten. Am 1. Juni 1894 waren vorhanden 204 Gemeindeschulen mit 3435 Klassen und 182 393 Kindern (90 297 Knaben, 92 056 Mädchen). Die Zahl der Lehrkräfte betrug 4138 (203 Rektoren, 2093 Lehrer, 1136 Lehrerinnen, 609 technische Lehrerinnen und Gehilfinnen, 97 Vertreter. Die Ausgabe war 9 904 428 Mk., davon städtischer Zuschuss 9 811 898 Mk. — Die bevorstehende grosse Weichbild-Erweiterung wird mit einem Schlage diese schon jetzt so imponierenden Zahlen noch ganz beträchtlich demnächst erhöhen.

7. Vom 2. Vorsitzenden weiter vorgelegt: Adolf Schenke: Illustrierter Führer in die Berliner Theater und hervorragenden Etablissements. Berlin 1894. Borstell & Reimarus. Das Buch giebt ausserdem eine recht gute Entstehungsgeschichte der einzelnen Institute und Porträtbilder ihrer Direktoren. Originell und praktisch ist es, dass dem Führer für die einzelnen Theater pp. gleich Bons beigefügt sind, welche finanzielle Vorteile bei der Entnahme der Billets gewähren.

8. Der 2. Vorsitzende E. Friedel bespricht die auf heimatkundlichem Gebiet entstandenen jüngsten Gedichte Bierbaums und seine neue „Genossenschaft Pan“ wie folgt.

„Pan und Panisch.“

Auf leerem Dämmermeere thront
Allein der unumschränkte Mond;
Zu nahen wagt dem schroffen Herrn
Nur Favoritin Abendstern.

Sie zagt vor stierem Schwall des Lichts —
Lebt ja auf Meer und Himmel Nichts,
Als mit des Spiegelschweifes Schein
Der Mond allein. — Der Mond allein.

Aus fernstem Saum nur, schwarzbehaucht,
 Ein düstersehrend Segel taucht,
 Aufbrütesam zum Sternlein fein:
 „O wärst du mein! O wärst du mein!“

(Franz Held.)

„Nemt, Frouwe, disen Kranz“ betitelt sich der Liederreigen, den ein Dichter „von Pans Gnaden“ Otto Julius Bierbaum, der mit der Frau sein Wigwam am Strand des Tegeler Sees aufgeschlagen, seiner jungen Gemahlin widmet.

„Auf Scharfenberg im Sommersglanz
 Las ich in unserm Ehepsalter,
 Dem lieben Vogelweiden-Walther:

Nemt, Frouwe, disen Kranz.
 Von Walthers Gnaden wars ein Traum,
 In bunte Zeit ein Purzelbaum — —
 Der Traum von Scharfenberg liess mich auch wach nicht frei.“

Hier auf dem wogenumrauschten Eiland, wo unser verehrtes Mitglied Carl Bolle, den klassischen Wald- und Feldgöttern, dem grossen Pan mit seinen Panisken, dem Satyr, dem Faun, den Dryaden und Hamadryaden und wie sie alle heissen die Naturkinder unter den alten Göttern, einen Tummel- und Tanzplatz geschaffen, da hat der Sänger von Pans Gnaden, unerkannt zunächst auch von dem Scharfenberger Einsiedler, auf der Syrinx schalmeit und Töne und Lieder geschaffen, wie sie bei den besten der „Modernen“ erklingen, zu denen Bierbaum neben dem Dichter unserer Motto-Verse Franz Held, und zwar als einer der Choragen gehört.

Als Heimatkundler und stets willkommene Gäste auf der grössten Tegeler Insel hören wir eine poetische Schilderung derselben mit Interesse und Wohlverstand: „Ich Faulpelz, sagt Bierbaum, liege auf der Insel der Seligen und lasse Verse steigen, wie die Kinder bunte Drachen steigen lassen und erlustiere mich zwischen den blühenden Herrlichkeiten aller Breiten, die ein sorgsam guter und wissender Freund der Natur mit Herbergsvater treue hier heimisch gemacht hat auf einer stillen Havelinsel mitten in der Mark. — Das ist so wundersam hier, dass das Fremde im Heimischen wie Heimisches steht, nicht etikettenbehangen und in Studierbeeten als Museumskuriosität, sondern wildschlicht unter dem, was uns gewöhnlich scheint und doch auch Wunder ist: Der Japandornbusch neben dem Johannisbeerstrauch, das Bambusbäumchen neben der Königskerze, der Lorbeer am Stamm der Eiche. Und kein Wildling wird hier ausgerauft, nichts Lebendiges wird als Unkraut bekriegt, keine Gartenschulmeisterei schwingt den Bakel über der Natur.

„Mich dünkt das hier ein guter Ort zu sein, recht in sich einzukräftigen, was Schönheit ist. Aber nur wer Liebe zu Allem hat, vermag das, und nur, wem ein Auge ist, das nicht schmält mit dem bösen Blicke des ewigen Corrigierens.“

„Drum ist diese Insel wie geschaffen für Poeten. Nur die Spatzen noch können sich, wegen der dreitausend Kirschbäume, hier so lebglücklich fühlen, wie die Dionysiker der Beschaulichkeit, die sich durchs Auge berauschen und in Versen schwarmgeistern.“

„Ich bin ganz fest davon überzeugt, dass der grosse Pan, der ja auch ein Wald- und Wiesengott gewesen dermaleinst, auf Scharfenberg wohnt. Dort hinten, in dem dichten Schilfe nach dem Baumwerder zu, hab ich ihn jüngst leibhaft und ganz deutlich gesehen. Er schüttelte etwas unwirsch das Haupt, weil Einer in Tegelort das Wonneliad der Berliner Nähterinnen „Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen“ auf einer sentimental blechernen Trompete blies! —

„Auch sonst kann man mancherlei auf Scharfenberg sehen, wovon sich die Neunmalweisen nichts träumen lassen. Es wachsen z. B. Gedichte dort auf hohen, durchsichtig grünen Stengeln. Man braucht blos die grossen roten Büschelblüten zu schütteln, und sie fallen heraus. Aber man muss schnell zugreifen; sonst zerwehen sie wie Samenkraut. Auch kann es Einem geschehen, dass man im Schatten unter einem grossen Ahornbaum mit seltsam fingerigen Blättern liegt, und plötzlich sieht man in hellster Sonne einen zartbunten Reigen von allerliebsten Mädchen sich drehen. — — Will man aber eins greifen von den süsschnäbeligen Dingern, sind sie husch alle weg in der Sonne, und blos der schöne grosse Scharfenberger Pfau steht da im klirrenden Gepränge seines Rades und schreit nach dem Weibchen.“ — — —

„Das Leben lacht,
Der Wind geht weich,
Die Welt wird sacht
Zum Himmelreich;
Lass alle Brummer brummen,
Die Schönheit muss doch kummen!“

„Droben auf der Öd ist mir der Vers einmal angefliegen im März des vorigen Jahres, und heute meldete er sich mir wieder aus dem Rauschen der schlanken Scharlacheiche heraus, die auf Scharfenberg steht, oben auf dem Ausblickshügel, zu dem die schwarzgrüne Garde der hohen Wachholderbäume hinaufführt.“*)

„Da sitz ich nun und schreibe Dir diesen Brief, und ich sehe unterm Schreiben, zwischen dem grünen Laub- und Lärchenrahmen hindurch,

*) Berufsmässige, nicht angeborene, Pedanterie lässt mich einschalten, dass auf dem Hügel nur gewöhnliche Eichen stehn. Wohl aber wurzeln dort Fichten, schöne schlanke Nadelbäume, und die sind von jeher dem grossen Pan geweiht und geheiligt. Auch ist der mormonisch denkende Vogel der Juno polygam und schreit nicht nach dem Weibchen, sondern nach den Weibchen.

an der Liebesinsel*) vorbei und über den leicht welligen See weg, drüben die hellen Pfeiler unseres Laubenganges aus dem dunkeln Grün von Mutter Bocks Garten blitzen, und ich ahne Dich dahinter, wie du es gewaltig wichtig hast in emsigen Hausfrauenpflichten.“

Was Pan nun auf der Hirtenflöte seiner Auserkornen vorspielt, das wollen unsere geneigten Heimatskundlerinnen und Heimatskundler selber nachlesen. Wer sich in der Kürze von dieser ganzen auch in unserem lieben Lande Brandenburg erklingenden lyrischen Sangweise unterrichten will, der lese O. F. Bierbaum's „Modernen Musenalmanach“, der im dritten Jahrgang erscheint. Einen anziehenden Vortrag Gustav Falke's darüber enthält der von unserm Mitglied Emil Dominik vortrefflich redigirte „Neue Kurs“ in Nr. 48, Jahrg. 1894, S. 435 flg. Vgl. Nr. 9 der heutigen Verhandlungen.

Der Ausdruck „aufbrütesam“ in Franz Held's Lido-Lied ist für „das heisse Bemühen, Unaussprechliches auszusprechen“, für diese ganze moderne Lyrik gewissermassen das Schlagwort und Stichwort geworden. In diesem Ringen liegt das eigentümlich Poetische und Anziehende, aber auch das Gefährliche der „modernsten“ Dichtung. Wenn der Dichter zum „Uebermenschen“ werden will, wie Friedrich Nietzsche, dann kann es ihm auch wie diesem bedauerlich ärmsten aller modernsten Philosophen ergehen. Stimmen wir auch in den Verdammungsruf wider die Modernen und Modernsten keineswegs schlechtweg ein, so hegt man gegenüber einigen sich zu dieser Schaar rechnenden zerfahrenen Dichtern allerdings wohl im stillen Kämmerlein den Wunsch, es möchte eine Panacee, ein Heil-Serum auch gegen die modernste „Dichteritis“ erfunden werden, das nicht bloss unschädlich machend, sondern auch prophylaktisch wirken sollte.

Die Thätigkeit und das dolce far niente des grossen Pan am und im Tegeler Gewässer hat sich schon mit bewundernswürdiger Schnelligkeit herumgesprochen; die Leute daselbst sprechen in ihrer Einfalt von den „Zigeunern“, die sich am See niedergelassen. Bierbaum ist zu menschenfreundlich und auch zu bewandert, um das übel zu nehmen. Märkische Kossäthen, Büdnerstöchter, Schiffer und Fischer wissen sich nicht anders auszudrücken und nennen „fahrendes Volk“, wie die Pane und Panisken schlecht und recht „Zigeuner“ oder „Tatern“. Sie meinen

*) Gemeint ist das Dr. Bolle ebenfalls gehörige kleine, mit einigen Erlen und Weiden bestandene Eiländchen „Lindwerder“, auf dem es allerdings, mit Bierbaum, zur linden Sommerszeit oft klingt:

„Rumpeldipum,
Prinz Amor geht um,
Vorm Aug' eine Binden,
Kann doch Jede finden.“ —

damit in ihrem märkischen Platt und in ihrer Unbeholfenheit nichts anders, als was Freund Bierbaum im antiken Gewande im Grunde selber meint.

„Panisch“ soll uns ferner nicht im hergebrachten Sinne, also nicht schreckhaft zu Mut werden, im Gegenteil recht wohligh, wenn wir weiter hören, wie sich bereits eine Pan-Gesellschaft gebildet hat. Die „Genossenschaft Pan“, von der ich die Nr. 33 der 180 auf japanischem Bütten abgezogenen und bezifferten Exemplare des Prospekts vorlege, zählt bereits gefürstete, ja gekrönte Mitglieder. Es handelt sich um die Begründung eines umfassenden Organs für Kunst, das nicht geschäftlichem Vorteile, nicht dem Geschmacke des grossen Publikums, nicht irgend einer künstlerischen Sonderströmung dient, sondern lediglich den Zweck hat, ein ungetrübtes und vollständiges Bild der kunstschaaffenden Kräfte unserer Zeit, sowie einen Überblick über verwandte Bestrebungen früherer Epochen giebt. Soweit wie Berlin und unsere Provinz dabei in Frage kommen, liegen die Beziehungen zur Heimatkunde so klar zu Tage, dass wir dem wiederum von unserm Tegeler Pan Bierbaum ins Leben gerufenen Unternehmen ein „Heil“ zu rufen. —

9. Unser Mitglied Herr Emil Dominik giebt seit kurzem eine mit Abbildungen ausgestattete „Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten“ betitelt „Der Neue Kurs“ heraus, deren allgemeine Richtung aus dem genannten Titel selbst erhellt. Artikel wie „Brandenburgischer Adel“, „Berliner Elektrische Hochbahn“, „Louis Schneider“, „Neue Berliner Köpfe“ bezeugen, wie auch unser heimatkundliches Gebiet nicht übergangen wird. „Der Neue Kurs“ ist geistvoll redigiert, vornehm gehalten.

10. Die von E. Brausewetter redigierte, seit ganz kurzem erscheinende: „Illustrierte Wochenrundschau über das Berliner Leben“ fällt zum weitaus grössten Teil in unsere eigentliche Heimatkunde und bekundet, wie das Interesse an unserm reichshauptstädtischen Leben bei Schriftstellern und Lehrern fortgesetzt sich in der aufsteigenden Kurve befindet. Auch diese Revue zeichnet sich durch geschickten Aufbau und recht vielseitige Inszenierung aus.

11. „Germania“, Illustrierte Monatsschrift für Kunde der Deutschen Vorzeit. Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Chr. Meyer, Kgl. Archivar 1. Klasse. I. Jahrg. Leipzig P. Friesenhahn 1894. Wir wünschen dieser Zeitschrift mehr Glück, als den früheren ähnlichen Unternehmungen des Herausgebers beschieden war. Das vorliegende Heft 1 bringt nicht Berlinisches oder Brandenburgisches. Hoffentlich erfreut uns die Schriftleitung recht bald mit Aufsätzen aus unserm Heimatsgebiet.

12. Der 2. Vorsitzende bespricht eine hiesige Inaugural-Disser-

tation des Dr. phil. Ernst Altenkrüger: „Friedrich Nicolais Jugendschriften, Teil I.“*)

In meiner hierselbst 1891 im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung erschienenen Schrift „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstrasse 13 in Berlin“ äusserte ich S. 9, wie Friedrich Nicolai so bedeutend nicht bloß für Berlin, sondern für das gesamte literarische Deutschland seiner Zeit 'gewesen, dass er einer eigenen sorgfältigen Schilderung wohl würdig erscheine. Es freut mich, dass diese Mahnung so bald schon beherzigt und von einem jugendlichen Literarhistoriker hier ein rühmlicher Anfang gemacht worden ist. Nur ein Teil der Thätigkeit des literarisch ungemein fruchtbar gewesenen gelehrten Buchhändlers wird beleuchtet. S. 49 heisst es: „Das Knabengedicht auf Klopstock, die Ehrenrettung Miltons und die Beiträge zu den Freundschaftlichen Briefen sind Nicolais literarische Anfänge. Er, der Rationalist, für den es im Alter keine Sentiments und keine ätherischen Erscheinungen gab, widmete seine ersten poetischen Versuche dem Dichter des Messias, seine ersten kritischen dem britischen Homer und zeigte in der Teilnahme an jenen zärtlichen Briefen wenigstens Verständnis für eine Richtung, die er später stets nur bitterem Spotte verfolgt hat.“ — (Andere Dichter und Schriftsteller sind den umgekehrten Weg gegangen und aus Rationalisten, wie Friedrich v. Schlegel, wie Zacharias Werner mystische Schwärmer geworden.) Hoffentlich findet sich auch bald ein quellensuchender Schilderer der literarischen Leistungen des gereiften Mannes Friedrich Nicolai.

13. Der 2. Vorsitzende E. Friedel berichtet über die jüngsten Ausgrabungen und Funde in den Braunkohlenwerken bei Gross-Räschen, Kreis Calau unter Vorlegung zahlreicher Fundstücke aus den 3 Etagen der norddeutschen Braunkohle, sowie aus den überlagernden Schichten, sämtlich vom Märkischen Museum eingeliefert.

Einer von vielen Seiten ergangenen Aufforderung, über die merkwürdigen und grossartigen Aufdeckungen in den Gruben Viktoria und Marie II zu sprechen und das dabei von dem Märkischen Museum gewonnene Sammlungs-Material zu erläutern, will ich als ein Teilnehmer der für alle Zeit denkwürdigen Exkursion vom 4. November 1894 gern entsprechen. Selbstverständlich darf man an diese nur die augenblicklichen Eindrücke wiedergebende Darstellung nicht den Massstab einer wissenschaftlichen Abhandlung legen. Die Mitteilungen werden, mit dem Vorbehalt der Nachprüfung und späteren Feststellungen im einzelnen, lediglich als eine vorläufige allgemeinere Orientierung zu betrachten sein.

Zu Grunde lege ich, mit kleinen nachträglichen Abänderungen, einen Bericht von mir, den das Berl. Tagebl. am 10. v. M. abgedruckt hat.

*) Vollständig erscheint die Schrift im hiesigen Verlag von Carl Heymann. Fr.

In den nahe der Eisenbahnstation Gross-Räschen an der Strecke Calau-Senftenberg gelegenen Braunkohlen-Bergwerken (so müsste man sie richtiger wie als Braunkohlen-Gruben bezeichnen, da die Hauptentdeckungen im Tagebau unter freiem Himmel gemacht werden), speziell bei den Gruben Viktoria und Marie II waren schon seit Jahren die Arbeiter mit einer gewissen Regelmässigkeit am Grunde der Braunkohlenschichten auf die Stümpfe riesenhafter, aufrechtstehender Bäume gestossen, welche überaus gut konserviert, nicht mineralisiert und nicht zu Kohle geworden und deshalb der Gewinnung der eigentlichen Braunkohle recht hinderlich sind. Durch einen Zufall erfuhr die Direktion der geologischen Landesanstalt hiervon und entsendete den Pflanzen-Paläontologen Dr. Potonié als hervorragenden Fachmann in die betreffende Gegend. Dieser Sachverständige hatte die Güte, eine grosse Anzahl von Naturkundigen und Naturfreunden zum jüngsten Sonntag nach der Fundstelle einzuladen, woselbst die Erschienenen, darunter u. a. die Geh. Regierungsräte Moebius, Engler und Wittmack, die Professoren Gruner, v. Martens, Magnus und Ascherson, von dem Besitzer, Baurat Hoffmann, dem Erfinder der nach ihm benannten Hoffmannschen Ring-Ziegelöfen, auf das Herzlichste empfangen wurden.

Zunächst im Tagebau der Viktoria that sich nun den erstaunten Forscheraugen eine wie neue Welt, das grossartige, fast überwältigende Schauspiel eines aus hunderttausendjähriger Vergangenheit wiedererstandenen Waldes der obermiocänen, zum Teil vielleicht ins Pliocän reichenden Abteilung des Tertiärs auf. In beiden Tagebauten, auf einer mehrere Morgen grossen, horizontal liegenden Fläche erheben sich in gewissen Abständen die Reste gewaltiger Bäume, die grössten im Stammumfang von 20 bis 30 Schritten, äusserst wohl erhalten, zum Teil noch mit der Rinde, in welcher und in dem darunter liegenden Holz man noch die Minierarbeit der bohrenden Kerftiere erkennt. Das Holz sieht beinahe wie neu aus und hat etwa die Farbe derjenigen Zigarrenkisten, welche aus Cedrelen-Holz gefertigt sind.

In noch grösserem Massstabe fanden wir die entsprechenden Ausgrabungen im Tagebau der Grube Marie II. Überhaupt sind in der letzten Gegend bei vielen Gruben des Calauer Kreises in der Braunkohle aufrechtstehende Bäume entdeckt und man erhält durch diese übereinstimmenden, einander ergänzenden Funde einen übersichtlichen geologischen Horizont von ungeheurer Ausdehnung.

Die Frage entstand, mit welcher Baumart man es bei Gross-Räschen hauptsächlich zu thun hat; ein Teil der Gelehrten neigte sich dazu, hier einen Wald von Mammothbäumen (*Sequoia* [*Wellingtonia*] *gigantea*) wie wir sie im kalifornischen Nationalpark, namentlich im Yosemitethal haben, zu sehen, während die Anderen sich für die von den Nordamerikanern Sumpf-Cypresse benannte Baumart entschieden, die, bei Weitem

weniger hoch als der Mammuthbaum, auffallend konisch wächst, immerhin aber noch 120 bis 150 Fuss aufstrebt. Die eigentliche Heimat dieses botanisch *Taxodium distichum* genannten Baumes sind die sumpfigen Gelände des Mississippi im Staate Louisiana, doch geht er als heimischer Waldbaum noch bis Virginien. Angepflanzt ist der Baum auch bei uns seit circa 200 Jahren. So befindet sich ein *Taxodium*, angeblich bereits vom alten Feldmarschall Derfflinger gepflanzt, im Schlosspark von Gusow. Im Charlottenburger Schlossgarten sind ähnliche Exemplare, desgleichen zwei Exemplare dicht beim Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten. Aber diese Exemplare erreichen bei uns lange nicht mehr die Höhe der subtropischen Exemplare, und sie entwickeln keinen keimfähigen Samen mehr.

In Nordamerika vermischt sich die Sequoja und ihre Gruppe niemals mit den Taxodien und deren Gruppe; die Sequoja-Gruppe gehört dem Westen jenseits der Rocky Mountains und der Sierra de los Mimbres an, indem das Gebirgsrückgrat, welches vom Norden nach Süden auf mehreren hundert Meilen den ganzen westlichen Kontinent durchzieht, eine scharf ausgezogene dendrologische Grenze bildet, so zwar, dass die Taxodien-Gruppe dem südlichen Osten, insbesondere dem Mississippi-Delta und der Halbinsel Florida angehört.*) Ist es erlaubt, auf unsern lausitzer Tertiärwald hieraus einen Schluss zu ziehen, so würde man auf Sequojen daselbst nicht zu rechnen haben. Dr. C. Bolle teilt mir ein Excerpt aus dem klassischen Werke von Loudon, *Arboretum et Fruticetum Britannicum* mit, welches ich wie folgt verdeutsche, weil es Vorstellungen erweckt, wie vielleicht die Landschaft der sub-sudetischen Braunkohlenzeit bei uns ausgesehen haben mag. „In den beiden Carolinas nimmt *Taxodium* einen grossen Theil der Swamps ein, welche die das niedrige Land überschwemmenden Flüsse begrenzt. In Florida ist der Boden im allgemeinen mehr eintönig und hier sind

*) Die spanischen Conquistadores von Florida erzählen bereits von den Sumpfwäldern daselbst mit ihren ungeheuer dicken, aber dabei nicht sehr hohen Taxodien-Stämmen, den grotesken Wurzelprotuberanzen, auf denen sich Giftschlangen lagern, während unter ihnen Alligatoren lauern. Noch jetzt besteht eine Industrie in den Wäldern Floridas darin, die untergegangenen subfossilen Sumpfcypressenstämme mit besonderen Sucher-Werkzeugen ausfindig zu machen. Diese versunkenen Stämme werden mit grosser Mühe herausgeschleppt und dann namentlich zur Schindelfabrikation leicht gespalten. Die hierbei beschäftigten Schwarzen wissen an der Härte des Holzes zu unterscheiden, ob es in Salzwasserlagunen oder in Süsswasser zu Grunde gegangen ist. Die Engländer nennen diese Örtlichkeiten „dismal swamps“, dismal soviel als erschrecklich, traurig, gräslich. Diese Sumpflandschaft macht trotz ihrer Grossartigkeit also auf die Europäer einen niederdrückenden Eindruck. Man hat übrigens auch mit Taxodienholz aus Florida an manchen Orten, wie z. B. in Berlin, Versuche gemacht, es als Pflasterungs-Material zu verwenden. Letzteres erscheint für den schweren Lastverkehr unserer Reichshauptstadt im allgemeinen als zu wenig dauerhaft. Fr.

die langnadelige Fichte (*Pinus australis vel palustris*) und die abfallende Cypresse (*Taxodium distichum*) sehr reichlich vorhanden, die eine auf niedrigen Gründen, die andere auf den Aufländen. Der Mississippi von seiner Mündung bis zum Arkansas, eine Strecke von mehr als 600 (engl.) Meilen, ist von Sümpfen begrenzt, welche bei dem jährlichen Austreten dieses mächtigen Stromes grosse Wasserflächen bilden. In Louisiana werden jene Theile der Sümpfe, wo die abfallende Cypresse beinahe allein wächst, „Cyprières“ genannt, wie diejenigen, in welchen sie vermischt mit der weissen Ceder ist, „Cedar-Swamps“ genannt werden, und mitunter nehmen sie Tausende von Acres ein. In Florida stossen diese Swamps an unermessliche Gelände, welche mit Fichten bedeckt sind (pine-barrens). Inmitten dieser Fichtenwälder und Savannen sieht man hier und da eine Moor- oder Wasserlache, welche mit Cypressen angefüllt ist. Das dürftige Aussehen derselben, sobald sie über 18 bis 20 Fuss hoch sind, beweist, wie sehr sie unter der (relativen) Unfruchtbarkeit des Bodens leiden. Aus diesen Einzelheiten kann man sich eine Idee bilden von der Lage und dem Boden, auf welchem die Cypressen gefunden werden in einer Ausdehnung von mehr denn 1500 Meilen von ihrem ersten Auftreten im Norden (am Delaware 38° 50' N. Br.) bis zum Mississippi.“ — Die Bäume erreichen in Florida 40 Fuss Umfang am Grunde und die kegelförmigen Hervorragungen der Wurzeln hat man 10 Fuss hoch gesehen. In unserm nordischen Klima kommt der Baum zwar noch fort, wächst aber viel langsamer und pflanzt sich nicht mehr fort, indem er, wie angedeutet, keine fruchtbaren Zapfen mehr trägt.

Daneben müssen wir noch hören, was Alexander von Humboldt in den „Ansichten der Natur“, Bd. II, 1860, S. 142 sagt: „Auf der mexikanischen Hochebene hat mich das zarte, freundlich grüne, aber abfallende Laub des Ahuahuate (*Taxodium distichum* Rich., *Cupressus disticha* Linn.) besonders erfreut. In diesen Tropengegenden gedeiht der zu grosser Dicke anschwellende Baum, dessen aztekischer Name Wasser-trommel bedeutet (von atl, Wasser, und huehuetl, Trommel), zwischen 5400 und 7200 Fuss Höhe über dem Meere, während er in den Verein. Staaten von Nordamerika in der sumpfigen Gegend (Cypress Swamps) der Luisiana bis zu 43° Brad Breite in die Ebene herabsteigt. In den südlichen Staaten von Nordamerika gelangt *Taxodium distichum* (Cypres chauve) wie in den mexikanischen Hochebenen bei 120 Fuss Höhe zu der ungeheuren Dicke von 30 bis 37 Fuss Durchmesser, nahe am Boden gemessen (Emerson, Report on the Forests p. 49 u. 105). Die Wurzeln bieten dabei die so auffallende Erscheinung von holzigen Auswüchsen, welche bald konisch und abgerundet, bald tafelförmig bis zu 3 und 4½ Fuss Höhe über der Erde hervorragen. Reisende haben diese Wurzel-Auswüchse, da wo sie häufig sind, mit den Grabtafeln eines Judenkirchhofes verglichen. Augustin de Saint-Hilaire bemerkt sehr

scharfsinnig: Ces excroissances du Cypres chauve, ressemblant à des bornes, peuvent être regardées comme des exostoses, et, comme elles vivent dans l'air, il s'en échapperait sans doute des bourgeois adventifs, si la nature du tissu des plantes conifères ne s'opposait au développement des germes cachés qui donnent naissance à ces sortes de bourgeons. (Morphologie végétale p. 91.)“ In der Stadt Mexiko wird noch jetzt ein uralter Taxodien-Baum gezeigt, unter welchem i. J. 1520 Fernan Cortez sich während der „Nacht der Trübsal“ aufhielt, in jener schrecklichen Nacht, wo nur die übermenschliche Tapferkeit der Spanier ihr Heer vor gänzlicher Vernichtung bewahrte. Von hier musste Cortez zusehen, wie seine gefangenen Kameraden lebendig geschlachtet, wie ihre noch dampfenden Herzen dem scheusslichen Kriegsgötzen als Opfer dargebracht wurden. Die Spezies dieses Baumes ist allerdings eine andere, *Taxodium mexicanum*.

Herr Präparator Ernst Terne von hier, bekannt durch seine Reisen mit Alfred Brehm, hat sich in Georgia und Florida mehrere Jahre aufgehalten und schildert mir die dortigen Taxodien-Sümpfe als gefährlich passierbar, von Caymans und Giftschlangen belebt. Neben den in Süßwasserlagunen belegenen Sumpfcypressen riesigen Stammumfanges entwickeln sich oftmals grüne Wiesenflächen, welche aber von den Kundigen vermieden werden, da man darin leicht rettungslos versinken kann. Selbst Rinder, Pferde und Hunde wissen dies und scheuen sich, diese verräterischen grünen Teppiche zu betreten.

In Gross-Räschchen spricht nun vieles dafür, dass es sich hier in der That um das Genus *Taxodium* handelt, ob um die Species *T. distichum* oder ob um eine eigene, etwa ausgestorbene Art, das müssen Phytopalaeontologen wie Potonié entscheiden. Besonders deuten hier auf *Taxodium* die bei den Gross-Räschener Bäumen vorfindlichen gewaltigen Wurzelausträger, welche konische Erhöhungen, sogenannte „Knuddeln“, über dem Erdboden bilden, die, wie wir gehört, bis 10 Fuss hoch werden können. Was diese „Knuddeln“ physiologisch bedeuten, ist noch nicht fest ausgemacht; neue Zweige oder Ausschläge entwickeln sich aus ihnen nicht, vielmehr scheinen sie lediglich Stützen zu sein, welche die in morastigem Boden wachsenden Nadelbäume vor der Gewalt der Tornados, der gewaltigen Wirbelstürme im Ufergebiet des nördlichen Golfs von Mexiko, schützen, also im darwinischen Sinne eine Anpassung der sehr isoliert stehenden Bäume an ihre Umgebung bedeuten. Solche „Knuddeln“, allerdings in nur geringem Umfang, zeigt der eine der zwei Bäume beim Denkmal Friedrich Wilhelms III. deutlich, und dergleichen Protuberanzen in angemessen grossem Massstabe finden sich auch auf den freigelegten Flächen der Gross-Räschener Tagebauten. Auch der schon erwähnte eminent kegelförmige, gedrungene Aufbau des Baums macht ihn gegen Sturmwind standhaft.

Dr. Potonié hat vorgeschlagen, diese Gelände als „Cypressen-Sümpfe“, im Sinne der Nordamerikaner als Cypress Swamps, zu bezeichnen, und in der That deutet Alles darauf, dass hier Sumpfboden, Swamp, in der dem Pleistocän voraufgehenden Periode gewesen ist. Taxodium wirft nicht bloss die Nadeln, sondern auch die Zweige ab; aus diesen Abfällen, sowie aus Unterholz und Kräutlich hat sich die eigentliche abbauwürdige Braunkohle gebildet. Es scheinen zwei, vielleicht drei Taxodien-Waldschichten hier über einander zu liegen. Dieselben sind durchaus an Ort und Stelle gewachsen und liefern für Jedermann, der sehen will, den zweifellosen Beweis, dass die noch in vielen Lehrbüchern verbreitete Legende, als seien die Braunkohlen bei uns angeschwemmt, mindestens in dieser Gegend der Niederlausitz falsch ist. Hier darf man also nicht mehr von Braunkohlen-Flötzen, sondern nur von Braunkohlen-Wäldern sprechen.*)

Fast noch wichtiger ist es ferner, dass die Tagebauten den sicheren Beweis liefern, wie die Erdschichten sich hier wenigstens an einigen Punkten ohne wesentliche Unterbrechung bis auf den heutigen Tag mit, man möchte sagen, schematisch genauer Chronologie und Reihenfolge abgelagert haben. Das jüngste Miocän geht dort scheinbar in das bisher in der Provinz Brandenburg vermisste Pliocän, dies in das Pleistocän über, in welchem letzteren man das im engeren Sinne so zu nennende Diluvium deutlich bemerkt. An anderen Stellen liegt allerdings zwischen dem obersten Miocän bzw. dem Pliocän und dem untersten Torf (Lebertorf) eine Schicht von anscheinend angeschwemmtem Sand mit Geschieben, als Erzeugnis der ältesten und intensivsten Vereisung der Gegend. Weiter oben zeigen andere Torfmoorschichten alsdann das neuere Diluvium und das Altalluvium, letzteres mit den Wurzelstubben grosser Kiefern. Dann kommt eine anscheinend hauptsächlich aus den Resten von Haidekraut gebildete Haideschicht, dann ein jungalluviales Torfmoor, über welchem Haidesand lagert, welcher als oberste Schicht, noch jetzt den Mutterboden bildet für Acker und Wald. Dieser Wald besteht aus Kiefern, welche aber mit Fichten (Rottannen) gemischt sind, wie denn in dieser Gegend für die Provinz Brandenburg die nördlichsten Standorte wild gewachsener, also ureinheimischer *Picea excelsa* Lk. liegen.

Wie man leicht ersieht, eröffnen die Grubentagebauten von Gross-

*) Flötz bedeutet bergmännisch von jeher eine im Wasser gebildete Ablagerung, daher Flötzformation mit Sedimentärgebilde identisch ist. Einen Nadelholzwald, der noch von der Urzeit her bis heut an seiner Stelle festgewurzelt steht, kann man also nur uneigentlich als ein Flötzgebilde bezeichnen. Gleichwohl kommen namentlich in der eigentlichen Mark Brandenburg, z. B. bei Freienwalde, angeschwemmte Braunkohlenlager vor; nur diese sind im eigentlichen Sinne als Braunkohlen-Flötze bezeichnenbar.

Räschen für den Geologen, den Paläontologen, den Botaniker, den Zoologen und selbst für den Altertumsforscher, der nach dem frühesten Auftreten unsers Geschlechts in dieser Gegend Ausschau halten möchte, eine weite, dankbare, ausnehmend anregende Perspektive.

Über das Alter des Kohlenlagers und seiner Baumeinschlüsse wird sich, wie nach den weiterhin zu erwähnenden Untersuchungen Berendt's vermuten lässt, demnächst weniger Streit erheben, als über das Alter der jüngsten Schichten desselben, vornehmlich aber über das Alter des Hangenden der Braunkohle, über das Pliocän und dann über die ältesten Horizonte des Pleistocäns. Wie der Kampf noch fortwährt über die Altersbestimmung des von Keilhack beschriebenen interglazialen Torflagers im Diluvium von Lauenburg an der Elbe (Jahrb. d. preuss. geol. Landesanstalt für 1884 S. 211 flg.), wie Nehring's Angaben über das Alter der von ihm entdeckten Schichten von Klinge bei Klottbus auf das heftigste besonders von Credner-Leipzig angefeindet werden, so wird namentlich darüber, ob das Lebertorflager, welches z. T. unmittelbar das Hangende der jüngsten Braunkohlen-Schicht bildet, als Pleistocän, als Präglazial, als Interglazial oder gar erst als Postglazial anzusprechen, sich wahrscheinlich ein heftiger Kampf entspinnen und es wird Jahre lang beiderseits Tinte von den Rufern im Streit vergossen werden, ehe eine leidliche Einigung erfolgt. Trösten wir uns damit: *chi vivrà, verrà.*

Vom wissenschaftlichen Standpunkt wie vom nationalen aber ist es dringend erforderlich, dass wenigstens ein Teil dieses Waldgebildes, der an einer jungfräulichen, bergmännisch zu sprechen: unverritzten Stelle eigens für diesen Zweck sorgsam abzugraben wäre, freigelegt wird und als ein wissenschaftliches wie nationales Heiligtum, möglichst unversehrt für alle Zeit erhalten bleibt.

Der als Altertumsforscher und vortrefflicher Kenner der Niederlausitz bekannte Sanitätsrat Dr. Behla-Luckau bemerkt zu meinem Bericht im Berliner Tageblatt ergänzend folgendes unter dem 18. November d. J.:

„Ich besuchte dieser Tage in Begleitung des Herrn Geheimrats v. Patow, des Landrats des Calauer Kreises, und des Herrn Sanitätsrats Siehe die Fundstelle. Die bisher gemachten Angaben (siehe Nr. 573 des Berliner Tageblatts) wurden in jeder Hinsicht bestätigt. Diese Wurzelstümpfe finden sich in dem zu Tage liegenden Köhlenflötz in drei Etagen; auf dem Grunde desselben sind circa zwei Dutzend blossgelegt. Im Innern sind mehrere aufrecht stehende Wurzelstümpfe deutlich erkennbar. Oben auf dem Flötz in südwestlicher Richtung waren in den letzten Tagen von Herrn Obersteiger Ehrlich zwei aufrecht stehende Pracht-exemplare freigelegt worden, davon eines zwölf, das andere zwanzig Schritt im Bereich der Wurzeln Umfang hatte. An den lang sich hin-streckenden Wurzeln, die auch Knubben im Verlauf zeigen, ist deutlich

Überlagerung und rechtwinklige Kreuzung der Wurzeln des Nachbarstammes zu sehen. Beim Anblick dieser beiden grossen Wurzelstümpfe muss auch der grösste Zweifler davon überzeugt werden, dass diese Bäume nicht angeschwemmt, sondern in der That hier an Ort und Stelle gewachsen sind. Wer freilich den Braunkohlenlagern der Mark in den letzten Jahren sein Augenmerk zugewendet hat, dem sind diese Wurzelstümpfe nicht etwas ganz Neues. Ich möchte daran erinnern, dass sowohl das miocäne Alter der märkischen Braunkohlenlager, als ihre Zusammensetzung aus Koniferenhölzern, die Auffassung der Wurzelstümpfe als *Taxodium distichum*, die Ansicht von dem Wachstum dieser Bäume an Ort und Stelle etc. bereits bekannt sind. Sogar aber unsere Wurzelstümpfe aus der Grube Viktoria sind schon in den siebziger Jahren beschrieben. Gieselhausen berichtet in seiner Arbeit: „Über die Braunkohlenbildungen der Provinz Brandenburg“ über aufrecht stehende Stämme und erhaltene Wurzelstückchen in mehreren Braunkohlengruben.. Seite 35 sagt er von den Senftenberg-Finsterwalder Ablagerungen wörtlich; „Auffallend die grosse Menge von bituminösem Holze, welches in den oberen Schichten vielfach eingelagert ist; namentlich zeichnet sich hierdurch die Grube Viktoria bei Räschen aus, wo aufrechte Wurzelstümpfe bis zu 11 Fuss Diameter, deren Wurzel sich oft 10 Fuss verfolgen lassen, dicht gedrängt neben einander stehen und den Abbau sehr erschweren.“

In der Voss. Zeitung vom 13. November d. J. veröffentlichte einer der Teilnehmer, Realschuldirektor Dr. Zelle einen ansprechenden Artikel: „Ein „Swamp“ in der Mark Brandenburg“, worin er sich ebenfalls für das Vorkommen von *Taxodium distichum* daselbst erklärt.

Was ferner die frühere geologische Deutung und Würdigung der Braunkohlenlager und ihrer Einschlüsse im Calauer Kreise anlangt, so sagt Klöden in seinen „Beiträgen zur mineralogischen und geognostischen Kenntniss der Mark Brandenburg“, 2. Stück, 1829 S. 91: „Es finden sich in dem hiesigen (Senftenberger) Flötze häufig kurze Stämme von bituminösem Holze, welche vorzüglich leicht entzündlich sind.“ In seinen „Versteinerungen der Mark Brandenburg“ 1834 S. 274 hält Klöden die Stämme in den Braunkohlenlagern für Treibholz, das an die Küsten der aus dem Meere der Vorwelt hervorragenden Inseln angeschwemmt und hier bedeckt worden sei.

Dr. Heinrich Berghaus, der sich im „Landbuch der Mark Brandenburg“ Bd. I. 1854 ausführlich mit der Braunkohlenformation beschäftigt, kennt aus dieser nur einen einzigen aufrecht gefundenen Wurzelstubben (S. 91) und sagt S. 94: „Nirgend in der Provinz Brandenburg ist die Braunkohlenformation in ungestörter wagerechter Lagerung angetroffen worden; überall sind die Schichten so stark gegen den Horizont geneigt, dass sie ursprünglich nicht können in ihrer gegenwärtigen Stellung gebildet worden sein.“

In den letzten 25 Jahren ist infolge des stark vermehrten Abbaues der Braunkohle, namentlich in unserer Niederlausitz, infolge der vielen neuen Tiefbohrungen und infolge der grossen Fortschritte, welche die geologische Schichtenlehre (Stratigraphie) gemacht, ungeahntes Licht in die betreffenden Verhältnisse gelangt.

Noch zu Anfang der achtziger Jahre wurde unsere Braunkohlenformation als unter dem mittel-oligocänen Septarienton liegend ins Unter-Oligocän gestellt.*) Bahnbrechend ist hier Professor G. Berendts Aufsatz geworden: „Die märkisch-pommersche Braunkohlenformation und ihr Alter“ (Jahrb. der k. preuss. geol. Landesanstalt für 1883 S. 643 flg.), ferner folgende Aufsätze desselben Verfassers: „Das Tertiär im Bereiche der Mark Brandenburg“ (Sitzungsb. der K. Preuss. Ak. der Wiss. zu Berlin 30. Juli 1885, als Fortsetzung hiervon: „Die bisherigen Aufschlüsse des märkisch-pommerschen Tertiärs und ihre Übereinstimmung mit den Tiefbohrergebnissen dieser Gegend“ (Abhandlungen zur geol. Spezialkarte von Preussen pp. Bd. VII Heft 2, 1886), sodann „Der oberoligocäne Meeressand zwischen Elbe und Oder“ (Zeitschr. der D. geol. Ges. 1886, S. 255 flg.) und: „Das Tertiär bei Falkenberg und Freienwalde a. O.“ (ebendas. 1892, S. 335 flg.).

Hiernach hat man drei Altersstufen der norddeutschen Braunkohlenschichten zu unterscheiden: a, die älteste subhercynische am Gebirgsrande, Gegend von Halle, Leipzig u. s. f., b, die mittlere subsudetische, die Niederlausitz umfassend, c, die jüngste märkisch-pommersche Braunkohlenformation, die Mark im engeren Sinne, Mecklenburg und Pommern bis zur Ostsee umfassend. Diese oberste Formation ragt aber bis in die Niederlausitz hinein. Unsere Braunkohlenformationen reichen zu b und c ins Miocän, die zu c bis an den Schluss desselben, während a noch immer als oligocän anzusprechen ist.**)

In dem zuerst erwähnten Aufsatz sagt Berendt S. 151: „Bei Beginn der Miocänzeit war jedenfalls von einem Meeresarme keine Rede mehr und der Meerbusen war nach WNW zurückgewichen bis in die Gegend der unteren Elbe, einer weiten, ganz Nordost-Deutschland mehr oder weniger zusammenhängend bedeckenden Braunkohlenbildung Platz lassend, welche erst durch die Eismassen und Schmelzwasser der Diluvialzeit zum grossen Teil (aber doch fast nirgends ganz) zerstört und in

*) So musste ich in meinem „Einteilungs-Plan der Geol. Abt. des Märk. Museums“, 3. Ausg. 1885 S. 7 noch die Braunkohle einordnen. Leider ist dieser Irrtum in die 4. Ausg. von 1887 (welche in meiner Abwesenheit als ein unveränderter Abdruck der 3. Ausgabe erschien) übernommen worden. Fr.

***) Berendt: „Das Tertiär“ pp. 1885 S. 17. Über die subsudetische Br. vgl. daselbst S. 22. Fr.

ihrer regelmässigen Lagerung gestört wurde. Mit Hülfe der sich immer mehr Bahn brechenden Eistheorie dürften auch diese Störungen verhältnismässig leicht erklärt werden, während die Spuren der grossartigen Zerstörung der Braunkohlengebirge sich deutlich in dem Hauptmaterial aller tieferen Schichten des Diluviums wiederfinden.“

Am 7. November 1894 hielt Dr. Eberdt in der deutschen geologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Braunkohlenlager von Senftenberg, der als eine allgemeinere Orientierung über unsere Exkursion vom 4. dess. M. betrachtet werden kann. Wir entnehmen Dr. Konrad Keilhacks Bericht darüber aus der Voss. Zeitung vom 14. dess.:

„Da die Braunkohlenlager von Senftenberg für Berlin als Lieferanten der grössten Menge des hier verbrauchten Brennmaterials von einiger Bedeutung sind, so sei es gestattet, etwas näher auf den Vortrag einzugehen. Eine Viertelstunde nordöstlich von der in einer weiten Thalebene liegenden Stadt Senftenberg erhebt sich ziemlich rasch ein Hügel etwa 56 Mtr. über die Thalsole, der eine langgestreckte zungenförmige Gestalt besitzt und durch eine von Nordwest nach Südost verlaufende Thalrinne durchquert wird. Der südwestlich von dieser Rinne liegende Zungenteil enthält in einer Breite von etwa 5 Km. ein mächtiges Braunkohlenlager, welches von einer Anzahl von Gruben theils unterirdisch, theils im Tagebaue ausgebeutet wird. Das Braunkohlenflötz besitzt eine sehr bedeutende Mächtigkeit und zwar beträgt dieselbe im östlichen Teile zwischen 11 und 20, im Mittel gegen 15 Mtr., und ist im westlichen Teile etwas geringer. Die Kohle besteht zum grössten Teil aus einer weichen, dunkelbraunen Masse, welche häufig grosse Mengen bituminösen Holzes enthält. Mehr im oberen Teil des Flötzes findet sich eine mehr graue, leicht zerreibliche Kohle ohne deutliche Pflanzenreste und zwischen beiden eine schwarze Kohle, die ganz aus Schilf und Gräsern zusammengesetzt zu sein scheint. Unter der Braunkohle folgen zunächst dunkle Kohlenletten, die mit feinen glimmerreichen Sanden wechsellagern und darunter schneeweisse Quarzsande mit viel Glimmerblättchen. 24 Mtr. unter dem ersten Flötze folgt ein zweites, welches eine derbe stückige Glanzkohle enthält und bis jetzt noch nicht abgebaut wird. Die über der Kohle liegenden Schichten, deren Mächtigkeit $1\frac{1}{2}$ bis 15 Mtr. beträgt, bestehen zu unterst aus einem grauen, fetten Thone, der ziemlich feuerbeständig ist und eine Temperatur bis zu 1500 Gr. aushält, ohne zu sintern. Darüber folgen schneeweisse Glimmersande tertiären Alters und über diesen das Diluvium, hier nur durch den Geschiebedecksand vertreten. Der Vortragende parallelisiert den unter der Kohle lagernden Glimmersand mit dem oberoligocänen Meeressande, den Thon über der Kohle mit dem Lausitzer Flaschenthone und hält danach das Flötz für ein Glied der subsudetischen Braunkohlenformation, also für etwas älter

als die märkisch-pommersche, aber immer noch für miocän. Dem entsprechen auch die Pflanzenfunde. Dieselben bestehen in der Kohle selbst aus Hölzern und Früchten, während in dem über der Kohle lagernden Thone bei Zschipkau früher zahlreiche Blattreste gefunden wurden, die aber leider grösstenteils verloren gegangen sind. Die Hölzer gehören fast ausschliesslich der Sumpfcypresse, *Taxodium distichum*, an, die heute noch in den Sümpfen des südlichen Nordamerika üppig gedeiht. In mehreren der Tagebaue finden sich auf der Sohle des Flötzes aufrecht stehende Baumstümpfe mit den Wurzeln im Thone von 1 Mtr. Höhe und 3 Mtr. Durchmesser, also wahre Riesenexemplare. Von Früchten finden sich Wallnüsse, Haselnüsse und die Nüsse von *Carya*, einer ebenfalls in Nordamerika noch lebenden Baumfamilie, sowie die schön erhaltenen Fruchtstände einer *Gardenia*. Ferner fanden sich Reste einer Weinrebe und ganze Schichten von Riedgrassamen. Die Blätter waren Laubblätter von Pappel, Erle, Hainbuche und Liquidambar, aber alles in heute nicht mehr lebenden Arten.

Das Flötz wird durch zwei Einlagerungen von Kohlensand in drei Teile geteilt. Die genannten Baumstümpfe finden sich im unteren Teile jeder der drei Flötzabteilungen und auch die Aufeinanderfolge der verschiedenen Kohlenarten in den drei Abteilungen ist die gleiche.

Das Flötz ist sicher zum grossen Teil an Ort und Stelle entstanden und zwar hat man sich die Entstehung wohl ähnlich zu denken, wie die der Moore in den ungeheuer ausgedehnten, unter flacher Wasserbedeckung stehenden Cypressensümpfen, den sogenannten Dismal Swamps im südlichen Nordamerika an den atlantischen Küsten.

Erwähnt werden mag noch das Auftreten sehr zahlreicher kleiner reizender Achate im Diluvium über der Senftenberger Braunkohle, deren Heimat vorläufig noch ein Rätsel ist.“

Einer unserer namhaftesten Phytopalaeontologen Herr A. G. Nathorst in Schweden äusserst sich (Voss. Z. vom 28. d. M.) anlässlich der Entdeckungen von Gross-Räschchen dahin, wie es schon seit Mitte des Jahrhunderts den Botanikern und Geologen bekannt war, dass es die jetzt auf gewisse Gegenden Nordamerikas beschränkten Mammothbäume (*Sequoia*) und Sumpfcypressen (*Taxodium*) in der tertiären Zeit mit teils denselben, teils den jetzt vorhandenen äusserst nahestehenden Arten in Europa gab. „Durch Polarexpeditionen der Schweden und anderer Nationen hat man dann Kenntnis erhalten, dass diese Bäume während dieser Zeit auch im höchsten Norden wuchsen. Ja, nicht nur, dass man sie fossil in Grönland auf 70 Gr. n. Br. und in Spitzbergen auf 78 Gr. n. Br. fand, selbst auf Grinnelland traf Kapitän Feilden während der englischen Polarexpedition von 1875/76 bei Discoverybai, unter 81 Gr. 46 Min., somit wenig über acht Grad vom Pol, fossile Blätter der Sumpfcypresse. Wild kommt die Sumpfcypresse jetzt im nördlichen Amerika

nicht nördlich vom Delaware, auf 38 Gr. 51 Min. nördl. Breite, vor, und der Fund an der Discoverybai bedeutet somit eine Verschiebung der früheren Ausdehnung des Baumes gegen Norden von mindestens 43 Breitengraden. Ob man sich diese Veränderung mit früheren klimatischen Verhältnissen erklären soll, weiss man noch nicht mit Sicherheit, wiewohl es an einer grossen Menge Erklärungsversuchen nicht fehlt. Die Reste der Sumpfcypresse, die fossil gefunden wurden, sind gewöhnlich die kleinen blatttragenden Zweige, die alljährlich im Herbste fallen, manchmal auch Zapfen.

Was man nun in der Niederlausitz gefunden hat, ist von höchstem Interesse, hier zeigte sich den erstaunten Augen ein während Tausenden oder möglicherweise Millionen von Jahren begraben gewesener Wald. Ueber einer Fläche von mehreren Morgen erheben sich in ziemlich regelmässigem Abstand die Reste der gewaltigen Baumriesen, die einen Durchmesser von drei Metern erreichen. Das Holz macht einen ganz frischen Eindruck und hatte ungefähr das Aussehen des Holzes der Cigarrenkisten. Die Borke war noch stellenweise erhalten, und sowohl in dieser, wie im Holze sah man die Spuren von Insektengängen. Ob dieser fossile Wald von der Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) oder von einem „redwood“ (*Sequoia Langsdorffii*) herrührt, scheint noch nicht ganz sicher zu sein. Als Vergleich mit den angeführten Dimensionen ist zu erwähnen, dass die Sumpfcypressen der Gegenwart in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten eine Höhe von 30—40 Metern bei einer Dicke an der Basis von 8—13 Metern erreichen. Obwohl die in Deutschland gezogenen Sumpfcypressen eine ziemliche Grösse erreichen, beispielsweise findet man im Hamburger Botanischen Garten einige solche Exemplare, erreichen sie bei uns doch nicht die Dimensionen wie in den subtropischen Gegenden“.

A priori möchte man sich für *Taxodium* und nicht für *Sequoja* in Gross-Räschen auch deshalb aussprechen, weil in der Miocän-Zeit zwischen Europa und dem Osten von Nordamerika ein Landzusammenhang bestanden hat, der also eine weite Verbreitung von *Taxodium* über beide Kontinente gestattete. Indessen kann hier nur die genaue Untersuchung des Holzes, der Zapfen und der Nadeln entscheiden.

Herr Baurat Friedrich Hoffmann teilt mir aus Siegersdorf in Schlesien unter dem 16. November d. J. folgendes mit.

„Gelegentlich des freundlichen Besuches der Grube Viktoria bei Gross-Räschen am 4. dies. Mon. wurde von mehreren hervorragenden Gelehrten der Wunsch ausgesprochen, die aufgefundenen Überreste des Sumpfcypressen-Waldes soviel als möglich zu konservieren.

Ich bin gern bereit, diesem Wunsche Vorschub zu leisten, soweit dies meine Mittel, welche allerdings die allergrösste Sparsamkeit erheischen, zulassen. Ich glaube jedoch, dass es zunächst darauf an-

kommen würde, die Stämme, welche neulich besichtigt wurden, soweit als thunlich auszuheben und in den Museen p. p. aufzustellen, dagegen einen noch unberührten Teil der Grube, bei dem aller Wahrscheinlichkeit nach gleiche Funde zu erwarten sind, mit Rücksicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung und möglichste Erhaltung auszuschachten. Die jetzt bloß liegenden Stämme sind sehr verstümmelt, da sie ja den Bergleuten doch nur unbequeme Hindernisse sind. Wenn die Blosslegung der Stämme aber mit Rücksicht auf möglichste Konservierung erfolgt, so könnten ganz andere Bilder entstehen und diese entweder durch sorgfältige Photographieen oder durch sorgfältige Umwahrung einzelner Stämme oder ganzer Gruppen für spätere Zeiten konserviert werden. Um dieses Thema näher zu besprechen, dürfte es sich empfehlen, eine nochmalige Beratung und Besichtigung an Ort und Stelle vorzunehmen, und werde ich desfallsigen Vorschlägen über die passendste Zeit gern entgegensehen und nachkommen. Es wird in nächster Zeit ein Teil des Grubenfeldes, der rechts von dem augenblicklichen Tagebau liegt und der noch ganz unverritz ist, in Angriff genommen. Auf diesem liegt über dem Flötz ganz dasselbe Gebirge, wie es sich am Tagebau zeigt. An einer anderen vor dem Tagebau rechts an der Bahn liegenden Stelle soll demnächst ebenfalls der Betrieb eröffnet werden. Hier liegt nur Torfmoor auf dem hier ausgehenden Braunkohlen-Lager; dieses Letztere ist nur einige Meter mächtig und ist vielleicht anzunehmen, dass keine Cypressenstämme, wenigstens nicht in der Mächtigkeit, wie sie jetzt zu Tage liegen, aufgefunden werden. — Ich will hierbei erwähnen, dass sowohl auf dieser Stelle, als auch da, wo der jetzige Tagebau das Liegende erreicht hat, früher Sumpf gewesen ist und dass dieser Sumpf oder Teich auf den vorhandenen Flurkarten noch verzeichnet steht, ob schon die Entwässerung vielleicht schon seit einem halben Jahrhundert oder länger stattgefunden hat. Es ist eigentümlich, dass das fossile Holz sehr wenig an der Luft zerfällt — grosse Festigkeit hat es nicht, aber die Lamellen, in die es nach der Förderung zerfällt, behalten ihren Zusammenhang und könnten vielleicht zu kleinen Kisten u. dergl. recht gut verwendet werden.

Ich muss mich heute mit diesen kurzen Andeutungen begnügen, da ich ausserordentlich von meinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen bin, würde mich aber freuen, wenn dieselben gleichzeitig eine fruchtbringende Anregung sein würden.“

Der General-Bevollmächtigte des Herrn Friedrich Hoffmann Herr Direktor E. Lietzmann, welcher dem Märkischen Museum in liebenswürdigster Weise eine schöne Folge von Schichtenproben, Hölzern pp. aus der Grube Viktoria mitgeteilt hat, schreibt mir unterm 22. November d. J.: „Ich teile Ihnen noch mit, dass einige interessante Holzstücke mit Stielnarben gefunden sind sowie grössere Holzstücke, bei denen eine

Feuer-Verkohlung mit blossem Auge nachzuweisen ist, wonach es wohl am wahrscheinlichsten ist, dass die obersten Stämme einem gewaltigen Brande zum Opfer gefallen sind.“

Ich kann diese merkwürdige Thatsache nur bestätigen, da bei uns auch in der jüngern Braunkohlenzeit keine Spuren des Menschen gefunden sind, so wird man wohl an Entzündung durch Blitzschlag (oder an Selbstentzündung fauliger Stämme?) denken müssen.

Schliesslich sei noch der höchst praktisch eingerichteten Briketfabrikation gedacht, weil dieselbe den bei uns sonst üblich gewesenen Torf-Gebrauch fast gänzlich verdrängt hat und für die wirtschaftlichen Verhältnisse in Berlin und der Provinz Brandenburg von hervorragender wichtiger Bedeutung geworden ist.

Die Grube Viktoria liegt ca. 130 bis 140 m, der Bahnhof Gross-Räschen ca. 80 Mtr. höher als Berlin. Unter 17 m Abraum wird bereits ein Braunkohlenlager von 17 m Mächtigkeit erschlossen. Die Bergarbeiter sind meist noch ihre Volkssprache redende Wenden, gut gelöhnt, zufrieden aussehend, tüchtige zuverlässige Leute vom alten Schlage.

Die geförderten Kohlenmassen werden, nachdem sie angemessen zerschlagen sind, auf sog. Hunden direkt in die Fabrik gerollt. Noch weiter zerkleinert kommen sie in grosse Trichter und werden mit Wasser versetzt. Der also angerührte Teig wird durch Pressen des überflüssigen Wassers beraubt und gleich in die bekannten aussen glänzenden, chokoladenbraunen Briketstücke geformt, welche eigentlich nur durch die aufgedrückte Firma der Grube Viktoria lose zusammenbacken und wie Zwiebacke aus dem Ofen des Bäckers kommend aneinander gereiht sind. Diese langen blankbraunen Briketreihen werden in flachen Rinnen durch die Triebkraft der Fabrikmaschinen langsam vorwärts geschoben und auf Kipploren gebracht, welche sich unmittelbar in die Eisenbahnwaggons entleeren, ein sinnreiches Ineinandergreifen der verschiedenen Thätigkeiten mit thunlichster Zeit- und Kostenersparnis, wie es dienlicher kaum gedacht werden kann. Nur dürfen die Brikets, wenn sie noch warm sind, der Selbstentzündlichkeit wegen nicht in zu grossen Mengen auf einmal zusammengepackt werden. In der Fabrik brennt elektrisches Licht, die Feuerungsräume sind von ihr strengstens getrennt, um eine Entzündung des leider reichlich entwickelten, zu Explosionen neigenden Briketstaubes zu verhüten.

Die Sauberkeit und Gediegenheit der Anfertigung der Brikets springt ins Auge; ihre grosse Homogenität und das flotte Fortbrennen des wenig Aschen- und keine Schlackenrückstände erzeugenden Materials machen die Gross-Räschener Brikets, wie wir uns alle überzeugt haben, zu einem ganz vorzüglichen Feuerungsmaterial.

Hieran anschliessend lege ich folgende Sammlungsstücke aus dem

Märkischen Museum zur Verständlichung meines Vortrages und zum Vergleiche vor.

A. Subhercynische Braunkohle

aus der Gegend von Halle. Die chemische Umwandlung dieser untersten und ältesten Braunkohle, welche viel dunkler als die niederlausitzer ausfällt, ist eine weiter vorgeschrittenere, die natürliche Verkohlung mehr ausgeprägt, ebenso der Mineralisierungsprozess, die Infiltration mit Kieselsäure, welche gewisse Lagen wie versteinert erscheinen lässt. Oft sind einzelne Teile dabei noch kohlig Holzartig. Mit derartigen Stücken fand ich im Zoologischen Garten zu Leipzig die Wege verziert.

B. Subsudetische Braunkohle,

zu welcher das Gross-Räschener Lager gehört, in verschiedener Beschaffenheit erdig, knorpelig und fest, Hölzer, darunter vorwiegend Taxodien-Holz. Von der Grube des benachbarten Zschipkau ein merkwürdig gemasertes, gelber, fast korkleichter Stammdurchschnitt, botanisch noch zu bestimmen. Ein aufrecht gefundener cylindrischer Koniferen-Stamm über 2 m lang und ca. 40 cm Umfang. In der benachbarten Zschipkauer-Grube findet sich über der Braunkohle ein zäher verhärteter gelblicher Thon mit reichen Pflanzenabdrücken. Vgl. die bezüglichen Angaben in Dr. Eberdts Bericht vom 7. v. M. Ich lege einige kostbare Proben dieses anscheinend unzugänglich gewordenen Lagers vor, dgl. zur Vergleichung zwei Blattabdruck-Thonplatten aus dem Sächsischen. Es handelt sich hier überall um Laubbäume, Pappeln, Ahorn, Weissbuche und dergleichen, die Arten, welche wahrscheinlich von der Jetztzeit verschieden sind, bleiben noch festzustellen.

Ferner folgende Schichtenproben der Grube Viktoria von oben nach unten gerechnet nach den bergmännischen Bezeichnungen des technischen Direktors Lietzmann:

1. Oberer Kiessand bis 10 m stark
2. Oberer Thon ca. 1,5 „ „
3. Mittlerer Thon „ 4,5 „ „
4. Unterer Thon „ 1,5 „ „
5. Unterer Sand bis 10 „ „
6. Torf, jüngste Formation.
7. Torf, ältere Formation.
8. Thon auf Braunkohle lagernd, 1 m stark.
9. Braunkohlen.
10. Braunkohle auf dem Liegenden mit Thon gemischt, 0,75 m stark.
Dann kommt 30 bis 50 m Schwemmsand, nach unten körniger werdend. Hierauf erscheint das zweite Kohlenlager.
11. Weiter vorgelegt: für die Briketfabrikation zerkleinerte Naturkohle mit 56 % Wasser,

12. getrocknete Kohle mit 16 % H₂O, geeignet für die Briketanfertigung.

13. fertige Brikets mit dem Stempel der Grube Viktoria.

C. Ältere märkisch-pommersche Braunkohle

aus dem Regierungsbezirk Frankfurt. Von der Grube Gnadenreich bei Petersdorf unweit Fürstenwalde a. Spree nach den bergmännischen Bezeichnungen von oben nach unten gerechnet:

1. hangender Letten,

1. hangender Formsand,

2. hangender Letten.

I. Kohlenflötz.

Gestreifter Formsand.

II. Kohlenflötz.

Gestreifter Formsand.

III. Kohlenflötz.

1. liegender Letten.

2. „ „

3. „ „

2. liegender kohliger Sand.

IV. oder liegendes Flötz.

Ferner zeige ich ein Stück einer bernsteinartigen Masse vor, Kat. A. I. 5907 des Märk. Museums, welche in einer Braunkohlengrube bei Müncheberg gefunden und vom Justizrat Dr. Horwitz gestiftet ist. Es ist 530 Gramm schwer und geröllartig von allen Seiten abgerieben, deshalb wohl mindestens an schon zweiter Lagerstätte gefunden. Die Farbe ist dunkelnussbrauner Grund mit gelblicher Streifung. Eine chemische Untersuchung müsste noch feststellen, ob es als Bernstein oder als ein verwandtes fossiles Baumharz anzusprechen sein wird.

D. Jüngste märkisch-pommersche Braunkohle

aus dem Regierungs-Bezirk Potsdam, speziell aus dem Miozän von Gühlitz, Kreis West-Priegnitz.

1. 11 Proben von den wohlerhaltenen, im grauen Thon vorkommenden Meeres-Schaltieren.

a) Muscheln:

1. *Astarte vetula* Phil.

2. *Arca diluviana* Lam.

b) Schnecken:

Pleurotoma aff. *semimarginatae* Lam.

„ *regularis* Kon.

Fusus tricinctus Beyr.

„ *distinctus* Beyr.

Turritella subangulata Brocchi.

Natica helicina Brocchi.

Tiphys horridus Brocchi. Selten.

Dentalium badense Partsch. Häufig.

Das Lager scheint ausgebeutet oder wenigstens vorläufig nicht mehr zugänglich zu sein.

Dieser Marine-Horizont bedeutet die jüngste und letzte Meeresbedeckung von Teilen unserer Provinz Brandenburg. Um die Ufer dieser Meeresbuchten, an lagunenartigen Gewässern entwickelte sich diejenige Pflanzenwelt, welche die jüngste Braunkohle bei uns geliefert hat. Von hier ab findet hauptsächlich durch die ältesten Moore kenntlich der Übergang zum Pliocän und ältesten Pleistocän statt.

2. Holz- und Kohlenproben aus den Braunkohlen-Lagern von Gühlitz, Kreis West-Priegnitz.

**E. Einzelne Fundstücke aus der Braunkohlenformation
in Geschiebe- und Geröll-Form,**

aus den während der Diluvialzeit durch Wasser und Eis zerstörten
Braunkohlenlagern.

Vom Fort Havelberg bei Spandau, im Diluvialsand bei 31 m Tiefe gefunden; bei den Kanalisationsarbeiten in Berlin, bei Anlegung der Wasserwerke in Tegel und an anderen Orten ausgegraben, einige Stücke auch von den Strömen Oder, Elbe, Havel, Spree ausgewaschen und abgerollt.

Zum Teil stellen diese Stücke ein festes und schweres Holz dar, das sich verarbeiten liesse. Ich schliesse diese, wie eingangs gesagt, nur einstweilige und unvollkommene Mitteilung mit dem Bemerkten, dass ich im Jahre 1863 zu Falkenberg bei Eberswalde in einem teils als Tage-, teils als -Stollen-Bau betriebenen Braunkohlenwerke war, in welchem ich eine Menge ebenfalls wohlerhaltener Baumstämme sah. Ein Tischler der Gegend verarbeitete dieselben zu Kistchen für Cigarren, zu Ständern, zu Tischchen und anderen niedlichen Geräten. Unser Mitglied Realschuldirektor Professor Dr. Otto Reinhardt, welcher sich neuerdings in Falkenberg während der Ferien aufhielt, vermochte von dieser ansprechenden Kleinindustrie nichts mehr zu entdecken. Sie scheint leider inzwischen eingegangen zu sein. Der Präparator des Märkischen Museums, Herr Femerling, wird auf meine Veranlassung den Versuch einer tischlergerechten Verarbeitung von Gross-Räschener Braunkohlen-Hölzern, namentlich von der Sumpf-Cypresse, anstellen. Alle diejenigen, welche, wie ich, am 4. d. M. die gewaltigen als ziemlich nutzlos bei Seite gethanen fossilen Holzmassen in den beiden Gruben Viktoria und Marie gewahrten, bedauerten, dass das schöne feinschichtige Material nicht zu technischen, namentlich nicht zu kunstgewerblichen Zwecken bislang benutzt wird. Es wäre sehr zu wünschen, dass unser hochgeschätzter Führer, Herr Baurat Hoffmann, auch diesbezüglich umfassendere Versuche anstellen liesse.

14. Demnächst hielt Herr Dr. B. Graupe einen Vortrag über
 „Märkische Oderlandschaften“

und behandelte, unter Vorlegung und Verteilung eines eigens für heute gefertigten Kärtchens die Strecke von Tschicherzig bis Reitwein. Er verbreitete sich über die mannigfachen Beziehungen, welche zwischen der Geländeform und dem Menschen sich hier ausgebildet haben. So berührte er die Kultur der Rebe zwischen Tschicherzig und Krossen, die Lage der Besitzer in Schidlow, den Bau des neuen Oderspreekanals, die Bedingungen, welche zur Entstehung der Stadt Frankfurt Anlass gegeben haben, die Schlacht bei Kunersdorf u. a. m. Der Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen.

Im Anschluss an die den Weinbau betreffenden Teile des besprochenen Geländes bemerkt Herr Dr. C. Bolle, dass der Anbau der Rebe nicht so sehr vom Klima abhängt als von dem Vorkommen günstiger topographischer Bedingungen. Die Slaven hätten die Rebe nicht angebaut, sie sei erst durch die Deutschen eingeführt, und es hätten wohl religiöse Motive mitgespielt. Zur Zeit der Invasion der Deutschen sei das Klima allerdings sehr milde gewesen. Beim Rückgange hätten eine Menge Ursachen mitgewirkt z. B. der ausserordentlich strenge Winter von 1740, in welchem die Stöcke bis in die Erde hinein erfroren seien, weiter die Einführung der Kartoffel, die Eröffnung neuer Verkehrswege u. a.

Herr E. Friedel fügte dem hinzu, dass der Untergang der Märkischen Wein-Kelterei auch darauf zurückzuführen sei, dass leichter reiner Wein von der Mosel, aus der Pfalz und anderen echten Weinbaudistrikten für ein Billiges zu beziehen sei und dass damit die leichten Landweine von Guben, Senftenberg, Baruth, Grünberg u. s. f. nicht konkurrieren können. Herr von Parpart auf Schloss Teupitz habe ihm mitgeteilt, wie er für seine allerdings zu den besten deutschen Tafeltrauben gehörigen Erzeugnisse in manchen Jahren pro Liter bis zu 1 Mk. 20 Pf. bekomme, während das Liter Wein, wozu 16 Liter Trauben (mit den Stengeln!) gehörten, höchstens ihm mit 60 Pf. bezahlt werde. Darnach sei es ungleich viel lohnender Speise-Trauben zu ziehen, welche in guten Jahren die hier eingeführten von Südtirol, Italien und Ungarn übertreffen. Herr Bolle und Herr Friedel haben auf gemeinschaftlichen Streifzügen in den letzten Jahren diesen Teupitzer weissen Schlosswein, ferner einen rötlichen Wein im Dorf Koschen am Fuss des Koschenberges getrunken, der ohne Zuckerzusatz ganz leidlich schmeckte.

Herr Friedel hat mit Herrn Bolle ferner zusammen im „Paradies“ bei Senftenberg dort in einer Schaumweinfabrik fabrizierten Deutschen Sekt getrunken, der ebenfalls trotz seines niedrigen Preises von 2 Mark nicht zu verachten war. Auch Herr Hoffmann regalierte bei der Exkursion am 4. in Gross-Räschen seine Gäste mit Senftenberger Schaumwein, der Beifall fand. Es geht die Rede, dass

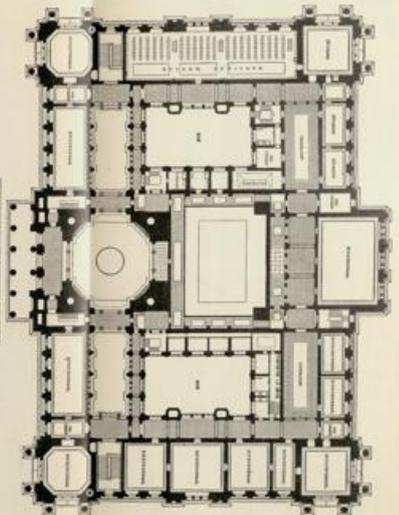
dgl. brandenburgische Schaumweine nach Frankreich verführt werden und von dort via Frankfurt am Main ihren Wiedereinzug in Deutschland als teurerer französischer Champagner feiern.

15. Herr Ferdinand Meyer legte eine von der Verlags-Aktiengesellschaft „Germania“ (Stralauerstr. 25) eingegangene Druckschrift „Katholisches Leben in der Mark Brandenburg“, von E. Riedel, vor. Preis 50 Pf. Der Verfasser behandelt darin die Geschichte des Katholicismus, seitdem vor nunmehr bald 1000 Jahren „die Glaubensgenossen im Gewande des heiligen Benediktus zum erstenmale das Kreuz in die unwirtlichen Wälder und Sümpfe des Havellandes hineintrugen“.

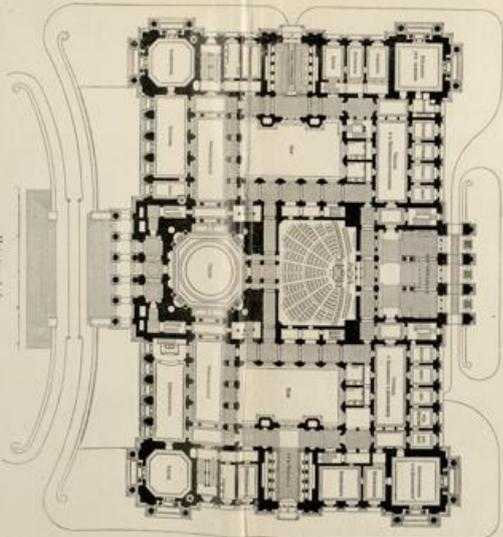
16. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein weiteres Beisammensein im Restaurant Grosser Kurfürst statt.

Kleine Mitteilungen.

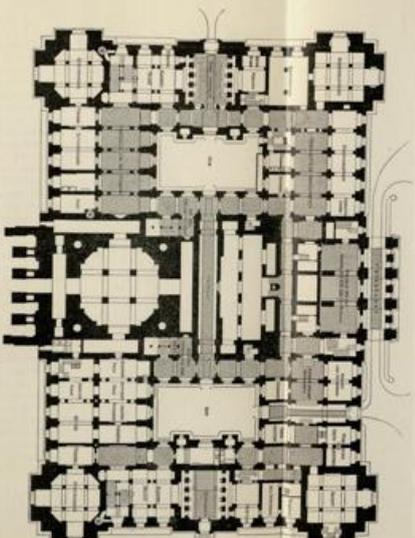
Ueber die Grössenverhältnisse des von der „Brandenburgia“ am 27. Oktober besichtigten, am 5. Dezember 1894 eingeweihten neuen Reichstagsgebäudes bringen die Fachblätter eingehende Angaben. Das königliche Schloss in Berlin ist 200 Meter lang, 120 Meter breit und 33 Meter hoch. Die Höhe der Schlosskuppel beträgt vom Strassenpflaster bis zum Kreuz $78\frac{1}{2}$ Meter. Das neue Reichstagsgebäude besitzt eine Länge von 131,80, eine Breite von 88,30 Metern, ungerechnet die Rampen der Ost- und Westseite. Die bebaute Fläche beläuft sich auf rund 12,000 Quadratmeter. Die Höhe des Baues von Oberkante Bürgersteig bis zum Hauptgesims der Fronten beträgt 26,40 Meter, bis zum oberen Hauptgesims der Thürme 39,68 Meter, bis zur Plattform der Kuppel 58,70 Meter und bis zur Oberkante Kreuz der Krone auf der Laterne 74,70 Meter. Der im Grundriss 35 zu 39 Meter messende steinerne Unterbau der Glashaube über dem Sitzungssaale reicht auf eine Höhe von rund 42 Metern. Das Baumaterial zu dem Riesenbau ist aus ganz Deutschland geliefert worden. Der Granit wurde grösstenteils aus dem Fichtelgebirge bezogen, der Sandstein aus Schlesien, Bayern und Lippe. Zum Bau wurden verbraucht 1211 Kubikmeter Granit, 30,583 Kubikmeter Sandstein, 12,354 Kubikmeter gewöhnlicher Kalkstein, 557 Kubikmeter Lesima- und Merlerakalksteine, ausserdem $32\frac{2}{3}$ Millionen Ziegelsteine. — Der Fussboden-Belag in den Wandelhallen etc. ist aus den Saalburger Marmorwerken bezogen, der Kamin im Kaiser-Salon ist aus Portor-Marmor, im Vorsaale dieses Salons aus Laaser-(Tiroler) Marmor, der grosse Kamin im Bundesrats-Saal aus Marzana-(Istrianer) Kalksteine. — Bei dem ganzen Bau mussten Werksteine von ungewöhnlich grossen Abmessungen beschafft werden. Blöcke von 4—6 Kubikmeter Inhalt waren nichts Seltenes. Vgl. im Übrigen unsern Bericht S. 182 flg.



Obergeschoss.

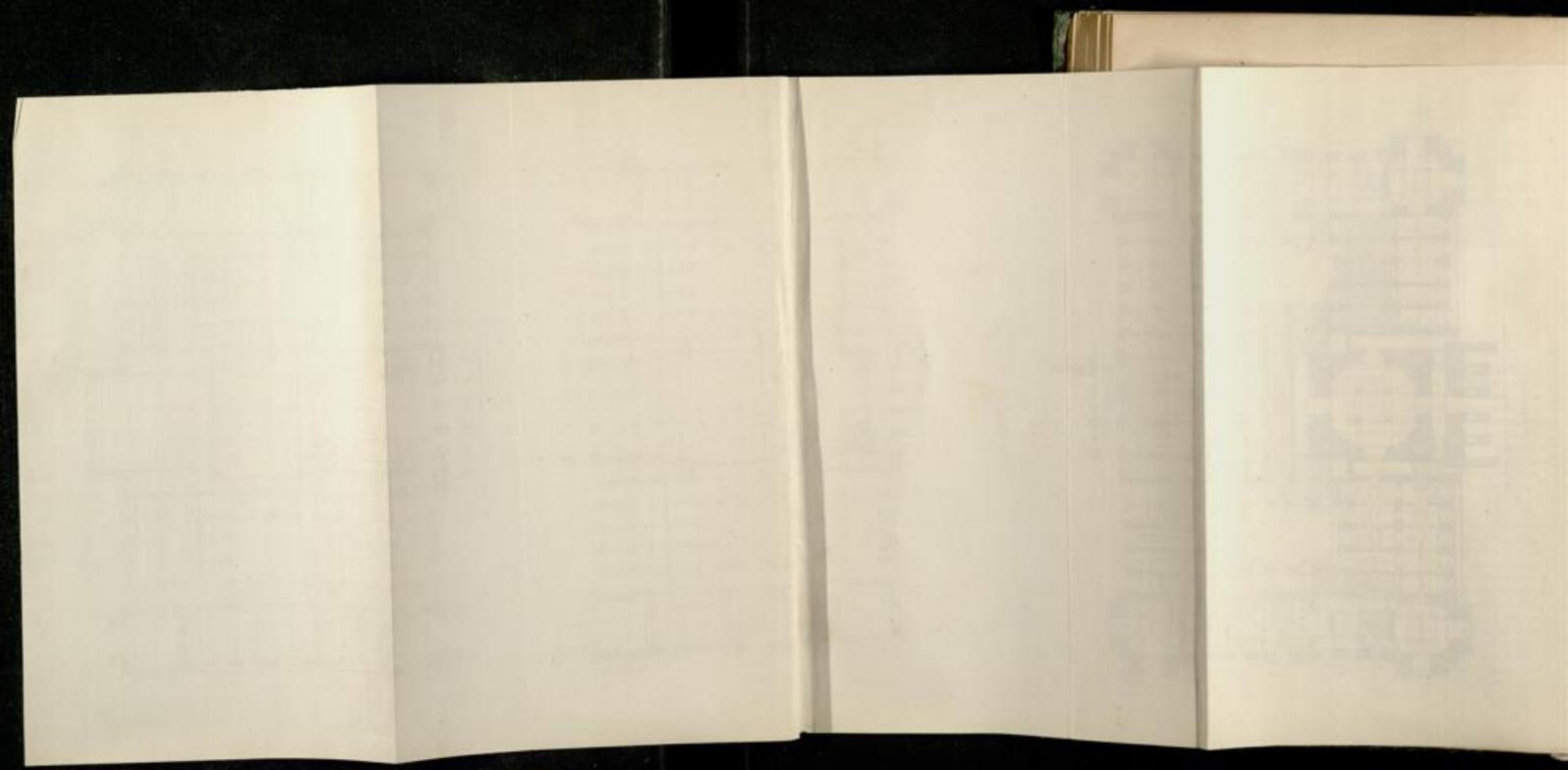


Hauptgeschoss.



Untergeschoss.

Reichstagsgebäude in Berlin.
Aus dem Grundriss der Bauverwaltung, August 1904.
(Verfasser von Wilhelm Kreis & Söhne.)



Die neuen Schloss-Bauten in Berlin. Am Tage der Fahnenweihe, am 13. Oktober 1894, wurde in Gegenwart des Kaisers in die Krone des neuen Kuppelbaues auf dem Königlichen Schlosse eine in zierlicher gotischer Schrift ausgeführte, vom Kaiser selbst unterzeichnete Urkunde eingelassen, die, wie wir nachträglich erfahren, folgenden Wortlaut hat:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preussen, urkunden hiermit, dass Wir beschlossen haben, den im Westflügel Unseres Residenzschlusses hiesiger Haupt- und Residenzstadt belegenen weissen Saal durch einen Umbau zu vergrössern, durch den Anbau einer Galerie zu erweitern und dem Stil des Schlusses entsprechend neu auszubauen. Am 19. Oktober des Jahres 1708 legte Unser in Gott ruhender Ahnherr König Friedrich I. den Grundstein zu diesem Schlossflügel, dem sogenannten „neuen Schloss“, und führte den stolzen Bau bis unter Dach auf; es war Ihm jedoch nicht vergönnt, den inneren Ausbau Seinen Absichten gemäss herzustellen. König Friedrich Wilhelm IV. nahm diese Aufgabe wieder auf, errichtete den Kuppelbau der Schlosskapelle über dem Portal an der Schlossfreiheit und baute den weissen Saal dem Geschmack seiner Zeit entsprechend aus. Die wachsenden Bedürfnisse der grossen Hoffeste machten Uns den Erweiterungsbau zur Pflicht. Begonnen wurde der Bau am 1. April 1891 und ist bis heute so weit gefördert, dass diese Urkunde in die Krone des auf das neue Dach gesetzten Kuppelaufbaues der Nordwestecke eingefügt werden kann. Möge das Werk weiter guten Fortgang nehmen und dem Schlosse ein würdiger Schmuck werden. Dazu gebe Gott seinen Segen!

Gegeben zu Berlin, am dreizehnten Tage des Monats Oktober im Jahre des Heils Eintausend Achthundert vier und neunzig, Unserer Regierung im siebenten. Wilhelm, R.

Das Koppe-Denkmal zu Berlin, an der Grossen Hamburgerstrasse, unweit der Auguststrasse, befindet sich innerlich in einem so baufälligen Zustande, dass eine schleunige Abhilfe dringend not thut. Am 22. Oktober 1894 wurde das Innere des Grabgewölbes vom Unterzeichneten, unter Assistenz des Herrn Stadtbauinspektors Siebeneicher genau untersucht. Das Gewölbe, welches eine Tonnenrundung hatte, ist bei der Erneuerung des Denkmals im Jahre 1855 zur Hälfte beseitigt und die stehen gebliebene Hälfte durch eine Mauer gestützt worden. Diese vermag aber den Gewölbeschub nicht zu halten, infolge dessen hat das Gewölbe bedenkliche Risse erhalten und droht mit Zusammensturz. Es soll nun dasselbe noch mehr verkürzt, eine neue Stützwand aufgeführt und das Innere mit Erde verschüttet werden.

Der Ratsverwandte und Stadthauptmann Koppe ist ein so edler Wohlthäter der Stadt Berlin gewesen, dass man sich seine Verdienste immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen muss. Anfänglich wurden die Armenleichen auf dem Georgen- oder auf dem Jakobskirchhof begraben. Als dies die Vorsteher der Georgenkirche, denen beide Gottesäcker gehörten, nicht mehr unentgeltlich thun wollten, schenkte Koppe als Armen-Deputirter 1705 den zwischen dem Hamburger und Rosenthaler Thor belegenen sandigen Platz

als Armenfriedhof, der anfänglich mit einem Zaun, dann, um dem Sandflug zu wehren, mit Häusern umbaut wurde. 1708 wurde das Haus in der früheren Hospitalstr. Nr. 59 gebaut, dessen sich die ältesten Berliner noch unter dem Namen des Türmchens erinnern mögen, so im Volksmunde genannt, weil es anfänglich einen kleinen Turm trug. Ursprünglich nur Wohnung des Totengräbers, wurde es seit 1739 ein Armenhaus, dann ein Hospital, in dem 21 alte Frauen und Jungfrauen Wohnung, Heizung, Beleuchtung und täglich 1 Groschen 3 Pfennig Taschengeld erhielten.

Bei der Besichtigung am 22. zeigte sich, dass die in dem Halbgewölbe beigesetzten Holzsäрге sämtlich arg vermorscht und die Leichname vermodert sind, abgesehen von einigen noch erhaltenen Zeugfetzen. Die Zahl der Säрге in diesem Halbgewölbe ist kaum mehr festzustellen und mag 8—10 betragen. Im Hintergrunde sind ohne rechte Ordnung mehrere besser erhaltene Säрге ersichtlich, die in dem 1855 beseitigten Halbteil gestanden haben und damals, nach Verschüttung desselben, in das noch vorhandene geschilderte Halbteil übergeführt wurden. Die neuen Veränderungen machen es wünschenswert, das Umfassungsgitter mindestens um einen Meter näher an die Hausfront heranzurücken. Das von der Stadt zu Ehren des edlen Wohltäters aufgeführte Denkmal bleibt selbstverständlich hierdurch nicht nur unversehrt, sondern es gewinnt auch, weil man näher herantreten und die Widmungsinnschrift weit leichter lesen kann. Endlich ist für die Strasse der Gewinn ein bedeutender; Damm und Bürgersteig werden breiter, und der jetzt eisbockartige Vorsprung, welcher den seit Durchlegung der Ackerstrasse sehr lebendig gewordenen Verkehr hier empfindlich einschränkt, verschwindet in der Hauptsache.

E. Friedel.

Das neue Denkmal für Eilhard Mitscherlich.

Das hierbei abgebildete Standbild eines, durch seine Arbeiten und Entdeckungen hervorragenden Gelehrten an der Berliner Universität, des am 7. Januar 1794 zu Neuende in Ostfriesland geborenen, am 28. August 1863 zu Schöneberg bei Berlin gestorbenen Chemikers Eilhard Mitscherlich, ist am 1. Dezember d. J. im Kastanienwäldchen, neben der Stätte seines mehr als 40jährigen Wirkens, mit akademischer Feierlichkeit enthüllt worden. Die vom Bildhauer, Professor Hartzler, geschaffene Bronzefigur wird den Berlinern jenen Mann für alle Zeiten vor Augen führen, dessen wissenschaftliche Verdienste ihm die Unsterblichkeit sichern.

Eilhard Mitscherlich bezog, 17 Jahre alt, die Universität Heidelberg, um Philologie und orientalische Sprachen zu studieren. 2 Jahre später, 1813, ging er nach Paris, wo ihm wegen seiner persischen Sprachkenntnisse die Zuteilung zu einer nach Persien abzuordnenden Gesandtschaft in Aussicht stand. Da inzwischen Napoleons Stern erlosch, so verwirklichte sich diese Aussicht nicht. M. begann darauf in Göttingen das Studium der Medizin, nahm aber von vorn herein an der Chemie ein so hohes Interesse, dass er sich bald dieser, damals noch wenig entwickelten Wissenschaft ausschliesslich hingab. 1818 siedelte er nach Berlin über, wo er sich im chemischen Laboratorium des als Botaniker mehr bekannten Professors Link weiter ausbildete.

Die u. a. dort vorgenommenen Untersuchungen über die phosphorsauren und arsensauren Salze führten ihn zur Entdeckung der Isomorphie der in Bezug auf die Quantitätsverhältnisse gleichartig zusammengesetzten chemischen Verbindungen. Die in ihrer weiteren Anwendung auf die Entwicklung der jungen Wissenschaft sehr wichtige Entdeckung lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit der fachwissenschaftlichen Welt, insbesondere auch des damals bedeutendsten Chemikers, Berzelius in Stockholm, auf dessen Befürwortung er vom preuss. Minister mit einem Stipendium zum zweijährigen Studium in Stockholm ausgestattet wurde. Dort setzte er seine chemischen Untersuchungen fort, benutzte auch die Gelegenheit, in den alten Bergwerken von Falun die bei der dortigen Kupfergewinnungsmethode vor sich gehenden chemischen Prozesse festzustellen, worüber er nach seiner Rückkehr in der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften einen, seinen Ruf vergrößernden Bericht vortrug. Die Akademie wählte ihn gleich darauf, 1821, zu ihrem Mitglied, 1822 wurde er zum ausserordentlichen, 1825 zum ordentlichen Professor der Chemie ernannt. Während er seine chemischen Untersuchungen erfolgreich fortsetzte, auch sein grosses „Lehrbuch der Chemie“ schrieb, kam er auch auf dem Gebiet der organischen Chemie zu sehr wichtigen Ergebnissen. U. a. stellte er zuerst die Zerlegungsprodukte der Benzoesäure als Kohlensäure und Benzol fest und indem er das Letztere mit Salpetersäure behandelte, erfand er das Nitrobenzol, diesen Grundstoff für die später von Hofmann und anderen Chemikern weiter entwickelten Anilinfarben, mit deren Herstellung sich heute eine grosse Industrie befasst und deren Verwendung sich verfolgen lässt von den Handelsgeschäften und Färbereien an bis in alle Paläste und Hütten.



Die Vorteile, welche die Wissenschaft selbst aus den Arbeiten und Entdeckungen Mitscherlichs zog, werden von den Fachmännern aufs höchste anerkannt. Neue Theorien, insbesondere über die Verhältnisse der chemischen Verbindungen, die Atome, die Substitution u. s. w., bauten sich auf und Klarheit kam in das Dunkel so vieler ungelöster Fragen.

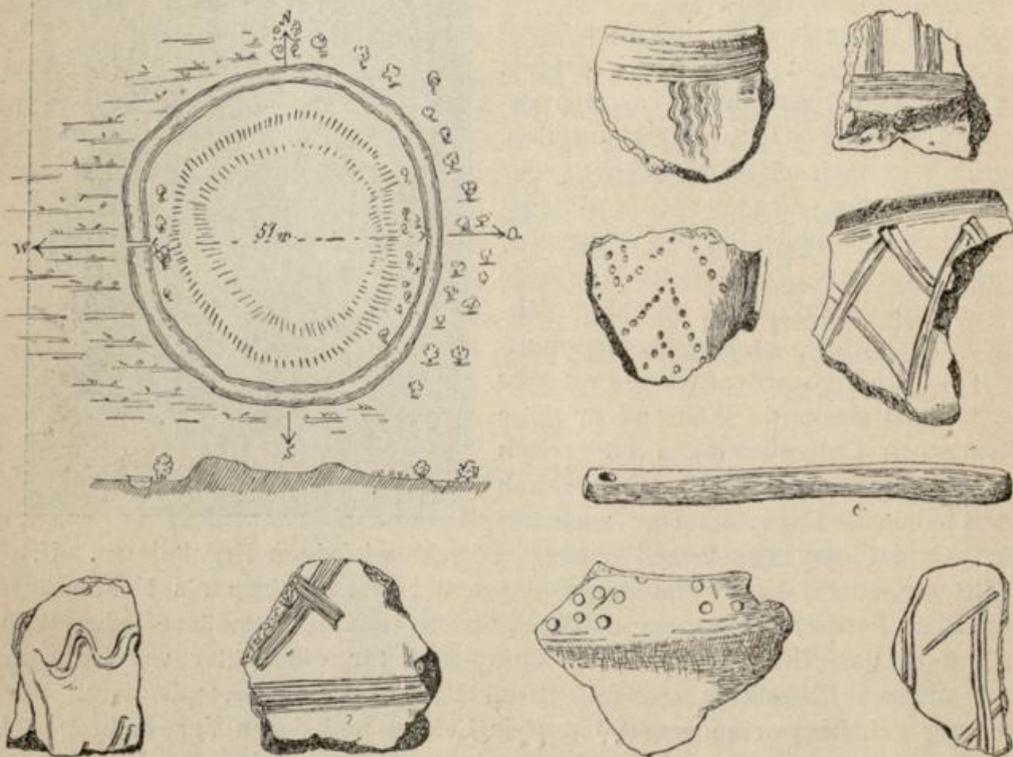
In der Reihe der grossen Forscher, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Berlin wirkten, ist Mitscherlich einer der Verdientesten und mit Recht ist seinem Standbild ein Platz zugewiesen, in dessen Nachbarschaft die beiden Humboldt's verewigt sind und wo noch Raum ist für weitere wissenschaftliche Koryphäen jener Zeit.

Buchholz.

Der Burgwall von Blankenburg bei Berlin.

Mitgeteilt im Auftrag des Märkischen Museums von Hermann Maurer.

In der Nähe Berlins, auf der Gemarkung der Gemeinde Blankenburg, Kreis Nieder-Barnim, befindet sich ein fast unbekannter wendischer Burgwall, welcher am 13. August 1893 auf Veranlassung der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums vom Schreiber dieser Zeilen untersucht wurde. Die vorgeschichtliche Anlage erhebt sich am östlichen Ufer des Flüsschens Panke, südlich von dem von Blankenburg nach Französ. Buchholz führenden Fusspfad. Nach Mitteilung des Stadtrat Friedel hat ihn auf den Wall der hiesige Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack schon vor 8 Jahren aufmerksam gemacht. Der



Burgwall ist leider bereits derartig verwüstet, dass nur noch geringe Spuren das Dasein einer ehemaligen Wendenveste verraten. Die fruchtbare Moorerde, aus der der Wall besteht, ist die Ursache der fast vollständigen Zerstörung gewesen. Alle Besitzer des Landes entnahmen dem Aufwurf die zur Verbesserung der Äcker oder zum Auffüllen sumpfiger Strecken nötige Erde. So hat u. A. Herr Gastwirt Funk in Blankenburg — Besitzer des Burgwalls — bisher 800 Fuhren Erde abfahren lassen. Nur noch in schwachen Umrissen ist der Wall an einigen Stellen zu erkennen. Der südliche Teil und das Innere sind bereits abgefahren. Der östliche, nördliche und westliche Teil ist noch soweit erhalten, dass man die Form der Anlage, wenn auch mit Mühe, erkennen kann.

Der Wall bildete einen ziemlich regelmässigen Kreis und war, wenn ich mich nicht täusche, etwas grösser als z. B. der Bergwall von Clistow bei Trebbin. Der Umfang — auf der Krone des Walles gemessen — beträgt ungefähr 180 m. Der grösste Durchmesser von Westen nach Osten — 51 m. Überreste von Geräten der ehemaligen Bevölkerung finden sich nur noch im nördlichen Teil. Die sonst noch vorhandenen Gefässreste sind überall auf den umliegenden Feldern zerstreut.

Von der in liebenswürdiger Bereitwilligkeit erteilten Erlaubnis, Nachgrabungen zu veranstalten, machte ich Gebrauch und bald förderte der Spaten des Arbeiters Urnenscherben, mit den charakteristischen wendischen Ornamenten versehen, gebrannte Tierknochen, mürbe gebrannte Herdsteine u. a. zu Tage. Von den gefundenen Gegenständen ist ein zierlicher Schleifstein, mit durchbohrtem Ohr versehen und Spuren fleissigen Gebrauchs zeigend, sowie ein anscheinend aus Kieselschiefer gefertigter viereckiger Stein, welcher als Gewichtstein, Wetzstein oder Probier- bzw. Polierstein gedient haben mag, besonders hervorzuheben. Sämtliche Fundstücke sind dem Märkischen Provinzial-Museum unter der Katalog-Nummer B II 18852, 20013—17 einverleibt worden. Beifolgende Zeichnungen geben den Grundriss und Querschnitt des Burgwalls, den Wetzstein und 8 charakteristisch verzierte Gefässtrümmer wieder.

Die Grossschiffahrt durch Berlin zur Verbindung zwischen Hamburg-Breslau quer durch die Provinz Brandenburg ist mittels der grossen neuen Schleuse am Mühlendamm am 24. Sept. 1894 eröffnet worden, ein Ereignis, welches in den Jahrbüchern unserer Heimatkunde verzeichnet zu werden verdient.

Mit der Erschliessung dieses Wasserweges wird der ungehinderte Verkehr zwischen Elbe und Oder auch für die grossen Fahrzeuge ermöglicht. Die in den Jahren 1883 bis 1886 ausgeführte Regulierung der Unterspree gestattete den grossen Elbfahrzeugen bis zu 10 000 Zentner Tragfähigkeit zwar bis zum Berliner Packhof, nicht aber in die Oberspree zu gelangen. Auf der anderen Seite vermochten die 8000 Zentner-Schiffe der Oder nach Vollendung des Oder-Spree-Kanals nur die Oberspree zu erreichen. Die in Berlin sonst vorhandenen, durch den Schiffsverkehr ohnehin schon überlasteten Wasserstrassen, der Kupfergraben und der Landwehrkanal, reichten infolge ihrer geringen Abmessungen zur Weiterbeförderung der grossen Fahrzeuge nicht aus. Diesen Übelständen gewährt der neue Grossschiffahrtsweg mit der geräumigen Mühlendammschleuse durchgreifende Abhilfe.

Seine volle Bedeutung wird freilich erst zur Erscheinung gelangen, wenn die in der Ausführung begriffene Kanalisierung der Oder und die Anlage des Grossschiffahrtsweges durch Breslau fertiggestellt, und damit der oberschlesische Kohlenbezirk auch auf dem Wasserwege mit Mitteldeutschland in Verbindung gebracht sein wird. Auch auf den Warenaustausch zwischen Hamburg und Magdeburg einerseits, Berlin und Breslau andererseits wird die neue Wasserverbindung einen bedeutenden Einfluss ausüben. Neben diesen Vorteilen für den Verkehr hat die nunmehr zum Ab-

schluss gelangte Verbesserung des Spreelaufes innerhalb Berlins zugleich zur Folge, dass so hohe, mit Überschwemmungen von Strassen und Kellern verbundene Spreewasserstände wie bisher, nie mehr eintreten können. Die erreichte Senkung des Wasserspiegels beträgt in der Oberspree 1,65 m, in der Unterspree, deren bisheriger Mittelwasserstand fernerhin nicht unterschritten werden wird, durchschnittlich 0,90 m, Vorteile, die sich auch in gesundheitlicher Beziehung geltend machen werden. Ausserdem ist der Stadt jetzt die Möglichkeit gewährt, die über die Spree zu erbauenden Brücken in entsprechend geringerer Höhenlage und mit kürzeren und für den Landverkehr bequemerem Strassenrampen auszuführen.

Die Gesamtkosten des Unternehmens haben — ohne die 1883 bis 1886 vom Staate ausgeführte Regulierung der Unterspree und ohne den Ankauf der Dammühlen seitens der Stadt Berlin — 11 000 000 Mk. betragen. Hier von hat die Stadt 4 600 000 Mk. als lediglich den Strassenverkehr betreffend, übernommen, während der Rest von 6 400 000 Mk. vom Staate und von der Stadt je zur Hälfte bestritten worden ist.

Bücherschau.

Geologisches.

Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs der Gegend von Buckow v. Dr. F. Wahnschaffe, königl. Landesgeologen und Professor an der Bergakademie. Hierzu 4 Tafeln. Separatabdruck aus dem Jahrbuch der königl. preuss. geologischen Landesanstalt für 1893. Berlin im Vertrieb bei der Simon Schropp'schen Hof-Landkartenhandlung 1894.

Der Verfasser hat die Geologie dieser allbekanntten Gegend der Mark, welche er bei den Aufnahmen für die geologischen Karten sorgfältiger als seine Vorgänger untersuchen konnte, einer besonderen Darstellung für würdig erachtet und das mit Recht. Erst nach der Klarlegung des geologischen Baues ist auch die Form dieses interessanten Geländes zu verstehen. Deshalb ist diese Monographie allen Besuchern der märkischen Schweiz gelegentlichst zu empfehlen. Den thätigsten Anteil unter den gestaltenden Faktoren hatte das Inlandeis, einmal durch den schiebenden Druck, welchen es auf den weichen Untergrund ausübte und sodann durch die wühlende und spülende Kraft der Gletscherwässer, die es beim Abschmelzen lieferte. Für den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Störungen des Tertiärs und dem Inlandeise ist hier zum ersten Mal ein direkter Beweis beigebracht worden durch das Auffinden nordischer Geschiebe unter einer überkippten Falte von Septarienthon, die ausserdem noch über das ursprünglich hangende

Braunkohlengebirge hinübergeschoben war. Diese neue Thatsache, welche die Bestätigung einer von Berendt schon 1883 ausgesprochenen Ansicht liefert, wirft ein ganz neues Licht auf den Umfang des Druckes, welchen das Inlandeis an seinem Rande auszuüben vermochte und wird das Interesse für die Glazialgeologie nicht unerheblich steigern. Zache.

Zoellner, Alfred, Bürgermeister von Havelberg und Oberstlieutenant a. D., Chronik der Stadt Havelberg. Geschichte der Stadt, des Domes und des Bistums Havelberg. Topographie und Verwaltung der Stadt mit besonderer Berücksichtigung der letzten zehn Jahre. Herausgegeben zum Besten des in H. zu errichtenden Feierabendheims „Auguste Viktoria-Stift“. 2 Bde. gr. 8. Rathenow 1894.

Nächst dem Bistum Brandenburg ist für unsere Provinz kein anderes so wichtig als Havelberg geworden. Das Bistum Havelberg ist bereits 946, Brandenburg erst 3 Jahre später, 949 gestiftet, beide von Kaiser Otto dem Grossen. Die schweren Schicksale des Christentums in den deutschen Nordmarken teilen beide Bistümer gemeinsam. Als Bischof Otto von Bamberg auf der zweiten Pommern-Missionsfahrt 1128 bei Havelberg vorüberkam, sah er von der Havelhöhe die Flaggen wehen, welche die Bewohner zu Ehren des Gerovit, des wendischen Frühlingsgottes, gehisst hatten. Vom Christentum lebten nur noch geringe Erinnerungen unter der Bevölkerung, wie in Brandenburg behauptete der neue Glaube mit deutscher Herrschaft sich erst seit 1158, seit dem Sturze des „Jakza de Copanik“.

Obwohl Zoellner das inhaltreiche, vom grössten Fleiss zeugende Werk mit Recht hauptsächlich für den praktischen Gebrauch eingerichtet und deshalb die gegenwärtige Verwaltung der alten Havelveste, die zugleich den nachbarlichen Elbstrom beherrscht, überall zunächst zu Grunde gelegt hat, so knüpft er doch durchgängig an das Ortsgeschichtliche an und weiss dies geschickt mit dem Hintergrunde der Landesgeschichte und der Heimatkunde zu verweben. Dem hehren, unvergleichlichen Dom ist verdientermassen eine besonders eingehende und liebevolle Beschreibung, die durch einen Grundriss unterstützt wird, gewidmet. Auch der farbige Stadtplan ist eine angenehme Zugabe. Auf dem gesamten Gebiet unserer besondern Heimatskunde wüssten wir aus der letzten Zeit keine erfreulichere Erscheinung als Zoellners Havelberger Chronik anzuführen. Möge dieselbe schon um deswillen, aber auch des edlen Zweckes halber, dem der Ertrag zuffliessen soll, recht weite Verbreitung finden. E. Friedel.

Max von dem Borne †. Am 14. Juni 1894 verstarb auf seinem Familiengut Berneuchen bei Wusterwitz in der Neumark der um unsere engere Heimat vielseitig verdiente Kammerherr Max Gustav Kreuzwendedich*) von dem Borne, geb. zu Berneuchen am 20. Dezember 1826. In der Geschichte der Wiederbelebung unserer deutschen, sonderlich unserer brandenburgischen

*) Der Vorname „Kreuzwendedich“ ist bei den Bornes seit Jahrhunderten üblich. In der Borne'schen Familien-Chronik wird dies ausführlich erläutert.

Fischerei wird, wie der Präsident der deutschen Seefischerei Herr Herwig mit vollstem Recht sagt, v. d. Borne stets einen Ehrenplatz behalten. Zur Hebung der Karpfen- und Forellen-Zucht hat er ausserordentliches geleistet. Ebenso hat er nicht ohne Glück versucht, unsere heimische Fischfauna durch Einführung, Eingewöhnung und Züchtung geeigneter Nahrungs-Fische aus Nord-Amerika zu bereichern. Es sei erwähnt der seit 1885 eingeführte Zwergwels (*Amiurus nebulosus*) vgl. Zeitschrift für Fischerei. 2. Jahrg. 1894, S. 73, der Forellen-Barsch (*Micropterus salmonoides*), der Fleckenwels (*Amiurus caudafurcatus*), der Schwarz-Barsch (*Grystes nigricans*). Ihnen folgten amerikanische Sonnenfische (*Centrarchus*-, *Bryttus*-, *Vomotis*-Arten, Hundsfische (*Amia*), Minnows (kleine *Leuciscus*-Arten, wie *L. cornutus*, und kleine *Cypriniden*, wie *Pimephales* u. a.), Kaliko-Barsche (*Centrarchus hexacanthus*) und ein amerikanischer Krebs. Die Fischzüchtereien in Berneuchen sind dadurch weltbekannt, weltberühmt geworden. Auch als Fischerei-Schriftsteller hat v. d. Borne hervorragende Verdienste. Die Titel seiner Schriften sind angeführt in Mitt. der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei August Nr. 1894 S. 166 flg. und Allg. Fischerei-Zeitung vom 31. August 1894 S. 308 flg. Da ich im Ausschuss des Deutschen Fischerei-Vereins seit dessen Begründung mit v. d. Borne thätig gewesen bin, so kann ich ferner noch Zeugnis für seine trefflichen Charaktereigenschaften, seine stille Bescheidenheit, seinen unermüdlichen Fleiss, seine stets bereite Hülfswilligkeit aus eigener Erfahrung ablegen. Dem Märkischen Provinzial-Museum und der Heimatkunde unserer Provinz ist er ebenfalls recht oft förderlich gewesen; v. d. Borne's Andenken wird stets unter uns fortleben.

Ernst Friedel.

Fragekasten.

Parchent. (Vergl. S. 148 u. 198 d. Jahrg.). Der Ausdruck „Percham“ ist auch ausserhalb des Ordenslandes nachzuweisen. In dem von Warschauer herausgegebenen Stadtbuche von Posen wird in einer Urkunde von 1472 erwähnt: „Antemurale alias parkam“ dessen Identität mit Parkam Warschauer allerdings ungewiss lässt. Ausserdem kommt noch in demselben Stadtbuche der lateinische Ausdruck „parkanum“, den Warschauer durch poln. parkan = Zaun erklärt, vor, der wohl dasselbe Wort ist. Mit Parchen bezeichnet man im Ordenslande den Raum zwischen den beiden Mauern.

O. Matzdorff, Thorn.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

119

XII/1894

Bericht über die 12. (4. öffentliche) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Mittwoch, den 12. Dezember 1894, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der 2. Vorsitzende, Geheimer Regierungsrat und Stadtrat Friedel, eröffnete die Sitzung und erteilte dem Mitgliede Grunow das Wort zu seinem Vortrage über Mühlenbeck, den wir weiter unten abdrucken werden. Der Vortrag wurde illustriert durch die ausgestellten Urnen und Bronzen. Darauf sprach Mitglied Telge. Für diesen Vortrag hatte der Redner eine prachtvolle Sammlung von Nachbildungen prähistorischer Schmucksachen aufgestellt. Wir hoffen den Vortrag im nächsten Hefte bringen zu können. Nach demselben feierte der Vorsitzende den Redner als Künstler mit einem Rufe, der weit über Europa hinausgehe und hob hervor, welche Wichtigkeit derartige sorgfältige Nachbildungen haben, indem sie sowohl zur Ergänzung von Sammlungen dienen, als auch als Duplikate wichtig sind für den Fall von Zerstörungen und von Diebstählen der Originale. Zu dem Sacrauer Fund legte er die Denkschrift des Direktors Grempler vor und zu dem Vettersfelder Goldfund das Buch von Furtwängler, der ihn an das Ende des 6. Jahrhunderts verlegt, während ihn die nordischen Archäologen in das 4. Jahrhundert nach Christi Geburt setzen. Der Vorsitzende schloss sich dieser Meinung an, betonte aber, dass die Akten über denselben noch nicht geschlossen sind. Endlich bemerkt Dr. C. Bolle hierzu noch, wie Felix Dahn hervorgehoben habe, dass römische Kaufleute und Vornehme in Schlesien gewohnt haben und dass wohl zur Kaiserzeit hier eine der Strassen zur Bernsteinküste geführt haben mag.

Zum Schluss sprach Fräulein Lemke über die Urzeit der Küche. Der Vortrag wird weiter unten erscheinen.

Alle Vorträge wurden von grosser Aufmerksamkeit begleitet und mit lebhaftem Beifall belohnt.

Nach der Sitzung vereinigte sich ein grosser Teil der Erschienenen im Restaurant Grosser Kurfürst zu einem geselligen Beisammensein.

Dorf und Gräberfeld Mühlenbeck.

Etwa 18 km nördlich von Berlin befindet sich an der Chaussee, welche nach Liebenwalde führt, das Dorf Mühlenbeck. So weit wir es überblicken können, ist nichts, was das Auge fesseln könnte, alles neuerer und neuester Stil, selbst die Kirche neu, nur das Armenhaus neben der Kirche wird abgebrochen, weil es zusammenbrechen wollte. Wohl aber ist Mühlenbeck älter, nur seit der Zeit, in der die Chaussee ungefähr 200 m vom alten Wege gebaut wurde, hat sich das Dörfchen vorne mit Kalk und einigen Vorgärten, schmiedeeisernen Geländern, auch einem Balkon übertüncht, hinten aber ist noch Urgrossvaters Zeit.

Zum ersten Mal ist des Ortes im Landbuch Kaiser Karl IV. vom Jahre 1375 erwähnt; er gehörte einem Register vom Jahre 1451 nach zu dem Kloster Lehnin. Wird aber Moellenbeck genannt. Ob hier ein Kloster gewesen ist, wie die Sage lautet, lasse ich dahingestellt; auf der Grenze zwischen Mühlenbeck und Schönwalde, auf dem Acker, befindet sich eine Stelle fundamentartiger Reste, welche der alte Hof genannt wird; dieses Überbleibsel von altem Mauerwerk wird noch mit jener Sage am besten im Zusammenhang stehen. Ein guter Teil der Steine ist seiner Zeit beim Aufbau der Kolonie Schönwalde verbraucht. Vor etwa 60 Jahren wurde beim Pflügen an der Stelle ein kleiner Weihkessel gefunden, ebenso der in Stein gehauene Kopf eines Heiligen; ersterer ist vom Eigentümer des Feldes an einen Sammler verkauft, letzterer im Schoss der Zeit verschwunden.

Nach Einziehung der Klöster im Jahre 1571 wurde Mühlenbeck Jagdhaus noch unter der Regierung Joachim II. Da aber Joachim im selben Jahre starb, wird das Jagdhorn des Jägers hier nicht oft erschallt sein, weil der Sohn des Genannten, ein sehr sparsamer Herr, sich mit anderen Dingen beschäftigte, z. B. Niederländer in der Mark ansiedelte. Johann Georg, welcher seinem Vater Joachim II. in der Regierung folgte, verfügte unterm 23. August 1590, ein Erb-Register für das Amt Mühlenbeck anzulegen. Gleichzeitig gehörte dasselbe

„mit allen Diensten, Zehnten, Kirchenlehen, oberen und niederen
„Gerichten dem Churfürsten.“

Aus dem Register geht hervor, was dem Churfürsten gehörte:

„Ein neues Haus anno 1570 gebauet, damit Churfl. Gnaden
„wenn Sie anhiro sind, Logement haben, es hat 6 Stuben und
„7 Kammern, auch eine Badstube, ein Weinberg 2 $\frac{1}{2}$ Morgen
„gross mit gutem Weinholtze beleget.“

Grösser ist das Haus schon im Jahre 1660, denn das Inventarien-Verzeichnis giebt Mobiliar für 18 Stuben und Kammern an.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des grossen Churfürsten wurde Amt Mühlenbeck verpachtet, vorläufig auf 6 Jahre, vom 3. Juni 1683 bis 1689 und zwar an den Oberförster von Pannewitz, welcher im Jahre 1689 den Kontrakt auf weitere 6 Jahre, bei 600 Thaler Pacht, zu verlängern bat. Dieser von Pannewitz erhielt dafür das Prädikat Oberjäger-Meister. Der Vertrag ist vom grossen Churfürsten eigenhändig unterschrieben. So war Mühlenbeck von 1683—1829 in den Händen von Pächtern; das Erb-Register führt die Namen nach einander an, z. B. im Jahre 1769 einen Engländer Brown, welcher den Pachtzuschlag erhielt, um den Kleebau einzuführen. 1829 wurde Gut Mühlenbeck nebst Vorwerk Summt an den damaligen Geh. Reg.-Rat Dr. Leopold Krug verkauft; derselbe musste nach der Übergabe des Gutes das Erb-Register von 1591 an das kgl. Rent-Amt zu Berlin abliefern. Von der Familie Krug ist dann das Gut in den Besitz der Familie Beeskow gekommen.

Die Kirche, im letzten Jahrzehnt neu aufgebaut, entbehrt im Innern jedweden Schmucks. Aussen sind als einziges Zeichen des früheren Kirchhofs die Grabstellen des Dr. Leopold Krug mit seiner Frau durch Grabkreuze markirt. Die Gebeine selbst liegen unter dem Fundament der Kirche in der Nähe des Grundsteins. Nichts schmückt die Kirche als ihre Sauberkeit, selbst auf dem Kirchenboden habe ich Spinnengebeisse vermisst.

Das grösste Interesse in der Kirche erwecken die Glocken, die Glocken, die den Wanderer zur Einkehr riefen, die aber auch dem Einwohner Alles verkündeten: Freude und Leid, Sieg und Tod, die dem Ausdruck verliehen, welches als Inschrift auf der grossen Glocke sich befindet:

WANN MUELLENBECK
DURCH MEIN GELAUTE
ICH DIER DEN FEYERTAG
ANDEUTE
SO SAMLE DICH BALD
AN DEN ORT
DA CHRISTUS SCHAL
LEN LEST SEIN
WORT.

Oberhalb dieser in grossen römischen Buchstaben ausgeführten Inschrift befinden sich noch folgende Worte in derselben Schrift:

Herr Zacharias Friedrich von Goetze Hauptmann,
H. Christian Mathesius Ampt-Schreiber,
Johann George Sch×dow Pfarherr.

Auf der anderen Seite:

Martin Günther, Michel Mankopf,
Gürgen Lehmann Schultze.

Goss mich Hans Heintze in Berlin Anno 1677.

Die II. Glocke, entschieden die älteste dieser drei Glocken, hat 2 Inschriften, die eine nahe dem oberen, die zweite dem unteren Rande zu. Vielleicht ist es einer berufeneren Kraft möglich, dieselben zu entziffern.

Ein Abklatsch der Zeichen befindet sich im Märk. Prov.-Museum.

Die III. und kleinste Glocke ist wohl das Geschenk eines Guts-herren, denn am oberen Rande befinden sich 8 Wappen. Jedes Wappen 40 mm Durchmesser.

In der Ledebuhr'schen Glockenkunde der Mark werden diese Glocken nicht erwähnt, trotzdem die grösste von Hans Heintze, einem märkischen Glockengiesser, herstammt. (In Parenthese bemerke ich, dass sich zu Peitz eine gleiche Glocke mit derselben Aufschrift von H. Heintze befindet.)

Aber noch ältere Spuren einer Kirche fand ich in einem alten Kelch, dessen frühester Gebrauch auf das Jahr 1583 weist. Dieser Kelch befindet sich im Märkischen Museum.

Die alte Kirche wurde vor einigen Jahren abgebrochen und die Reste verkauft. So kaufte z. B. die Uhr auf der Auktion ein Schmied weil er notwendig Eisen zur Reparatur von Ackerwagen gebrauchte. Die Wetterfahne von 1772 erwarb die Gemeinde zurück und schmückte das Armenhaus damit, bis in einer lauen August-Nacht 1891 die Fahne vom Dache des Hauses verschwand, um ein paar Tage später im Märkischen Museum ein fröhliches Auferstehen zu feiern. Nur die Glocken sind von der alten Kirche herstammend.

Hier will ich noch gleich zweier Häuser des Ortes gedenken, die einiges Interesse hervorrufen. Das erstere, das Jagdhaus, von welchem ich schon sprach, ist heute im Besitz eines Milchhändlers Namens Iden und liegt an der Strasse nach dem Gutshause. Das zweite, das heutige Gutsgebäude, jenes oben angedeutete Haus, 1570 gebaut, auf einer Anhöhe gelegen, zeigt teilweise Bauart der Jetztzeit, teilweise Mittelalter. Einzelne Rudera entdeckte ich auf dem Boden, dessen Durchsuchung mir von dem Eigentümer, Herrn Rittergutsbesitzer Beeskow, gütigst gestattet wurde. So fand ich Folterwerkzeuge, z. B. einen spanischen Mantel.

Der Mantel wurde im 17. und 18. Jahrhundert als Strafwerkzeug gebraucht.

Derselbe gleicht einem konischen Fass, welches unten offen und oben mit einem durchlochtem Boden versehen ist, durch dessen Öffnung ein Menschenkopf knapp hindurchgesteckt werden kann. Ein verschliessbares Halseisen ist oben an einer Kette so angeschmiedet, dass es den

Hals der Person, deren Kopf durch das Loch gesteckt worden, festhält, so dass ein Abstreifen ohne Öffnen des Schlosses nicht möglich ist. Der Sträfling war dann gezwungen, das Fass wie einen Mantel die ihm auferlegte Zeit hindurch zu tragen, eine Qual, die bei einem Gewicht des Mantels von 30—50 Pfd. und bei einer Zeitdauer von oft 12 Stunden recht empfindlich war.

Aber noch empfindlicher erging es jenem Handwerksgesellen, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts noch mit dem Mantel bestraft wurde. Der arme Mensch war zu klein für das Fass und legte man dieserhalb ein Halseisen an einen Baum. Das Eisen aber war zu hoch angebracht und der Geselle musste sich auf einen Stein stellen, von dem er später abrutschte und sich so elendiglich erwürgte.

In gerader westlicher Richtung von hier befindet sich in der Nähe des Ganter Sees heute nur noch eine ungefähr $\frac{1}{2}$ Morgen grosse, moorige Stelle am Wege nach Birkenwerder, das Vorwerk Feldheim. Der erste Eigentümer, ein gewisser Putlitz in der 1. Hälfte dieses Jahrhunderts, hatte die Absicht, das Gut nach seinem Eigentum, dem Ganter See, zu nennen, liess aber diese Idee fallen und taufte es „Feldheim“. Es war mir nicht möglich zu erfahren, ob in früherer Zeit ein Zusammenhang zwischen dieser Familie und einer anderen bekannteren bestanden. Nachkommen dieses Putlitz auf Feldheim sind noch heute in Mühlenbeck, und der See gehörte der Familie. Überhaupt ist es eine seenreiche Gegend. Da ist der Toten-See, ebenfalls eine moorige Stelle, der Summter See und als grösster der Mühlenbecker See. Letzterer ist auf der westlichen, nördlichen und östlichen Seite von Königl. und Bauern-Forst eingeschlossen. An der südöstlichen Spitze bildet der See eine Ausbuchtung, welche in dem Fliess, das über Schildow, Lübars und Hermsdorf zur Havel eilt, eine Fortsetzung findet. In dem Winkel, welcher durch See, Fliess und Forst gebildet wird, ist der Platz, auf welchem vor wenigstens 2000 Jahren Germanen auf der Bärenhaut lagen. Feuersteinsplitter, Nuclei, Gefässscherben sammelte ich in grösserer Anzahl, aber auch Scherben wendischen Ursprungs fanden sich vor, Zeichen der Ablösung des Germanentums durch die Wenden.

Nun, meine Damen und Herren, komme ich zu dem Gräberfeld. Mit dem heiligen Augustinus kann gesagt werden: *Hic mortui vivunt, hic muti loquuntur*. Hier fanden die Toten die letzte Ruhe, hier wurde dem Kultus des semnonischen Stammes gefröhnt, denn mit diesem haben wir es zu thun.

Im Ganzen sind es 43 Grabstellen gewesen, teilweise den Verhältnissen nach gut erhalten, teilweise zerstört; zerstört durch Baumwurzel, zerstört durch die Bebauung des Feldes, aber am meisten durch Suchen nach Steinen zu Wegebauten.

Meine Damen und Herren, es würde zu weit führen, Stand, Grösse

und Form eines jeden Gefässes zu beschreiben, genauere Angaben befinden sich für jeden einzelnen Fall im Märkischen Museum. Jedenfalls war dieses Gräberfeld von einer Reichhaltigkeit, die mir imponierte. Aber wars auch heisser Sonnenbrand oder Regenschauer, der einsame Gräber musste die Arbeiten soviel wie möglich beschleunigen, um einem gewissen Raubrittertum (Liebhabern u. s. w.) zuvor zu kommen; hatte ich doch einmal das Vergnügen, zwei Gefässe in offenen Gruben vorzufinden, die von unberufener Seite freigelegt, auf 2—3 Tage zum Trocknen in den Gruben gelassen waren; die Folge war, dass ein Knecht in der Dunkelheit hineinfiel und der Feldwächter Auftrag erhielt, jeden Fremden ausser dem Beauftragten zu pfänden.

Auch die Dorfjugend, welche in der Nähe eines Tages zum Hüten weilte, machte sich das Vergnügen, sich ein Beigefäss als Ziel-Object auszuersuchen: „Schüttens Korl, künnst Du schmiete?“ und Korl traf! Mir blieb nur übrig, nachher zu sagen: „So hett seten!“ Einen ungefähren Massstab bilden jene drei zweispännigen Fuhren Steine, welche der Eigentümer des Feldes auf meine Veranlassung abfahren musste, um Raum zu gewinnen. Steine von Faustgrösse bis zu einer Grösse, dass nur ein kräftiger Mann dieselben zu transportieren im Stande war.

Diese, wie schon bemerkt, 43 Grabstellen repräsentieren aber mehr Gefässe; so fand ich manchmal 2 ja 3 Urnen nebst Beigaben in einer Grube, von einem Steinkranz umgeben, manche Gefässe bis 1 m tief im Boden, manche nur einen Spatenstich, Urnen von 18" Höhe bis zu einem Spielzeug, einer Kinderklapper von guter Wallnussgrösse in muschelartiger Form. Diese Klapper befand sich in einer grossen Urne mit calcinierter Knochenmasse. Dieses Gefäss war dem Andenken eines in der Ferne Verstorbenen gestiftet, man hatte keine Knochen von ihm und stellte den Topf umgekehrt. Gleich daneben eine Urne mit 2 Deckeln, der untere glatt mit scharfem Rande, der obere sattenartig. Die Urne selbst roh, ohne jegliche Verzierung. Eine andere Urne birgt in ihrem Innern ausser der Knochenasche noch eine kleinere, auch mit Asche gefüllt. Wir gehen wohl nicht fehl, diese Grabstelle als die einer Wöchnerin anzusehen, welche mit ihrem Kinde zusammen beigesezt wurde. Eine mir noch nicht vorgekommene Grabstelle war das Grab No. 19 in meiner Aufzeichnung. Eine 1 $\frac{1}{2}$ m lange und 1 m tiefe und breite Steinpackung; die Steine zusammengefügt, Bewunderung erregend, auf der Sohle dieses quadratischen Steinhaufens, in einer künstlich hergestellten Höhlung ein kleiner Aschenhaufen, auf dessen Spitze sich eine Bronze-Nadel von 12 cm Länge vorfand. Mehr dem Ost-Ende zu ein kleines Beigefäss. In einem durch Ackergerät zerstörten Grabe fand ich den ersten reichen Bronze-Schmuck, der Hallstatt-Periode angehörend: Armringe von 5 cm Durchmesser und einige spiralgig geformte andere Ringe.

In einer Grabstelle, von einer bienenkorbähnlichen Steinpackung umgeben, befinden sich 2 Toten-Urnen. In der Asche, welche ich mit der äussersten Vorsicht auseinander nehme, lagen Knochenpfeile und ein Knochenknopf.

Ganz abseits von diesem Felde, auf dem Wege nach Summt, sind die Fuchsberge. Aufmerksam durch Scherben geworden, welche aber auch durch Dung dorthin gekommen sein konnten, legte ich nach einigem Suchen eine Grabstelle frei, die den tapferen kriegerischen Semnonen gehörte. Ein Aschenhaufen auf flachem Stein, oben anfliegend 1 Bronzeschwert, auf demselben ein Messer, rechts eine Nadel, links eine bronzene Pfeilspitze. -- Geht man von hier aus nach Mühlenbeck zurück, so bleiben links an der Chaussee 2 Ziegeleien liegen, in deren Nähe beim Abkarren von Thon ebenfalls 2 Urnen von Arbeitern gefunden wurden. Der Beschreibung nach Toten-Urnen.

Wie ich oben schon mitteilte, imponierte mir die Reichhaltigkeit der Funde, sowohl Urnen mit reicher strichartiger Verzierung, wie ganz glatte, aber ausdrücklich bemerke ich, dass ich an keiner einzigen Stelle Spuren von Eisen fand, auch nicht durch Eisen gefärbte Knochenmasse. Noch zur Zeit des Tacitus war den Germanen, wie uns derselbe in seiner Germania mitteilt, die Zubereitung des Eisens wie anderer Metalle fremd.

Nun, meine Damen und Herren, das war in Kürze die Beschreibung eines Gräberfeldes, einer Stelle, welche seit Urzeiten zu dem festen Lande gehörte, vielleicht eine Düne von Flugsand gebildet, spärlich bewachsen, so recht geeignet zu einem Friedhof.

A. Grunow.

Aus der Urzeit der Küche.

Von

Elisabeth Lemke.

Geehrte Anwesende, es hat nicht in meiner Absicht gelegen, so bald schon wieder hier oben Platz zu nehmen und Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Ich muss Herrn Geheimrat Friedel dafür verantwortlich machen, der für den Anfang des Winters wählte, was für den Ausgang desselben bestimmt war. Und ich muss auch auf ihn verweisen, wenn ich statt des in Aussicht genommenen Vortrags über uralte Töpferei und Ornamentik einige Mitteilungen aus der Urzeit der Küche bringe.

Letzgenannter Änderung kann man indess eine humorvolle Berechtigung nicht absprechen. Lange, lange bevor die Menschen mit

Tellern und Töpfen wirtschafteten, haben sie essen und trinken müssen; das wird nie in Abrede gestellt werden können. Die Anfänge einer Mahlzeit sind eben gleichbedeutend mit den Anfängen des Daseins überhaupt; sie verlieren sich freilich in so dichter Finsterniss, dass auch die kühnste Phantasie nicht deutliche Vorstellungen zu gewinnen vermag. Nur Mutmassungen sind zulässig; und diese stützen sich einerseits auf Beobachtung der noch jetzt im rohesten Naturzustand lebenden Völker, andererseits auf Funde von alten Mahlzeitüberresten, z. B. in Höhlen, wo Mensch und Tier abwechselnd „Herr im Hause“ war und abwechselnd einander verzehrte. Jedenfalls haben sich lange Zeit hindurch die Menschen — neben Pflanzenkost — mit rohem, ungesäubertem Fleische begnügt; es ist anzunehmen, dass ihnen das Wort „Ekel“ noch ganz unbekannt gewesen ist und dass sie vorläufig nur dem gewaltigen Tyrannen „Hunger“ Tribut gezollt haben.

Sehen wir uns in den vorgenannten Höhlen um, so können wir aus den aufgespeicherten, wohl überlegt zerschlagenen Tierknochen erkennen, welchen Nebengeschöpfen der hungrige Mensch am liebsten nachstellte. Aber bevor wir in der Hinterlassenschaft der Höhlenbewohner kramen, sei an das landschaftliche Bild erinnert, welches vornehmlich A. Penck für jene Zeiten entwirft, da zuerst Menschen in Deutschland gelebt haben mögen.

A. Penck*) geht von der bekannten Erfahrung aus, dass fast überall im Gletschergebiet der Eiszeit verschiedene Gletscherschuttwälle, Moränen, auftreten, durch Zwischenbildungen von einander getrennt. Es erklärt sich das daraus, dass die Eiszeitgletscher in ihrer Ausdehnung sehr beträchtlichen Schwankungen — Rückgang und Neuvorrücken — ausgesetzt gewesen sind, so dass uns die Eiszeit nicht mehr als eine gleichbleibende Kälteperiode erscheint. Rings um die Alpen kehrt die Erscheinung wieder, dass sich äussere Moränen von inneren sondern und sich von letzteren durch einige Züge höheren Alters abheben. Man bezeichnet die Perioden des Gletschervorrückens als eigentliche Glacialzeiten, die Perioden des Gletscherrückgangs (welche zweifellos durch Einflüsse milderer klimatischer Verhältnisse bedingt wurden) als Interglacialzeiten. Es ist allbekannt, dass die Tierwelt der Diluvialzeit ein Gemenge von hochnordischen, arktischen Formen mit solchen eines gemässigten Klimas zeigt. Und wir treffen die Reste des Diluvialmenschen sowohl mit den arktischen Formen — wie Renntier, Moschusochse und Vielfrass —, wie mit den Vertretern eines milderen Klimas — Mammuth, Rhinoceros u. s. w. Aber zwischen der grossen von Skandinavien ausgehenden Eismasse, welche fast ganz Norddeutschland deckte, und der von den Alpen nordwärts sich erstreckenden Vergletscherung, welche

*) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1884, S. 80.

weit nach Mitteldeutschland vordrang, lag in Deutschland während der Gesamteiszeit nur ein schmaler Saum unvereisten Landes; wenn der glaciale Mensch in unseren deutschen Gegenden existierte, so musste er sich hier aufhalten; — weitere Wohnplätze standen ihm im südlicheren Europa offen, welches in ausgedehnten Strecken von der Vereisung niemals erreicht wurde. — Ausschliesslich in Mitteldeutschland (im Gegensatz zu Norddeutschland u. s. w.) finden sich Spuren der „älteren“, diluvialen Steinzeit. — So viele Fundstellen und so reiche Funde aus der „jüngeren“ Steinzeit die Ufer der Alpenseen lieferten, nirgends wurde im alten Gletschergebiet ein Rest aus der diluvialen Steinzeit entdeckt. Bei näherer Untersuchung stellt sich aber heraus, dass es nicht das ganze Gebiet der einstigen Vergletscherung der Eiszeit ist, welchem der Mensch der ältesten Steinzeit fehlt, sondern nur das Gebiet der inneren, jüngeren Moränen. Die in Deutschland in Frage kommenden Hauptfundstellen des Diluvialmenschen: Thiede und Westeregeln bei Braunschweig, Taubach bei Jena-Weimar, d. h. die thüringischen Kalktuffe, die Lindenthaler Höhle bei Gera, die Ofnet im Ries, Blaubeuren und Riedlingen, Thayngen und Schussenried, liegen samt und sonders innerhalb des Gebietes der äusseren, älteren Moränen.

Bis zu diesen hochberühmten Stätten reicht nun zwar nicht das Gebiet, welches sich im allgemeinen die „Brandenburgia“ zum Arbeitsfeld erwählt hat, aber der Hinweis auf dieselben ist wohl unerlässlich, wenn wir den Geheimnissen der ältesten deutschen Küche nachgehen.

Zu den wohl- oder übel-schmeckenden Geheimnissen gehört das Mammuth. Wenn nun auch — was z. B. die Mammuthjäger in Mähren anbetrifft — der berühmte Erforscher der dänischen Kjökkenmöddings (zu deutsch gesagt: „Küchenge Müll-Hügel“), Japetus Steenstrup, ein abschprechendes Urteil gefällt hat, so ist die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth doch in das Glaubensbekenntnis ungezählter Forscher übergegangen. Herr Professor Nehring schreibt mir unterm 22. Nov. d. J.: „In Frankreich sind meines Wissens alle Forscher darüber einig, dass Mammuth und Mensch auf französischem Boden gleichzeitig gelebt haben. Die österreichischen Forscher nehmen für Mähren und Böhmen u. s. w. meistens dasselbe an, namentlich Maska, Makowsky und Woldrich. Für gewisse Gegenden Deutschlands, z. B. die Gegend von Gera, Westeregeln und Thiede, glaube ich selbst die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth nachgewiesen zu haben.“ Diesen Nachweis lieferte Herr Nehring u. a. durch Vorlegung der bei Thiede gefundenen Feuerstein-Instrumente, welche nach seiner Meinung nur durch den Menschen an den Fundort gebracht sind; manche Stücke möchten wohl auch daselbst hergestellt sein, „wenn die Jäger im Schutze der damals säulen- und pfeilerähnlich emporragenden Gypsfelsen ihr Feuer anzündeten, das erlegte Wild abhäuteten, zerlegten und verzehrten.“

Hier ist schon die Kenntnis des Feuers vorausgesetzt. — Man nimmt allgemein an, dass verschiedene Beobachtungen zur Feuerbereitung führten, wie z. B. das Reiben zweier Baumstämme gegen einander. (Übrigens berichtete W. von Schulenburg, dass noch zu unserer Zeit in Schlesien — natürlich nur zum Zeitvertreib — eine Feuerbereitung ähnlicher Art bekannt sei.)

Unserer Einbildung ist ein weiter Spielraum gegeben, wenn wir uns eine einstige Mammuth- oder Rennthier-Jagd ausmalen wollen. Ziehen wir Vergleiche aus der Jetztzeit heran, so mögen auch die Negritos der Philippinen Berücksichtigung finden. „Dieselben“, erzählt A. Schadenberg*), „leben abgeschlossen; sie haben keine festen Wohnsitze und bauen keine Hütten. Ihre Lebensweise ist folgende: Vater, Mutter und Kinder sind mit Pfeilen versehen und gehen gemeinsam auf die Jagd. Töten sie einen Hirsch oder ein Schwein, so bleiben sie an dem Orte, wo das Tier liegt, machen eine Vertiefung in die Erde und legen das Tier hinein; dann bereiten sie Feuer. Jedes holt sich ein Stück des Tieres, welches ihm am besten passt, und bratet es am Feuer. Und so essen sie so lange, bis sie den Magen gefüllt haben; und so gefüllt, schlafen sie auf der Erde, welche sie aus der Vertiefung genommen haben. Wenn sie erwachen, thun sie dasselbe und so fort, bis das Fleisch aufgezehrt ist. Dann begeben sie sich wieder auf die Jagd.“

Feuersteinmesser u. dgl. gehörten wohl zu der allerersten, gewissermassen „fliegenden“ Kucheneinrichtung. Schaaffhausen sagt von derselben: „In den Höhlen finden wir Feuersteinmesser neben den Knochen von Höhlenbären, Rhinoceros und Mammuth und sagen ohne Bedenken, dass der Mensch mit diesen Messern das Fleisch von den Knochen geschnitten hat“**).

In der Ofnet, jener grossartigen Felsenhöhle bei Nördlingen (Württemberg), liessen sich bereits die Überbleibsel thönerner Gefässe nachweisen: eine Menge roher, quarzreicher Scherben von weitbauchigen Schüsseln und flachen Tellern. „Höchst verwunderlicher Art sind die Tiere jener Zeit dort: Elephant, Nashorn, Schwein, Hyäne, Höhlenbär, Wolf, Fuchs und Dachs. Weitaus am zahlreichsten war jedoch das Pferd vertreten, von dem allein anderthalb tausend Zähne gesammelt wurden. (Es ist durchweg kleiner, als die heutige Landrasse.) Ferner kamen in der Ofnet vor: Wisent, Riesenhirsch und Rentier, Hase, Gans, Ente und Schwan. — Die grösste Menge von Bärenresten lieferte der Hohlstein im Lonethal, eine Höhle, deren Ausräumung nahezu 4 Wochen in Anspruch nahm. Am Schluss der Ausgrabung fuhr vom Hauptquartier in Stetten ein vierspänniger Frachtwagen zur Eisenbahn ab; derselbe

*) Z. f. Ethn. 1880, S. 143. (Padre Felipe Calayag; 1877.)

**) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 169.

war mit Bärenknochen förmlich angefüllt, darunter 88 Schädel sich befanden“*).

Die Zeichnungen auf Renntiergeweih (z. B. in der Höhle von Veyrier bei Genf und ferner bei Schaffhausen) beweisen uns, dass schon der Mensch der ältesten Steinzeit nicht nur Sinn für Essen und Trinken hatte. Was letzteres aber anbelangt, so ist die Meinung weit verbreitet: dass Blut — und zwar noch lebenswarmes — ein ausserordentlich beliebter Stoff gewesen sei. Und forschen wir nach den ältesten Trinkgefässen, so wird uns u. a. der Hirnschädel des Menschen vorgeführt.

Anknüpfend an Virchows Untersuchungen über die Anfänge des Gebrauchs eines künstlichen Gefässes sagt A. Kuhn: „dass das Kochen, sowie der dazu gehörige Topf den indogermanischen Völkern bereits vor ihrer Trennung bekannt gewesen sei. Abgesehen von den Namen der beiden zum Kochen nötigen Elemente, Feuer und Wasser, die jenen Sprachen in zwei Gruppen von Wörtern gemeinsam sind, stellen sich als gemeinsam in den Hauptsprachen hierbei die Wörter für den Begriff des Kochens oder Backens, sowie für den des gekochten und rohen, d. i. blutigen Fleisches (am deutlichsten bei Indern und Griechen) und auch der Fleischbrühe heraus. Wenn damit die Frage, ob die Indogermanen zu kochen, braten oder backen verstanden, bejahend entschieden ist, so bedarf es doch noch der weiteren Untersuchung, ob sie sich dabei natürlicher oder künstlicher Gefässe bedient haben. Hier zeigen nun die indogermanischen Sprachen einen grossen Reichtum von übereinstimmenden Ausdrücken. U. s. w. — Man wird den Indogermanen, in Rücksicht auf das Vorhandensein eines allen gemeinsamen Wortes für den Begriff des Kochens, auch das Vorhandensein eines Kochgeräts zugestehen müssen; und zwar ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Schädel, die Hirnschale, ein solches in ältester Zeit gebildet habe, da einerseits derselbe als Bezeichnung von Trinkgefässen, andererseits aber auch von Töpfen und Kesseln vielfach wiederkehrt.“ — Steinthals Frage, „ob der Name Kopf statt Topf nicht aus der alten Sitte, Menschenschädel als Trinkgefässe zu benutzen, hergeleitet worden sei,“ wurde von Kuhn bejaht. Und Virchow erinnerte dabei an die in den Schweizer Pfahlbauten gefundenen, zu Trinkschalen umgewandelten Schädel.**)

Geehrte Anwesende, das Trinken aus einem Menschenschädel wurde mir noch vor wenigen Wochen von einem Berliner als etwas ganz Gemütliches geschildert. Jener Herr hatte s. Z. mit anderen Studenten in Heidelberg wie selbstverständlich aus der Hirnschale eines seligen Bierbrauers getrunken. Erwähnt sei noch, dass der Herr den „Vandalen“ angehörte.

*) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1886, S. 35.

***) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1877, S. 489.

Bei Australiern ist es etwas ganz Gewöhnliches, Menschenschädel zu Wassergefässen zu benutzen; man bevorzugt die Schädel der nächsten Angehörigen, z. B. der Eltern*).

Obgleich noch viele Einzelheiten zu erörtern wären, — z. B. das in der Vorzeit so allgemein beliebte Aufschlagen der Knochen zur Gewinnung des Markes — wollen wir doch nunmehr zu den Pfahlbauten der Schweiz übergehen, deren Erforschung einen so gewaltigen Fortschritt für die prähistorische Wissenschaft bedeutet.

„Es war im Winter 1853–54, als der Wasserstand des Zürcher Sees so gering war, dass man eine Anzahl tief im Bett des Sees eingetriebener Pfähle entdeckte, zwischen ihnen aber auf dem Grund eine grosse Menge von Hämmern, polierten Äxten und anderen Steinwerkzeugen fand. Angebrannte Holzbohlen, sowie Nahrungsmittel, Gewebe u. s. w. deuteten auf Wohnstätten, die durch Feuer zu Grunde gegangen. — Dieses sind die berühmten Pfahlbauten der Schweizer Seen, welche mit den Funden im Torfmoor und in den Küchenabfällen an der dänischen Küste den Menschen in eine nicht geahnte, nicht zu berechnende Zeit zurückführen.“**)

Welche Empfindungen vermag der Anblick oder die verbürgte Kunde solch umfassender Zeugnisse für das Leben und Treiben einer fernen, fernen Vorzeit zu erwecken! Wie steigt das Bild jener Vergangenheit, der Kindheit unserer Kultur, so lebendig empor! Wir mögen nicht rasten, bis wir alles durchforscht haben, was uns dieses Bild näher bringt — bis in die kleinsten Züge, bis in scheinbare Nebensächlichkeiten.

Ob als solche Nebensächlichkeit die Küche oder Speisekammer zu betrachten wäre!? — Ich glaube, die anwesenden Damen werden ausnahmslos „nein“ sagen; und die Herren? — Nun, auch jene, denen vor Gelehrsamkeit oder sonst etwas Hören und Sehen vergeht, wissen, dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält; und wenn auch nicht jeder das „Selber essen macht fett“ zum Motto erwählt hat, — über Recht und Pflicht bei der Ernährung kann doch nur in Bezug auf Menge und Art gestritten werden.

Lieferten uns die Höhlen besonders reiche Funde an Knochenresten, so erschliessen uns die Pfahlbauten die Kenntnis ausgedehnter Landwirtschaft, indem ausserordentlich viel Getreide u. s. w. — nach unabsehbar langer Pause — wieder ans Tageslicht dort gebracht wird.

Als Beispiel für den Gesamtcharakter führe ich den Pfahlbau von Robenhausen***) an, welcher nach jeder Richtung unsere Wissbegierde in Bezug auf Speisevorräte befriedigt. Knochen und Sämereien, auch ge-

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1877, S. 131.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 67.

***) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 233.

trocknetes Obst sind reichlich vorhanden. Die Sämereien erfordern bei dem Herausschaffen die grösste Sorgfalt und Aufmerksamkeit; die Ähren sind — wenn sie an die Luft kommen — so zerbrechlich, dass man sie beinahe nicht berühren darf; durch das Trocknen gewinnen sie jedoch Festigkeit, so dass man sie ohne Schwierigkeit aufbewahren kann. Von Getreidearten wurden nachgewiesen verschiedene Arten von Gerste, Weizen, Hirse und Emmer, — die Körner gewöhnlich in grösserem Vorrathe, der keiner Hütte fehlte; aber wohl alles verkohlt. — Eine jede Hütte hatte ihre eigene Mühle, etwa aus Granit. (Zu solcher Mühle gehören bekanntlich ein ausgehöhlter, grösserer Stein und ein runder, kleinerer zum Reiben.) — Für Brot müssen die Pfahlbauer grosse Vorliebe gehabt haben. Dasselbe findet sich in flachen, kuchenartigen Brötchen von 15 bis 20 cm Durchmesser und 3 bis 5 cm Dicke und lässt bei mikroskopischer Untersuchung noch deutlich die schlecht vermahlene Körner und oft auch einzelne Kleieteile erkennen; ja, selbst kleine Reste der Mühlen — die bei dem Reiben der Steine sich lösten — sind nicht schwer nachzuweisen. Der Abdruck eines Kastanien-Blattes oder dgl. auf einem Brötchen hat zu der Vermutung geführt: dass man zum Backen Modelle oder Formen benutzte. Man verbackte Gerste, Weizen und Hirse. — Neben den Getreidearten kommen am häufigsten die Äpfel und zwar die sogenannten Holzäpfel vor. (Nach Heer hatten die Pfahlbauer aber auch schon eine kultivierte Art.) Fast alle Äpfel waren entzwei geschnitten, um sie besser dörren zu können. — Birnen sind selten. (Es steht uns frei, an Hirseklösse mit getrocknetem Obst und Knöcheln vom Torfschwein zu denken.) — Sehr beliebt werden Haselnüsse gewesen sein, von denen zwei Arten gefunden wurden; und als sonstiges Dessert mögen die Mengen von Himbeeren und Brombeeren, sowie die weniger häufigen Erdbeeren und Heidelbeeren angesehen werden. Von der gleichzeitig hier nachgewiesenen Wassernuss spreche ich noch nachher. — H. Messikommer jun. sagt: „Oft macht es beim Graben den Eindruck, als ob der Ort erst gestern verlassen worden wäre, so deutlich kann man alle Details der häuslichen Verhältnisse und Einrichtungen verfolgen.“

Alles weist darauf hin, dass die Pfahlbauer Ackerpflger, Viehzüchter und Jäger gewesen sind. Die Pfahlbauerinnen haben also einen abwechslungsreichen „Tisch“ führen können. Thönerne und hölzerne Gefässe standen ihnen zur Verfügung. Heer nimmt an, dass auch das Getreide in grossen, thönernen Gefässen aufbewahrt wurde. — Was die besagten Brötchen anbelangt, so erinnerten sie R. Hartmann*) an die sehr ähnlich geformten, auf einer mit Sesam-, Ricinus-Öl oder Butter abgeriebenen Platte gebackenen Brote, welche den ägyptischen, in Berber

*) Z. f. Ethn. 1871, S. 98.

stationierten Soldaten verabreicht werden. — Überhaupt lassen sich mehrfach Übereinstimmung und Ähnlichkeit mit noch jetzt anzutreffenden Vorkommnissen betonen. So spricht Heer die Ansicht aus, dass die Brotbäckerei der Pfahlbauer derjenigen heutiger Beduinen Syriens und Arabiens geglichen haben wird. Der Orientale bewahrt sein Brot trocken auf und erweicht es zum Gebrauche. — Erwähnt sei ferner, dass auch von einem „Pfahlbaupumpnickel“ die Rede ist, und dass jedenfalls Gerste durch vorheriges Rösten geniessbarer gemacht worden ist. — Die Frage, ob man auch schon Bier aus der Gerste bereitete, bleibt eine offene. — (Zur Zeit des Tacitus war Bier längst ein Lieblingsgetränk germanischer Völker.) — Schliesslich sei noch gesagt, dass unter andern Acker-Unkräutern auch unsere Kornblume in den Pfahlbauten gefunden wird; und dass Kirschen- und Pflaumensteine, Bohnen, Erbsen u. s. w., sowie Pastinak gleichfalls vertreten sind.

Gehrte Anwesende, alle diese Vorräte und noch viel anderes Hierhergehörendes würde Stoff zu etlichen Vorträgen geben; ich muss aber — etwa wie die Pfahlbauerinnen mit dem Brote — mit der mir anvertrauten Zeit und Geduld haushalten.

Zunächst hätten wir wohl den Kjökkenmöddings einen Besuch abzustatten; es sei mir aber erlaubt, vorher einen Lieblingsbraten der alten Germanen und sonstigen Urvölker aufzutischen, nämlich Pferdefleisch.

Nehring*) unterscheidet bekanntlich drei Diluvialfaunen: die Glacialfauna, die Steppenfauna und die Waldfauna. „Diese letztere enthält nur Tiere, welche auch heutzutage noch in unserer Gegend leben. Es gehört dieselbe noch z. T. der Pfahlbauperiode an. — Während der Steppenperiode lebte ein Wildpferd in zahlreichen Rudeln in Deutschland. Dieses Tier wurde von Menschen gejagt, und sein Fleisch wurde verzehrt. Sehr häufig sind die Röhrenknochen aufgeschlagen, um das Mark daraus zu gewinnen.“

In der prähistorischen Ansiedelung bei Andernach**) sind neben Resten von Renntier und Schneehuhn ausserordentlich viele Pferdeknochen gefunden worden. „Vom Pferde muss der Mensch jener Zeit vorzüglich gelebt haben. Noch in der germanischen Zeit, von der wir Nachricht haben, war das Pferd ein gewöhnliches Nahrungsmittel, das unsere Vorfahren auch opferten. Wir wissen, dass Bonifacius den Genuss des Pferdefleisches verbot, um damit die heidnischen Opferfeste zu verhindern.“

In Italien sah man wilde Pferde zum ersten Mal während der longobardischen Herrschaft, unter dem König Agilulf. Papst Gregorius III. schrieb um 732 an Bonifacius: „Du hast einigen erlaubt, das Fleisch

*) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1888, S. 10.

**) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1883, S. 123.

von wilden Pferden zu essen; den meisten auch das von zahmen. Von nun an, heiligster Bruder, gestatte ich dies auf keine Weise mehr.“ (Nebenbei sei erwähnt, dass noch am Ende des 16. Jahrh. wilde Pferde in den Vogesen gewesen sein sollen.) — Die Litauer finden wir in alten Zeugnissen als Trinker von Pferdemilch, eine Sitte, die (bei den Germanen unbekannt) von den Reitern der südrussischen Steppen bis an die Ostsee sich weiter verbreitet hatte. — Wulfstan (871—901) berichtet: „Bei den Esten — d. h. den Preussen — giebt es so viel Honig, dass der König und die Reichen den Meth den Armen und den Knechten überlassen, selbst aber Stutenmilch trinken.“ Die Stuten wurden in grossen Herden gehalten und diese dann umzingelt oder herangetrieben, um gemolken zu werden. Durch Gährung der Milch gewann man ein berauschendes Getränk, dessen sich vorzugsweise die Vornehmen bedienten.*)

Nirgends ist gesagt worden, dass man auch „dicke Milch“ herstellte, — mit recht schöner Sahne; aber von Butter aus Pferdemilch (bei den Skythen) berichtet V. Hehn (a. a. O.).

„Für einige Stämme der Westgermanen“ sagt K. Könen**) „passt die Mitteilung bei Pomponius Mela über die damalige Rohheit der Germanen, welche das rohe Pferdefleisch von den Knochen nagten.“ — Derselbe Forscher berichtet, dass die Moriner und Menapier daselbst noch allein von Fischen und den Eiern wilden Geflügels lebten.

Wir müssen noch einmal zum Anfang der Küche zurückkehren; d. h. wir werden, um eine bequeme geographische Verbindung mit dem Norden Deutschlands zu gewinnen, ein wenig die dänischen Kjökkenmøddings durchmustern.

Dieselben gehören der neolithischen oder jüngeren Steinzeit an. „Sie bilden Dämme in Höhe von 1 bis 3 m, in einer Länge von manchmal über 300 m bei 50 bis 60 m Breite. (So an der dänischen, deutschen und südschwedischen Küste.) Sie setzen sich aus tausenden weggeworfener Schalen der Auster, der Herzmuschel, Miesmuschel und anderer Seetiere zusammen und sind untermischt mit Knochen von Vögeln, wie Singeschwan, Krickente, Taucherente, Möven, Ringtauben und Krähen, von Fischen, wie Lachs, Hecht, Aal, Dorsch, Flunder, Stichling, und von Säugetieren, wie Wildschwein, Reh, Hirsch, Auerochs, Biber, Seehund u. s. w. Die grösseren Knochen der Säugetiere finden sich gewöhnlich aufgeschlagen. — Zwischen diesen Speiseresten findet man noch mit Asche bedeckte Feuerstätten, rohe Gerätschaften und Scherben an.“ ***)

Ähnliche Verhältnisse sind auch anderwärts und für andere Zeiten

*) V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. V. Aufl.

**) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1888, S. 148.

***) G. Buschan, Jahr.-Ber. d. Ges. f. A. u. U. der Oberlausitz, Heft II.

nachzuweisen. Wie die Austern in den dänischen Kjökkenmöddings die erste Rolle spielen, so bilden z. B. beim Rinne-Kaln oder Rinnehügel (der merkwürdigsten Fundstätte in den Ostseeprovinzen) die Unioschalen den Hauptbestandteil.

Bei Tolkemit in Westpreussen ziehen sich am frischen Haff besagte Küchenabfall-Hügel in grosser Ausdehnung hin; die Reste der thönernen Gefässe zeigen das für diese Zeit so charakteristische „Schnurornament“. — Das ungefähre Alter dieser Abfallhaufen liesse sich auf 3000 Jahre schätzen.

Um nun endlich der „Brandenburgia“ ein wenig gerecht zu werden, gehe ich zu einheimischen Küchenabfällen, Herdstellen und Pfahlbauten über. Letztere reichen in der Mark Brandenburg, wie überhaupt im nördlichen Deutschland, bis in die historische Zeit und haben keinerlei Zusammenhang mit den Pfahlbauten der Schweiz.

In der Nähe von Seelow ward z. B. eine Herdstelle in Tiefe von etwa 2 m ausgegraben; dieselbe war aus einer doppelten Lage geschlagener, z. T. gebrannter Geröllsteine zusammengesetzt und wies Kohlenstücke, Scherben und Knochen von Schwein, Rind, Hirsch u. a. m. auf. — (Welche Bedeutung hier und überall der Besitz des Viehstandes, die Ausnutzung der Milch u. s. w. gehabt haben, bedarf wohl nicht besonderer Erörterung.) Knochen vom Schwein kommen in der Mark Brandenburg und in angrenzenden Gebieten so überaus zahlreich vor, dass man darin ein Seitenstück zu den in Höhlen gefundenen Resten von Bär, Pferd u. s. w. hat. — Virchow sagt von der Herdstelle bei Seelow: „Es kann nicht zweifelhaft sein, dass wir hier auf ein altes Kjökkenmödding oder — anders ausgedrückt — auf eine alte Ansiedlung gestossen sind. Im Ganzen gehört dieselbe sicherlich der Zeit der nordischen Pfahlbauten an.“*)

Über manche solcher alten Fundstellen auch in der Mark lässt sich natürlich kein entscheidendes Wort sprechen; sie können ebensogut für Wohnplätze, wie für Stätten eines vorübergehenden Aufenthalts angesehen werden. Uns würden heute nur die Beweise von Kochen, Braten und Backen interessieren.

Eine solche Stelle aus bereits slavischer Zeit befindet sich bei Luckau. Behla**) neigt der Ansicht zu, dass hier eine Menschenmenge einmal vorübergehend gelagert hat; die vielen Brandstellen fasst er als Kochstellen auf, die horizontal gelagerten Steine als kleine Herde.

Da sich in den alten Küchenresten der Mark Brandenburg ungleich mehr Knochen von Haustieren, als von Wild vorfinden, kann man wohl auf eine sesshafte Bevölkerung schliessen. Und, wie erwähnt, das Schwein

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1875, S. 115.

**) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1882, S. 261.

ist am meisten vertreten. Virchow*) sagt von den Funden am Werbelin-See u. s. w.: „Man kann sagen, dass beinahe die Hälfte der erkennbaren Knochen dem Schweine angehört.“ Es sei aber fraglich, ob das, von den Schweizer Pfahlbauten bekannte Torfschwein (*Sus palustris*) in der Mark zu Hause gewesen sei.

Oft handelt es sich bei den Fundstätten um sogenannte Trichtergruben, in denen wohl auch gekocht wurde.

„Das Sieden des Fleisches im Wasser mag schon von den Höhlenmenschen geübt worden sein. Bei modernen Naturvölkern bringt man u. a. Wasser zum Sieden dadurch: dass glühend gemachte Steine in eine mit Wasser gefüllte und mit einer Tierhaut ausgekleidete Erdgrube geworfen werden. Ähnlich mag die Speisebereitung in der Urzeit gewesen sein. Das Fleisch wurde in das auf die geschilderte Weise erhitzte Wasser geworfen, und die Bouillon war fertig.“**)

Über die Art, wie man z. B. einen Bratenspiess oder dgl. anbrachte, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Man wird indessen nicht fehlgehen, wenn man hierbei die einfachste Herstellung und Handhabung voraussetzt.

Über Schüsseln, Töpfe, Tassen und Löffel zu berichten, würde über den Rahmen dieses bescheidenen Vortrages hinausführen und muss ein andermal berücksichtigt werden. Das Märkische Provinzial-Museum, das kgl. Museum für Völkerkunde hierselbst und die Sammlung der Niederlausitzer anthropologischen Gesellschaft bergen eine grossartige Fülle von prähistorischer Kücheneinrichtung aus der Mark Brandenburg. — U. a. fand man auch, z. B. bei Buschow, merkwürdige, durchlöcherte Gefässe, welche als Käsenäpfe oder dgl. angesehen werden.

Was den alten und ältesten Märkern an Früchten zu Gebote stand, hat uns Herr Geheimrat Friedel in der November-Sitzung des vorigen Jahres veranschaulicht, — sogar unter Probeessen der auf der Insel Scharfenberg gesammelten Früchte des europäischen Zürgelbaumes (*Celtis australis*). Demnach naschten Gross und Klein einst von Faulbaum, Eberesche, Elsbeere, von Holzbirnen und Holzäpfeln, Vogelkirschen, Schlehen u. s. w. — Über den Weinbau in der Mark sprach neulich Herr Dr. Bolle; er ist uns aber die Fortsetzung schuldig, nämlich seine Meinung über den Beginn der Weinkultur hier. V. Hehn (a. a. O.) erzählt uns, dass während der römischen Kaiserzeit der Weinbau in Gallien nicht blos sich befestigte, sondern seine Grenzen erweiterte. Von hier aus ward, wenn auch nicht der Weinstock, so doch der Wein den angrenzenden Germanen zugeführt. Tausend Jahre später belehrten die Deutschen die Bewohner Norwegens über den Werth des Weins. —

*) Z. f. Ethn. 1869, S. 404.

***) G. Buschan, a. a. O.

Mit dem Wein zugleich erschien der Essig auf der Bildfläche. — In Italien kam es den ostgothischen und longobardischen Fürsten gewiss nicht auf die Blume des Weines, sondern auf die Menge des Getränkes an; zu jenen Zeiten wurde der Wein auch mit Gewürz, Beeren und Honig abgekocht. — Das heutige Europa lässt sich (nach V. Hehn) in das Wein- und Ölland und in das Bier- und Butterland teilen. — Bei den Kelten des mittleren Frankreichs war zur Zeit des Posidonius (Anfang des 1. Jahrh. v. Chr.) Bier noch das eigentliche Volksgetränk, während die oberen Klassen schon Wein tranken. Columbanus traf um das Jahr 600 bei den Sueven die Sitte an: dem Wodan ein Trankopfer in Bier zu bringen. — Die Geschichte der Butter geht der des Bieres parallel. Die Butter weist auf den Hirten, das Bier auf den Ackerbauer. Was aber die Butter anbelangt, so war sie bei vielen Völkerschaften ein flüssiges Fett, das man begierig trank, während die Germanen und Slaven Butter gern als Haarsalbe benutzten. — Neben den Nahrungspflanzen, neben Fleisch und Milch griffen schon die Urvölker mit Begierde nach anregenden Gewürzen, unter denen das Salz bis auf den heutigen Tag die erste Stelle einnimmt.

Sven Nilson brachte das Salz in Beziehung zu dem Handel der Phönizier mit Skandinavien. „Von welcher Bedeutung das Salz auch schon in den Lebensverhältnissen der alten Germanen war, ersehen wir aus den Kämpfen, welche von ihnen um den Besitz der Salzquellen geführt wurden. So berichtet Tacitus von solchen zwischen Chatten und Hermunduren u. s. w. — Die Halleschen Salzarbeiter sollen ein Rest keltischer Bevölkerung des Landes sein; andere sehen in ihnen Slaven. Hehn dagegen sagt: „Die Hermunduren werden das Salzwasser auf brennende Hölzer gegossen, und dann werden Kelten von der Donau und den Alpen die Kunst, aus den Quellen Salz in Gestalt von Krystallen abzuschneiden, zuerst eingeführt haben.“*)

Auch in Bezug auf die Zwiebel teilt V. Hehn (a. a. O.) die Völker in zwei grosse Gruppen: in die der Verehrer und die der Hasser. Die Germanen lernten die Zwiebel von Italien aus kennen. — Soweit das Klima es erlaubte, wurde im übrigen durch eine fortgesetzte Kulturwanderung angeeignet, was Italien entweder ursprünglich besessen oder selbst in früheren Jahrhunderten aus Griechenland und Asien bezogen hatte.

Ob die Bewohner des nördlichen Deutschlands auch auf diesem Wege den (noch heute anzutreffenden) Genuss von Eingeweiden geschlachteter Tiere kennen lernten!? Es wäre eher das Gegenteil anzunehmen. Indessen lesen wir in der „Ilias“ II, 427:

„Als sie die Schenkel verbrannt und die Eingeweide gekostet.“ U. s. w.

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1879, S. 61.

Schon das bloße Erwähnen von weiteren einschlägigen Fragen würde uns eine unabsehbar lange Zeit beschäftigen. Sie haben hier, geehrte Anwesende, — zu Ihren eigenen Kenntnissen und Vorstellungen — eine kleine Bilderflucht von Speise und Trank hinnehmen müssen; und allmählich mag Ihnen selber der Hunger erwacht oder der Appetit vergangen sein. Ich eile daher zum Schluss.

Es sei zunächst noch der Thatsache gedacht, dass unsere fernen Vorfahren die Sorge für die Ernährung bis über den Tod hinaus erstreckten. Viele Funde in Gräbern weisen auf Speisereste. Einer der interessantesten Funde ist jener von Amalienfelde auf der Oxhöfter Kämpe, Westpreussen. Auf dem in einer Steinkiste befindlichen Skelett stand eine Bronzeschale, gefüllt mit Haselnüssen, etwa 60 Stück, die durch die Kupfersalze vor gänzlicher Zerstörung gesichert waren.

Neben dem als sehr beliebt vorausgesetzten Genuss von Haselnüssen ist auch der von Eicheln zu erwähnen. Plinius (Natur. hist. lib. XVI, c. 6) erzählt, dass noch zu seiner Zeit in Hispanien Eicheln zum Nachtschmaus aufgetragen wurden; und Strabon (Lib. III, c. III, 6) sagt von den Bergbewohnern Iberiens: sie lebten zwei Drittel des Jahres von Eichelfrucht, aus der sie Brot backen. Daraus folgt unzweifelhaft, dass vor 2000 Jahren die Speiseeiche in Iberien existierte.*)

Eine andere Frucht, welche von grauer Vorzeit her und auch später sehr geschätzt ward, die Wassernuss (*Trapa natans* L.) steht seit einigen Jahren so im Vordergrund der Forschung, nicht nur von Seiten der Botaniker, dass ihr die Ehre vergönnt werde, den Beschluss dieser Mahlzeit-Erinnerungen zu bilden.

Da der „Brandenburgia“ resp. dem Märkischen Provinzial-Museum daran liegen muss, jede Gelegenheit zu benutzen, um neue Freunde für diese alten Nüsschen zu gewinnen, d. h. um sich immer grösserer Aufmerksamkeit im Nachweisen von Fundstellen dieser aussterbenden Nahrungspflanze zu versichern, will ich für die geehrten Zuhörer unter Ihnen, denen die Wassernuss unbekannt geblieben sein möchte, eine kurze Beschreibung derselben geben.

„Auf dem Wasserspiegel schwimmen die aus festen, rautenförmigen Blättern gebildeten Rosetten, zwischen welchen sich einzeln stehende, weisse Blüten befinden. Aus ihnen entwickeln sich gegen den Herbst hin grosse Steinfrüchte mit zwei Paaren kreuzweise gestellter Dornen, die aus den Kelchzipfeln hervorgegangen sind. Die zierliche Blattrosette würde kaum im Stande sein, die schweren Früchte zu tragen, sofern nicht ihre Schwimmfähigkeit durch blasenförmige Auftreibungen der Blattstiele wesentlich erhöht wäre. Jene Dornen schützen die Frucht im reifenden Zustande gegen Wassertiere und haben noch den Zweck,

*) Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U., 1880, S. 435.

die reife Frucht, nachdem sie sich abgelöst und auf den schlammigen Boden gesenkt hat, hier an kleinen Pflanzenteilen zu verankern. Daher vermag der herauswachsende Keimling nicht, die Frucht emporzuheben, und die Wurzeln der Wassernuss bleiben auch noch später im Boden festgewachsen. — Der Kern der Frucht ist mehlig und geniessbar. In Gegenden, wo die Wassernuss heute noch häufig vorkommt, wie z. B. in Oberschlesien, werden von der behutsam umgewendeten Blattrosette die Früchte abgepflückt und dann in Wagenladungen auf den Markt gebracht: z. B. nach Rybnik, Gleiwitz und auch nach Breslau. Man bricht die Früchte wie Kartoffeln und spaltet dann die Schale auseinander, um den Kern herauszunehmen. Derselbe hat etwa den Geschmack von Maronen. Andererseits trocknet man die Frucht auch an der Sonne oder auf einem luftigen Boden so lange, bis der Kern klappert; nachher wird derselbe gröblich gestossen, gemahlen und gesiebt, wodurch man das feinste weisse Mehl erhält, das zu Suppen, Brei- und Backwerk verwandt werden kann.**)

Übrigens behauptete Schaaffhausen: wenn wir jetzt das gemeinschaftliche Essen die Mahlzeit nennen, so stamme dieser Ausdruck aus jener Zeit, da jeder — um zu essen — sich die Körner selbst auf einem Stein mahlen musste, sich einen Brei zu bereiten.**)

Ich musste, wie es in der Natur der Sache liegt, ein mehr allgemeines Bild urzeitlicher Küchenzustände geben; doch man wird sich die besonderen Verhältnisse in der jetzigen Mark Brandenburg kaum anders vorstellen können. Auf das gierige Verzehren von rohem Fleisch, Blut und Mark wird auch hier der Prozess des Kochens und Bratens gefolgt sein, — falls nicht die ersten Märker bereits über so zu sagen höhere Bildung verfügten. Und die Verwendung von Früchten u. s. w. wird sich — abgesehen von fremden Einflüssen — allmählich durch die bittere Not oder gelegentliche Entdeckungen ausgebildet haben. Nach und nach sind benutzbare Stoffe und deren Zurichtung immer mannigfaltiger geworden. „Viel und gut“ wird allemal die Losung gewesen sein.

In Kleinrussland wird noch jetzt am Abend vor Neujahr derselbe Brauch vollzogen, den Saxo Grammaticus bei den baltischen Slaven beobachtet und beschrieben hat. Der Wirt setzt sich an den Tisch, der mit allerlei Kuchen bestellt ist; und nach der gewöhnlichen Bemerkung der Anwesenden: dass man den Wirt hinter den Kuchen nicht sieht, antwortet er: „Helfe Gott, dass man mich künftiges Jahr nicht sehe!“ d. h. dass auch im künftigen Jahre ein solcher Überfluss an allerlei Essen sei.***)

Nach diesem Rezept, geehrte Anwesende, möge auch Ihre gesammte Wohlfahrt eingerichtet sein!

*) H. Conwentz, Westpr. Prov.-Mus., Bericht d. 1. Okt. 1892.

**) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1888, S. 73.

***) C.-Bl. d. d. Ges. f. A., E. u. U., 1885, S. 153.

Veneta. IV.

von
Carl Bolle.

Die Straupitzer Eichen.

Ihr Rieseneichen von Straupitz,
Hab' einmal euch nur geseh'n
Mit euren rauschenden Wipfeln
Auf lachender Feldflur steh'n,

Doch immer und immer wieder
Erscheinet mir euer Bild,
Als ob es mir angethan habe
Die Dryas, in euch eingehüllt;

Als ob vor entthronten Göttern
Anbetend die Seele bebt,
Um welche, nur Wen'gen vernehmbar,
Ein uraltes Mysterium schwebt.

Ihr Zeugen entschwund'ner Ge-
schlechter,
Denkmäler ewiger Kraft,
Seit tausend Jahren fühlt steigen
Empor ihr den Frühlingssaft;

Doch ragt nur eine zerborsten
Als Stumpf, ganz hohl, ohne Zopf,
Voll Löchern, d'rin Raken*) horsten
Und einschlüpft der Wiedehopf.

Die andren breiten die Kronen —
Schwer sind ihre Stämme umspannt —
Vom Fluge der Zeit unerschüttert,
Von keinem Orkan übermannt.

Der grösseste dieser Kolosse,
Man nennet ihn Wudlik's Thor;
Nach ihm, unter gleich grossen Eichen,
Tritt die Florentinens hervor.

So ebenmässig, so prachtvoll
Den breiten Schatten sie beut,
Als sei einem Keim sie entsprossen
Vom Hain der Semnonen gestreut.

Die Lutcheneiche steht abseits,
Die grüsst' ich besonders tief,
Weil sie das Völklein der Zwerge
Mir frisch in Erinnerung rief.

Am Wege nach Byleguhre
Da hebt sie des Gipfels Last,
Wie einmals, stolz noch gen Himmel,
Doch fehlt ihr unten ein Ast.

Dort hat die Gemeind' der Kleinen,
Die vor uns wohnten im Land,
Der Schwachen und der Vertrieb'nen,
Man hat sie Ludki genannt,

Am Riesenbaume, dem alten,
Schönastig und grün umzweigt,
Die zarten Händchen gefaltet,
Die kleinen Kniee gebeugt;

Den Gottesdienst fromm gehalten,
Gefleht zu Allvaters Macht,
Der zwischen Grashalm und Eiche
Wohl wenig Unterschied macht.

*) Blauraken oder Mandelkrähen, unsere Mark leider mehr und mehr meidende Schmuckvögel (*Coracias garrula*; L.).

Lenore im Spreewald.

Soll unter Gottes Sonne
Wohl nichts von Dauer sein,
Und hätt' es auch gestanden
Fest, wie ein Eichenhain,

Und hätt' es auch geklungen
Am Herd zur Abendstund'
Durch viele hundert Jahre
Aus zweier Völker Mund.

Die Lieder selbst verhallen,
Gesummt nach Väterbrauch.
Man sammelt ihre Brocken
Zerstreut im Windeshauch.

Von traurigen Geschichten
Schwirr'n Strophen durch die Luft,
Die athmen aus der Sage
Uralten Blumenduft.

Was hatt' aufs Neu gestaltet
Des Dichters Genius,
Die schaurig süssen Reime,
Die Jeder murmeln muss,

Von Wilhelm, von Lenoren,
Die fuhr uns Morgenroth
Empor aus Schlaf und Träumen
Zu reiten mit dem Tod.

Davon singt noch im Spreewald
Die Wendendirne schlank,
Wenn sie des Liebsten harret
Am Ufer auf der Bank.

Aus halbvergess'nen Klängen
Bricht heiss die Liebesglut,
Die Alles wagt und duldet
Für's höchste Erdengut.

Wer hat sie denn des Liedleins
Bruchstück so fein gelehrt?
Sie hat ja, unbelesen,
Von Bürger nie gehört.

Grossmütterlein, die Alte,
That es erinnerungsreich,
Sang's ihres Kindes Kinde
Vor, wonniglich und weich;

Wie's ihr vor langen Jahren
Hat liebeich anvertraut,
Von Lippen, die längst modern,
Der Muttersprache Laut:

Er kam auf seinem Schimmel,
Klopft' an mein Fensterlein.
Bist du denn nicht im Himmel,
Liebwerter Bräut'gam mein?

Hat zweimal mich gefraget,
Bis ich ihm Antwort gab,
Den flott im Sattel traget
Mit mir des Rössleins Trab.

Das Pferd bewegt sich schnelle
Durch Nacht hin und durch Wind;
Der Mond scheint oben helle —
Weiss selbst nicht, wo wir sind.

Als ich nun sass daneben,
Forscht' Reitersmann zuletzt:
Herzliebchen fein, thust beben
Und zittern du nicht jetzt?

Hab' Küsse ihm gegeben,
Trotzdem er blass zu schau'n.
Wie kann wohl, süsses Leben,
In deinem Arm mir grau'n?

Bożawoss. *)

(1880.)

Nie der Freude, noch dem Glück,
Elend nur und nur dem Jammer,
Sei's im Hof, sei's in der Kammer,
Wend' ich zu prophet'schen Blick.

Im voraus des Unglücks Schritt
Thu' ich kund den Stauberzeugten
Mit der Wimper Thränenfeuchten,
Mit dem roten Augenlid.

*) Nach wendischer Orthographie: Bożawosecz, auch Bużawosecz, seltener Bożalosé; ohne Zweifel eine der rührendsten und zartesten Gefühlsäusserungen des wendischen Volksgeistes.

Wie das Käuzlein schaurig ruft,
Also klagt mein leises Wimmern,
Sagt vorher der Särge Zimmern,
Grau'nvoll klingend durch die Luft.

Meldet von endlosem Leid,
Das mit tausend Schmerzakkorden
Rings auf Erden laut geworden
Und empor zum Himmel schreit;

Kündet an der Häuser Brand;
Redet von des Sturmes Toben,
Von der Axt, der nicht hoch oben
Baumesgipfel widerstand;

Von der Mutter tiefem Schmerz,
Wenn ihr Kind sie bleich sieht tragen
Dorthin, wo die Thuyas ragen,
Ihre Hoffnung erdenwärts.

Wenn zerreisst der Freundschaft Band
Und, was Liebe selig einet,
Ob der ew'gen Trennung weinet,
Sich manch Herz in Qualen wand.

Nah'n von Pestilenz und Krieg
Deutet man aus meinen Tönen,
Aus dem Schluchzen, aus dem Stöhnen,
Das nicht von der Schwelle wich.

Sei auch Menschensinn oft hart,
Wollen dafür zoll'n den Armen
Mitgefühl und sanft' Erbarmen
Geister von besondrer Art.

Was auch immer unsrer harrt,
Solche wollen Mitleid spenden,
Können sie auch ab nicht wenden
Was für uns ward aufgespart.

Bożawoss werd' ich genannt
Und ich bin die Gottesklage;
Dass man Unheil will'ger trage,
Ward ich Sterblichen gesandt.

* * *

Nur bei Wenden geh ich um. —
Keiner andren Muttererde
Schickt mein Echo hin zum Herde.
Für den Fremdling bin ich stumm.

Nur wer, sei's auch unbewusst,
Tropfen Blutes edler Sorben
Von Vorvätern hat erworben,
Hört die Klage meiner Brust.

Kauernd, gleich dem zarten Kind,
Lieb' zu bergen ich mich unter
Laub und Ästen vom Hollunder,
Wenn die Nacht zu fall'n beginnt.

Scheu hüllt sich die Zwerggestalt
In der langen Haare Wallen,
Die vom Scheitel niederwallen
Bleich, wie sich ein Nebel ballt.

Wer mir lauscht in stiller Nacht,
Dem steht wohl es an zu klagen;
Aus ist's mit den guten Tagen,
Bożawoss hält Thränenwacht.

Nah dem Dache jetzt von Stroh,
Muss bei schlichten Bauersleuten
Trübsal ich und Angst verbreiten;
Doch nicht immer war es so.

Sang am Thor nicht Bożawoss
Als die Wilzenfürsten ritten,
Dass sie schlimmen Tod erlitten,
Ein in Markgraf Gero's Schloss?

Sie hat Mestiwoi gehört,
Eh' der König, Hund gescholten,
Die den alten Göttern grollten
Fühlen liess sein wendisch Schwert;

Und an jenem Tag der Schmach,
Grosse Heiligtümer fällend,
War nicht sie es, welche gellend
Zwischen Fels und Brandug sprach

Wo Arkona's Woge spült?
Eh' der Däne über Kreide
Schleifte zu unsel'gem Leide
Svantevit's verstümmelt Bild.

* * *

Nächtlings, unter Wolkenflug
D'rin Berlin's Lichtströme flimmern,
Bei des Mondlichts gold'gem Schimmern
Über mächt'ger Havelbucht,

Zwischen Binsen, zwischen Rohr
Ob gedacht vergang'ner Tage
Wieder hast du, Gottesklage?
Galt dein Laut nicht meinem Ohr?

Jammert' dich vielleicht das Loos
Kleiner Insel, die Geschütze
Angstvoll hüll'n in Rauch und Blitze,
Ew'ges Mitleid, Bożawoss!?

Werbesoldat und Murawa.

Es ruh'n die Soldaten
In ihrer Casarm.
Sie schlafen mitsammen
Den Kopf auf dem Arm.

Die Tags hindurch trugen
Die knappe Montur,
Nichts Sanfteres hörend,
Kommandoruf nur,

Die lässt nun der Schlummer
Vergessen ihr Leid,
Die trägt nun der Traumgott
Von dannen so weit;

Zur heimischen Hütte,
Zur Liebsten, zum Freund,
Zur Mutter, die einsam
Verlor'nem nachweint;

Die macht nun der Augen
Geschlossenes Lid
Zu Menschen gleich and'ren,
Die Dienstbarkeit flieht.

Wie schlummern sie ruhig,
Die Wangen so rot.
Sie sparen den Kummer
Auf für's Morgenrot.

Nur Einer, ein Wende,
Den Wen'ge versteh'n,
Der fremd unter Fremden,
Muss traurig dasteh'n,

Nur der ging zu Bette —
Ihn schläferete sehr —
Kann Ruh' doch nicht finden,
Wirft hin sich und her.

Laut stöhnt er und klaget,
Es engt ihm die Brust;
Ihn plagen Gedanken,
Halb Traum, halb bewusst.

Ihn peinigt Alpdrücken.
Obwohl er nichts sah,
Fühlt er, dass heimsuchet
Ihn die Murawa.

Kam'rad mach ein Ende!
Das geht nicht so fort.
Dir brennen die Schläfen,
Uns stört's hier am Ort.

Ich kenn' die Geschichte,
Kam öfters schon vor.
Leicht ist da zu helfen,
Drum leih' mir dein Ohr.

Schreib' bald deinem Liebchen.
Die sehnt allzusehr
Sich nach deinen Küssen;
Das drückt dich so schwer.

Drum kannst du nicht schlafen. —
Als jener nun schrieb,
Von Brust ihm und Bette
Weg Murawa blieb.

Kinderraub.

Die Mähr ist kurz und ein Liedlein
Lässt kaum sich daraus gestalten;
Doch lieb' ich Geschichten, die ganz klein —
Gar häufig sind's die uralten.

Man spricht von der fast tausend Jahr',
Will heut noch davon erzählen.
Es muss doch etwas daran sein wahr;
Nicht leicht darf's Sage verhehlen.

Wohl war's ein heisser Sommertag.
Zwei Kinder, müde vom Spielen,
Die wollten in dem klaren Bach
Gern ihre Gliedmassen kühlen.

Sie plätschern, wo die Bachstelz' huscht,
Und warfen sich mit Seerosen.
Zwei Hemdchen lagen grün umbuscht
Am Ufer und ein Paar Hosen.

Da, nah und näher Ruderschlag.
Es kommen Männer im Boote.
Nicht schauen die Kleinen sich um danach,
Trotzdem Gefahr ihnen drohte.

Was mussten beide so hübsch auch sein!
Sie waren zu appetitlich.
Zu spät begannen sie zu schrei'n;
Man fasste sie an nicht sehr gütlich.

Gegriffen wurden sie ganz nackt,
Die Maid sowohl wie der Junge.
In Säcke hat man sie eingepackt,
Fort ging es sodann im Sprunge.

Die Mutter fuhr schnell hinterdrein.
Die Räuber wollt' sie einholen;
Doch hätt' sie die nimmer gefunden allein,
Weil schlau sie sich fortgestohlen.

Gesessen hatte dicht im Laub
Ein Knabe, der ausnahm Nester
Von Elstern. Dieser sah den Raub,
Als hoch am Baum sich hielt fest er.

Verraten hat er ihn dem Weib.
So konnte der Spur sie folgen;
Hat abgejagt ihrer Kindlein Leib
Herzhaft den böswill'gen Strolchen.

Sie hat geküsst sie und geherzt,
Ist froh nach Hause gegangen.
Den Räufern haben noch lange geschmerzt
Die Schläge von ihr empfangen.

Der Mutter Haus soll dazumal
Bei Drehnow gestanden haben.
Das Fliess, draus man die Kleinen stahl,
Genannt wird's der Malxegraben.

Es sagen Deutsche, Wendenhand
Sei gewesen hierbei im Spiele;
Es hab' das Mädchen und den Fant
Der Kral geraubt bei der Schwüle;

Dagegen lautet die Geschicht'
Bei Wenden, der Markgraf Gero
Hab' auch dies Unheil angericht'.
Er gilt bei ihnen als Nero.

Todesboten.

Zeichen giebt's bei manchen Leuten,
Die von rechtem Wendenblut,
Welche Schlimmes vorbedeuten,
Was, das sich beweisen thut.

Drohen Siechtum, Sterbefälle,
So ruft's draussen dessen Nam',
Der sich legen soll zur Stelle,
Bald nun sein wird ein Leichnam.

Wiljem, Wiljem! Und mit Zagen
Wirft herum im Bett sich gleich,
Der den Namen hat getragen,
Birgt sein Haupt in Kissen, bleich.

Jeder weiss, was vor der Thüre
Jenes Tönen sagen will;
Dass zum Guten nie es führe.
Alles schweiget zitternd still.

Dies Abrufen, leis doch helle,
Sträubte schon gar Vieler Haar.
Niemand schaut sich auf der Schwelle
Um nach dem, der Rufer war.

* * *

Bleichwer legt's auf der Verwandten
Brust sich, gleich dem Eichenklotz;
Dreimal Küss' auf Händen brannten,
Dreimal grüsst' es: Dobra noé.

Oder Sterbende erscheinen
Leibhaftig in weiter Fern',
Drücken Freundeshand und weinen,
Abschied nehmen woll'n sie gern.

Alles dies sind Todesboten,
Eulenschrei und Totenuhr
Gleich. Es nennen's die Bedrohten
Opokasowanja nur.

Kleine Mitteilungen.

Ein Berliner Mörder und — die Kraniche des Ibykus.

Von Ernst Friedel.

Auf dem Kirchhof zu Büttel, einem Dorfe in Osterstade, hart an der Grenze des oldenburgischen Landes Wührden, deckt ein grosser platter rötlicher Sandstein, von der Art, wie sie der im Jahde-Meerbusen versunkene

Bandter Kirchhof zum öftern geliefert hat (rheinischen Ursprungs), das Grab eines angesehenen Osterstader Bauern. Dieser Grabstein trägt folgende in grossen lateinischen Buchstaben eingehauene, bereits ziemlich verwitterte Inschrift:

Anno 1617 den 27. October in der Nacht tho 2 Uhr is de ehrsame und vorneme Hake Betken up dem Lesmer Felde ehrbaermlich von den nahbenannten dre Morders ermordet, berovet und bestalen.

— Siner Seelen Gott gnodigh is. —

Des Vagedes Sone tho Wrem, Willem Fresa, und Johan Hilliken uth der Bolkauw und Frerich Rinsel van Berlin uth der Marke. Godt geve der Morderen ehr vordende Lohn.*)

In der Mitte des Grabsteins befinden sich zwei, leider undeutliche Figuren, die auf Hausmarken oder Wappen des Ermordeten, wie unter den Friesen und Niederdeutschen sie wohl jede ansehnliche Familie führt, mindestens geführt hat, bezogen werden. In jeder Ecke des Steins sind, ebenfalls nicht mehr sehr scharf sichtbar, je ein Vogel, also im ganzen 4 Vögel ausgemeisselt, welche von den Bewohnern der Gegend gewöhnlich im Zusammenhange mit der nachfolgenden Geschichte für Tauben, d. h. fromme, Gott wohlgefällige Tiere, von anderen vielleicht richtiger für wilde Gänse erklärt werden.

Nach den in beglaubigten Abschriften vorhandenen Auszügen aus den Akten hatten die 3 Mörder bemerkt, dass Hake Betken viel Geld auf dem Viehmarkt in Hannover gelöst habe und sie beschlossen daher, Betken zu berauben. Anfänglich benahmen sie sich ganz freundlich und kehrten, alle vier wohl beritten und bewaffnet, in Bremen ein. Die Begleiter sagten zu Betken, sie wollten nach Böhmen, von woher ein Kriegswetter drohe, ziehen und fragten, ob er mit ihnen reiten wolle.

Sie ritten selbender durch Lesum. Jenseits des Dorfes lag ein Hain, durch den mehrere Wege führten, welche sich jenseits der Hölzung wieder vereinigten. Vor dem Hain machten sie eine Wette, wer am schnellsten durch denselben reiten könne. Der erste solle sein Pistol abfeuern.

Gesagt, gethan. Die drei Verschworenen hielten absichtlich ihre Pferde zurück und bewirkten es so, dass Betken als der erste sein Pistol abfeuerte. Nachdem er sich so wehrlos gemacht, reissen sie ihn vom Pferde. Er bietet ihnen sein Geld und sein Ross, wenn sie ihm sein Leben lassen wollten. Sie

*) Nach der Mitteilung in dem wegen seiner gediegenen Beiträge von uns bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlichst hervorgehobenen Sonntags-Blatt des Nordhäuser Courier (31. Juli 1892). Wrem ist jetzt Wremen, im Lande Wursten, Bolkauw ist Bülkan im Amt Neuhaus an der Oste. Dass die Mörder auf den Leichenstein des Gemordeten genannt werden, ist ein seltener, aber keineswegs unerhörter Fall. Erst kürzlich im August 1894 wurde ein Fall aus den Vereinigten Staaten mitgeteilt, wonach die Eltern einer von ihrem Gatten schlecht behandelten und in den Tod getriebenen jungen Frau den Gatten auf dem Leichenstein als Mörder bezeichneten. Der also Bezüchtigte erhob eine Klage wegen Verleumdung und auf Beseitigung der ihn kränkenden Inschrift.

rauben ihm aber Geld und Pferd gewaltsam und lassen Betke schwer verwundet in einem engen Hohlweg liegen. Dann, Verrat fürchtend, zerren sie Betkens Pferd über den auf dem Boden Niedergestreckten derartig hin, dass er zu Tode getreten wird.

Es ist dunkle Nacht, kein Geschöpf ausser den Mördern hat die That gesehen, vielleicht ein Zug wilder Gänse, der zur Herbstzeit über die Haide mit Geschrei dahin zieht. Bethke sagt im Sterben: „Die Vögel des Himmels, seine heiligen Engel, werden Euch verraten.“

Die Mörder fürchten jetzt, dass Betkens Ross an ihnen zum Verräter werden könne, begnügen sich mit dem geraubten Gelde und lassen das Tier davongehen. Dasselbe läuft nach Büttel und zeigt sich dort gegen seine Gewohnheit unruhig und wild. Als es aus dem Stall wieder ins Freie kommt, eilt es mit seinem Reiter nach dem Lesumer Hohlweg. Die Leiche wird gefunden und auf dem Bütteler Friedhof ehrenvoll bestattet.

Die That wird dem damaligen Landesherrn über Büttel, dem Erzbischof Christian in Bremen, gemeldet, die Spur der flüchtigen Mörder wies nach Böhmen, woselbst diese in das Heer Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz eingetreten sind. Die unglückliche Schlacht am Weissenberge bei Prag i. J. 1620 zerstreute das Heer des Winterkönigs und die Mörder kehrten wieder nach Hannover zurück, indem sie wohl hofften, dass nunmehr Gras über ihre That gewachsen sei. Es ist dort zufällig wiederum der übliche Herbstviehmarkt und die drei Kumpanen handeln auf dem Marktplatz zu Hannover um Ochsen. Es fliegt gerade ein Zug Vögel hoch in der Luft über den Markt, da sagt einer der drei, es mag die schwatzhafte, vorschnelle, kecke Berliner Art gewesen sein: „Kiek mal, da fliegen Hake Betken seine heiligen Engel!“

Ein Mann aus Büttel hört den sonderbaren Ausruf, stutzt, bringt die Sache zur Anzeige, und nun möchte man unwillkürlich mit den Worten des Dichters weiter fortfahren:

„Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet ward!
Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckensbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewussten kund.
Man reisst und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.“

Der Prozess wurde nach Sachsen-Recht unter Erzbischof Christian von Bremen eingeleitet, die Mörder bekannten und wurden zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung Frerich Rinsels, des Berliners, und seiner zwei Spiessgesellen erfolgte unter dem Nachfolger Erzbischof Johann Friedrich, den Prozess leitete der Kaplan Andreassen in Vörde, dem heutigen Bremervörde. —

Indem wir die Worte Schillers anführten, deuteten wir bereits auf die überraschende Ähnlichkeit, welche unsere Erzählung mit den „Kranichen des

Ibykus“ hat. Das Motiv dazu hat unserm Schiller*) eine gelegentliche Erzählung Plutarchs in seiner Schrift über die Geschwätzigkeit dargeboten. Indem Schillers Lieblingschriftsteller Beispiele von Frevlern anführt, die durch unvorsichtiges Geschwätz sich selbst verrieten, sagt er u. a.: „Die, welche den Ibykos gemordet, wurden sie nicht auf dieselbe Weise ertappt? Da sie im Theater sassen und Kraniche herzukamen, so flüsterten sie einander lachend zu: Da sind die Rächer des Ibykos! Die daneben Sitzenden hörten es, und, da schon lange Zeit Ibykos verschwunden war und gesucht wurde, so wurden sie aufmerksam auf die Worte und meldeten sie der Obrigkeit. So überführt, wurden jene hingerichtet, nicht von den Kranichen bestraft, sondern von ihrer eigenen Schwatzhaftigkeit als von einer Erinnys oder Strafgöttin überwältigt, den Mord herauszusagen.“

Es ist nun hoch interessant, zu sehen, wie die Sage von den rächenden Vögeln und dem durch sie bewirkten Selbstverrat des Mörders noch mehrfach im deutschen Volksglauben wiederkehrt.

Am bekanntesten ist die Legende von den Raben des Heiligen Meinrad.**) Einer der Mörder des Gottesmannes erinnert sich später beim Anblick der vorüberfliegenden Raben der Drohung des Heiligen und sagt lachend: „Sieh da, die Raben Meinrads!“ Dies Wort veranlasst die Entdeckung der Unthat.

Auf ähnlichen Volksglauben weist Fr. Wilh. Val. Schmidt in seinem Taschenbuch deutscher Romanzen hin. Sie findet sich in Boners Edelstein Fab. 61: „Von einem Juden und einem Mörder. Von Öffnungen des Mordes.“ Einem Juden, der den König um Geleit durch seinen Wald bittet, giebt dieser seinen Schenken mit.

„Der Jude trug unmasse
Vil goldes uf derselben vart.“

Des Schenken Absicht, ihn zu erschlagen, bemerkend, prophezeit der Jude:

„Und ub es wurd verswigen gar,
Diu vogel machen's offenbar,
Die hin fliegend, so mir gott!
Das ducht den schenken gar ein spot.
Do er das swert hat us gezogen,
Und in wold slan, do kam geflogen
Ein rephun us den hursten dar.
Do sprach der schenke: Jude, „nim war!
Den tot, den ich dir nu an tun,
Den wird offende das rephun.“

Der Schenke erschlägt und beraubt den Wanderer. Später muss er dem Könige einmal Rebhühner auftragen und kann sich dabei eines spöttischen Lächelns über die Prophezeiung des Juden nicht erwehren. Der König

*) Heinrich Viehoff: Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt. Stuttgart 1856, 3. Teil S. 94.

**) St. Meinrad oder Meinhard wird mit zwei Raben an der Seite bildlich dargestellt, es sind dies eben die Rachevögel, welche seine Mörder verfolgten. Vgl. Martin Crusius in seinen Schwäbischen Annalen Teil II. Buch 2. Kapitel 12. — Viehoff a. a. O. S. 95.

bemerkt es und stellt den Schenken zu Rede. Dieser verwirrt sich, gesteht schliesslich und wird zum wohlverdienten Lohn seiner Unthat aufgehängt. *)

Welcker sagt (an der in der Fussnote bezeichneten Stelle): „Am natürlichsten bieten sich aber der Ahnung einer unerwarteten Entdeckung der im Verborgenen geübten That die Bewohner der Lüfte dar. Die Vögel, die überhaupt an den menschlichen Angelegenheiten teilnehmen, die Botschaft der Götter zu den ihre Sprache verstehenden Propheten tragen, die den ersten Dichtern den Gesang gelehrt haben, scheinen der überall in der Natur Geist und Menschengefühl ahnenden Einbildungskraft, wie sie allgegenwärtig durch den Luftraum schweben, als Stellvertreter der allsehenden Gottheit, gleich der Sonne, auch auf den Frevel und die Leiden der Menschenkinder ihre scharfen Blicke zu richten. Überall, wo im Volk noch Sinn für Naturpoesie, die Vorläuferin der Naturphilosophie, waltet, und zugleich, bei mildern Sitten die Erkenntnis des *culpam poena premit comes* schon aufgegangen ist, wird wahrscheinlich die Scheu vor diesen geflügelten Zeugen der Frevelthaten sich wiederfinden.

Trotz dem, dass der hoch notpeinliche Prozess des Berliners Frerich Rinsel sich als aktenmässige Quelle darstellen will, finden sich in der letzteren ausser dem genannten sagenhaften oder mythologischen Zuge noch zwei andere Äusserungen unseres Volksglaubens wiedergegeben.

Einmal, dass das treue Ross, welches im Dunkeln und im Engpass widerwillig den eigenen todwunden Herrn zertreten muss, die erste Kunde der Schandthat verbreitet, eine Wendung unserer Geschichte, welche an die treuen und edeln Rosse erinnert, die ihren Herrn auch im Tode nicht im Stiche lassen oder die Gefreundeten desselben, gleichwie es von treuen Hunden unter ähnlichen Umständen berichtet wird, zum Ort der That zu geleiten wissen.

Vor allem aber aus der Volksseele entnommen ist der besondere Zug, dass es den Mörder, nachdem er sich scheinbar seiner Schandthat erfreut und straflos auszugehen hofft, unwiderstehlich treibt, an den Ort des Verbrechens zurückzukehren und sich dort durch eigene Unvorsichtigkeit zu verraten.

So zeigt uns die mit dramatischer Gegenständlichkeit und Lebendigkeit geschilderte Unthat unseres gewalthätigen Landsmanns, „Frerich Rinsel van Berlin uth der Marke“, an einem höchst lehrreichen Beispiele, wie der germanische Volksgeist, an eine Straftat und deren Sühne anknüpfend, in Verbindung mit der mystischen Deutung der vier Vögel auf dem Grabstein den Prozessfall mit den überlieferten Volkssagen und den heimischen Überlieferungen in Einklang zu bringen versteht. Hierin gerade liegt für das Volk das eigentlich Erbauliche, das Rührende und Ergreifende des Vorganges, der im Grunde nur ein gewöhnlicher Raubmord war, wie er zu allen Zeiten und an vielen Orten sich zugetragen haben mag und wie er leider wohl noch öfter vorkommen wird.

*) A. von Chamisso hat 1827 einen ähnlichen Gedanken in dem schönen Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag“ bearbeitet. Hier wird der blutig aufgehende Frührotschein und die eigene Gattin — „der Frauen Zungen ja nimmer ruhn“ — zur Verräterin. Siehe auch Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 115 und Welcker in seiner Abhandlung über die Kraniche des Ibykos.

Das älteste Berliner Porzellan. Wegely und Gotzkowsky haben bereits in Berlin Vorgänger gehabt. Nur sehr wenig bekannt dürfte es sein, dass sich schon vor zwei Jahrhunderten zur Zeit des Grossen Kurfürsten (seit 1685) in Berlin an der Stätte des Grossen Friedrichs-Waisenhauses in der Stralauer Str. 57/58 eine Porzellanbrennerei befand, als deren Besitzer der Porzellanbrenner Wollbeer genannt wird. Angaben darüber befinden sich in den Akten des geschichtlich merkwürdigen Grundstücks Dorotheenstrasse 27, wo sich das von A. Schlüter im Jahre 1712 errichtete Logenhaus erhebt. Der Premierminister des Kurfürsten Friedrichs III, Dankelmann, wünschte 1695 dieses Grundstück für seinen Bruder Sylvester zur Anlage eines Sommerhauses nebst Lustgarten an der Spree zu erhalten. Das Grundstück war damals noch kurfürstliches Eigentum und wurde als Schiffsbauplatz benutzt. Dieser wurde dann nach Havelberg verlegt; doch musste ein alter Kapitän, der auf ihm wohnte, abgefunden werden. Hierzu war eine umständliche Transaktion nötig, bei der schliesslich durch Tausch die Armenkommission das Grundstück der ehemaligen „Porzellan-Bäckerei“ erhielt. Das ganze Grundstück kostete Dankelmann wegen Ankaufs eines Tauschgrundstückes in Neu-Kölln vom Bürgermeister Bartholdy 1200 Thaler.

Bücherschau.

Gander, Karl, Niederlausitzer Volkssagen, vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben gesammelt. Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1894. 3 M. *W. Gander No 61.*

Karl Gander hat schon immer gelegentlich in den „Niederlausitzer Mitteilungen“, der Zeitschrift der niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Vorgeschichte, den Gubener Kreis in Bezug auf das Sammeln alter volkstümlicher Traditionen mit Erfolg vertreten. Jetzt legt er in dem oben erwähnten von demselben handelnden Buche ein beredtes Zeugnis dafür ab, dass trotz der Sagensammlungen von Karl Haupt, Veckenstädt und selbst nach der von Willibald v. Schulenburg immer noch in einzelnen Teilen der Niederlausitz nicht unbedeutende Schätze der Art zu heben sind, so dass es sich in dieser Hinsicht noch stets einer Nachlese lohnt, und durch solche das ganze Bild gewinnt.

Von den 339 Sagen, welche die Schrift enthält, sind 279 unmittelbar dem Volksmunde von Hr. Gander in langjährigem Sammeln entnommen. Sie handeln vom Nachtjäger (33 Nr.), vom Teufel, Drachen, von den Heinzelmännchen (Luttchen), Irrlichtern und Nixen, von versunkenen Schlössern und Kirchen, von sogenanntem Geldbrennen und allerhand lokalem Spuk u. s. w. Dem Inhalt nach sind sie, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, „unangestastet geblieben, und auch hinsichtlich der Form ist nicht mehr geändert worden, als die Sprachrichtigkeit erforderte.“ Darin beruht neben dem heimatlichen Interesse, den das Buch namentlich im Gubener Kreise finden

dürfte, der wissenschaftliche Wert der Sammlung. Gemehrt wird derselbe durch die lokale Begrenzung, welche das Bild der mythischen Überlieferungen des lausitzer Volkstums selbst in einem concentrierten Kreise in voller Lebendigkeit unter allerhand nüancierten Formen abspiegelt.

Wenn wir so das Buch mit den besten Wünschen begleiten, zumal auch ein reicher literarischer Anhang (von S. 137—185) sowie ein sorgfältiges Orts- und Sachregister dem Verständnis sowie der Benutzung desselben entgegenkommt, so möchten wir doch für weitere Forschungen auf einen Punkt aufmerksam machen.

Sind die deutschen Bezeichnungen: Heinzelmännchen (neben Heinchen), Erdleute, Irrlichter, Alb, Nix, Seejungfer u. s. w. wirklich im Gubener Kreise volkstümlich und sogar stellenweise ausschliesslich im Gebrauch, dies ist eine Frage, welche nicht bloss der Leser sofort für sich aufstellt, sondern die auch eine wissenschaftliche Bedeutung hat.*) Bei der Mischung deutschen und slavischen Aberglaubens, der in gewissen Einzelheiten seit alten Zeiten in der Lausitz stattgefunden zu haben scheint, kommt es bei dem Feststellen solcher namentlich darauf an, ob ein „selbständiger“ wendischer Name im Hintergrund steht und von welcher Seite dann eine Übertragung bzw. Übersetzung stattgefunden und in welcher Weise sich dieselbe vollzogen hat. Ferner wird es, nachdem jetzt so ziemlich das ganze Gebiet des Lausitzer Volksglaubens in den Hauptpunkten vorliegen dürfte, für weitere, namentlich ethnologische Untersuchungen überhaupt wichtig, in Lokalsammlungen die Gruppierungen desselben (incl. der Oberlausitz) festzustellen. Denn dass solche vorhanden, tritt überall hervor, z. B. schon im Anschluss an die oben erwähnten „Heinchen“, wenn Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen I. S. 44, Anm., sagt: „Der Name „Heinchen“ beschränkt sich im allgemeinen auf den Gubener und Sorauer Kreis, der der „Jülichen“ auf die nördliche Hälfte des ersteren. Den Namen der „Heinchen“ löst der wendische der „Ludki“ in der Gegend von Forst und Cottbus ab. Den Übergang beider bildet um Strega die anscheinende Namenmischung „Heinchensleute“. Im Süden des Luckauer Kreises taucht auch die Bezeichnung „Lüttkemänner“ auf.“ Dazu kämen noch ev. die „Erdleute“ Ganders um Zschiegern, Niemaschkleba und Lahmo, während die Oberlausitz dafür den Namen „Querxe“ nach K. Haupt, I. S. 29, gebraucht, welche Form sich noch weiter dann auf deutschem Boden fortsetzt.

W. Schwartz.

*) Beim „Drachen“ fixiert es Gander, indem er in den Anmerk. angiebt, „dass ihm kein anderer Name — auch nicht die Bezeichnung der Wenden „Plön“ — begegnet sei.“ „Heinzelmännchen“ ist übrigens wohl nur aus K. Haupt, I. S. 44 in die Darstellung gekommen. Wie steht es aber mit den übrigen?

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

No 10 7/1895

13. (5. öffentliche) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Mittwoch, den 23. Januar 1895, abends 7¹/₂ Uhr,

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der 2. Vorsitzende E. Friedel begrüßte die Mitglieder Namens des Vorstandes und sprach die Hoffnung auf das fernere Gedeihen der Gesellschaft auch im neuen Jahre aus.

2. Herr Friedel legte, mit Rücksicht auf das aktuelle Interesse, welches im Kleinbahnwesen der Schwebebahn-Betrieb für Berlin und die Vororte hat, das illustrierte Folio-Werk vor, welches der Erfinder dieses Verkehrssystems Kommerzienrat Langen in Köln a. Rh. kürzlich veröffentlicht hat und das die malerische Wirkung der Schwebebahnen im Rahmen des Städtebildes deutlich erkennen lässt. Die Professoren Dietrich-Charlottenburg und Müller-Breslau glauben eine wesentliche Verbesserung in der Befestigung der Schienenanlage sowie des Gehänges der Waggonen und ihrer Führung gefunden zu haben, wie aus einer bildlichen Darstellung erhellt, welche ebenfalls vorgezeigt wurde.

3. Herr E. Friedel zeigte im Anschluss an die früheren Mitteilungen

über den Braunkohlenwald von Gross-Räschen

eine Reihe trefflicher, vom Märkischen Museum erworbener Photographien vor, hierzu Folgendes bemerkend.

In Ergänzung meines in der Gesellschaft am 28. Oktober 1894 gehaltenen Vortrags und zur Verdeutlichung desselben bieten die vorgelegten Aufnahmen, welche die dreifachen Wälderschichten übereinander und die darauf bis zum Jung-Alluvium folgenden geologischen Lagerungen deutlich erkennen lassen, einen von mehreren Mitgliedern unserer Gesellschaft dringlich begehrten, hoffentlich auch von den übrigen Mitgliedern gern gesehenen Beitrag. Auch möchte ich noch zur Abrundung des dendrologischen Aussehens einer Landschaft, in welcher die Sumpfcypresse, *Taxodium distichum*, wie bei Gross-Räschen, der dominierende Baum ist, einige Angaben machen. So verbreitet sich der Verfasser von

„Paul und Virginie“ Bernardin de Saint-Pierre*) in den „Etudes de la Nature“, Ausg. von 1868 S. 270 über *Taxodium distichum* folgendermassen:

„Es giebt Bäume, deren Stümpfe und Wurzeln so eingerichtet sind, dass sie Hindernissen begegnen, die uns zufällig erscheinen, welche aber die Natur vorgesehen hat. Zum Beispiel wächst die Louisiana-Cypresse mit dem Fuss im Wasser, vorzüglich an den Ufern des Mississippi, dessen weite Ufergelände sie prächtig begrenzt. Sie erhebt sich zu einer Höhe, welche diejenige fast aller Bäume Europas übertrifft. (Vgl. den Père Charlevoix, *Histoire de la Nouvelle-France*, tome IV.) Die Natur hat dem Stamme dieses grossen Baumes bis zu dreissig Fuss Umfang gegeben, damit er im Stande sei, den Eisschollen der nördlichen Seen, welche den Strom hinabtreiben, zu widerstehen und den zahllosen den Fluss hinunter flottirenden Baumstämmen, welche die meisten der Mündungen derartig verstopfen, dass die Schifffahrt erschwert wird. Und damit man nicht daran zweifeln könne, dass die Natur die Dicke des Stammes nur bestimmt habe, um dem Anprall von treibenden Körpern zu trotzen, vermindert der Baum seinen Umfang von 6 Fuss Höhe ab plötzlich um ein Drittel, als in jener Erhebung überflüssig. Und um den Baum noch auf eine schicklichere Weise zu sichern, lässt die Natur aus der Wurzel des Baumes, in vier oder fünf Fuss Entfernung herum, mehrere grosse Protuberanzen entstehen, welche von ein bis vier Fuss Höhe besitzen: dies sind keineswegs etwa Wurzelschösslinge, denn ihr Kopf ist glatt, und trägt weder Blätter noch Zweige; es sind vielmehr wahrhafte Eisbrecher.“ —

Herr Universitäts-Professor Dr. Paul Magnus hat die Güte Folgendes über die physiologische Auffassung dieser „Eis- und Wellenbrecher“ für die Zwecke der „Brandenburgia“ mitzuteilen.

„K. Goebel in einer Studie: Ueber die Luftwurzeln von *Sonneratia* (Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft Bd. IV 1886 Heft 6 S. 249) und Ludwig Jost in seiner Arbeit: Ein Beitrag zur Kenntnis der Athmungsorgane der Pflanzen. (Botanische Zeitung, 45. Jahrg. 1887 No. 37, 38, 39 Sp. 601—606, 617—628, 633—642) haben gezeigt, dass viele Pflanzen aufrecht wachsende Seitenwurzeln (aërotropisch wachsende), haben, um durch dieselben den für das Leben der einzelnen Wurzelzellen nötigen Sauerstoff aufzunehmen, d. h. die Athmung der einzelnen Zellen des Wurzelgewebes zu vermitteln (Athmung der Zelle,

*) Jacques Henri Bernadin de Saint-Pierre geb. zu Havre 19. Jan. 1737, besucht 1766 Berlin, dessen Weidenpflanzungen beim „Unterbaum“, jetzt Prinz Friedrich Karl-Ufer, er später begeistert schildert, bleibt bis 1771 auf Isle-de-France, kehrt dann nach Paris zurück, veröffentlicht 1784 seine „Natur-Studien“ (darin in Bd. IV das über 400 mal aufgelegte liebliche Idyll „Paul et Virginie“) und stirbt 21. Jan. 1814 auf seinem Landgut Eragny an der Oise.

die den zu jeder Lebensleistung des Plasmas notwendigen Sauerstoff demselben zuführt, ist nicht zu verwechseln mit der im grünen Gewebe stattfindenden Assimilation, bei der bekanntlich die Kohlensäure aufgenommen und zerlegt wird und der Sauerstoff der zerlegten Kohlensäure wieder ausgeschieden wird). Jost hat dies durch eingehende histiologische Untersuchungen nachgewiesen. Er zeigte auch, dass man die Bildung dieser aërotropischen Athmungswurzeln hervorruft, wenn man diese Landpflanzen in Schlamm oder Wasser kultivirt.

Jost hebt nun mit Recht l. c. Sp. 640 hervor, dass zu diesen Athmungsorganen auch die merkwürdigen kegeligen Wurzelsäulen gehören, die sich aus den Wurzeln der Sumpfcypresse, *Taxodium distichum*, 1—5 Fuss hoch über den Boden erheben, und aus einer knieförmigen Beugung der Wurzeln ihren Ursprung nehmen. Auch sie entwickeln sich hauptsächlich, wo die Wurzeln der Sumpfcypresse in sumpfigem schlammigem Boden wachsen, während ihre Bildung auf trockenem Landboden mehr zurücktritt. Das schönste Exemplar einer Sumpfcypresse mit zahlreichen Wurzelsäulen habe ich in der Villa Doria Pamfili bei Rom gesehen.“ —

Wir haben also drei Theorien über die Bedeutung der Wurzelprotuberanzen von *Taxodium*; nach einigen werden sie als Böcke gegen den Eisschub und das Treiben von Baumstämmen, nach anderen für Gleichgewichtsstützen gegen Wirbelstürme, von noch anderen als Athmungsorgane aufgefasst. Jede dieser Erklärungen scheint manches für sich zu haben, vielleicht müssen sie alle drei vereinigt und gleichzeitig vom Standpunkt der Naturkräfte erwogen werden. Dass Wälder von *Taxodium distichum* in ihrer eigentlichen Heimat, in Louisiana, fossil und bis in die älteste Vorzeit des Menschen zurückreichen, war auch bereits dem englischen Geologen Sir Charles Lyell bekannt. Speziell mit Bezug auf unsere Sumpfcypresse äussert er sich in seinem klassischen Werk „Age of Man“ bei Besprechung des Mississippi-Deltas wie folgt: „Die Anschwemmungen dieses Flusses erstrecken sich über eine Fläche von 30 000 engl. Quadratmeilen und sind an einigen Stellen mehrere hundert Fuss dick. Die mässigsten Schätzungen ihres Alters lassen auf viele Jahrtausende (wahrscheinlich auf mehr als 100 000 Jahre) schliessen. In der Nähe von Neu-Orleans hat man bei der Errichtung von Gaswerken i. J. 1852 grosse Ausgrabungen gemacht und dabei in einer Tiefe von 16 Fuss und unterhalb vier begrabener und übereinander gelagerter Wälder [von T. d.] ein menschliches Gerippe gefunden, welches dem Urtypus der roten indianischen Rasse angehören und nach der Berechnung von Dr. Dowler ein*) Alter von 50 000 Jahren

*) Dowler, citirt von Dr. Usher, in Nott and Gliddon's Types of Mankind, pag. 352. Die Altersangaben sind selbstredend nur als Schätzungen und Möglichkeiten, nicht als unumstössliche Gewissheiten zu betrachten.

haben soll. Uralte Bäume [T. d.] von mehreren hundert Jahresringen, einer über dem andern stehend in verschiedenen Erdlagen sah ich selbst an Stellen, wo der Grund durchschnitten worden war, und ich glaube, dass die Gelegenheit für Abschätzung der Dauer gewisser Abschnitte in der Periode der Neubildung für den Geologen nirgendwo so günstig ist, wie hier.“ (Verhältnisse, die von selbst zu einem Vergleich zu den ähnlichen Vorkommnissen bei Gross-Räschen einladen.)

Herr Museumskustos Dr. H. Kolbe sprach in der Gesellschaftssitzung naturforschender Freunde zu Berlin vom 20. November 1894 über fossile Reste von Käfern aus der Schmierkohle bei Gross-Räschen. In dem Bericht S. 236 flg. heisst es: „Dieses Schmierkohlenflötz wird überlagert von einer Sanddecke, welche dem Diluvium angehört. Unter dem Schmierkohlenflötz befindet sich eine Thonschicht, und diese bedeckt, wenigstens teilweise, ein weitausgedehntes Braunkohlenfeld. — In dem Torfflötz, welches aus einer schmierigen, schwarzen Substanz besteht, die als Schmierkohle bezeichnet wird, sind viele erkennbare Pflanzenreste enthalten, z. B. Schilfblätter, Samen von *Potamogeton*, Blattdrucke von *Betula* u. s. w. Dazwischen finden sich vereinzelte Reste von Coleopteren, meist blaue und messing- oder erzfarbene Flügeldecken von Donacien. — Die meisten dieser Käferreste gehören zur *Species Plateumaris discolor* Pz. (= *Donacia comari* Suffr.). — *P. discolor* findet sich noch jetzt an den verschiedensten Orten in Norddeutschland; sie lebt besonders an dicht bewachsenen Stellen in Sümpfen auf *Eriophorum* und *Carex*.“ Ferner sei wahrscheinlich *Donacia clavipes* F. (= *menyanthidis* Gyll) dort. Diese gleichfalls in Norddeutschland heimatende Donacienart liebt mehr offene Gewässer, die von *Arundo phragmites* und *Phalaris arundinacea* umrahmt sind. Soweit K. sich erinnert, fanden sich die Reste der *Plateumaris discolor* in den mittleren und oberen Lagen, welche der Periode angehören, in der das Moor grossenteils zugewachsen sein musste. Eine 3. Coleopterenart gehöre einer noch nicht determinierten Carabidenart an, augenscheinlich einem kleinen schwarzen *Agonum*. Noch gegenwärtig kommen bei uns Arten dieser Gattung am Rande von Gewässern vor. —

Die wichtigsten faunistischen und floristischen Entdeckungen werden wohl erst noch bei sorgfältigen Ausgrabungen auf dem ehemaligen Sumpfboden um die Taxodien herum gemacht werden. Es muss sich daselbst doch allerhand totes Getier und pflanzlicher Abfall gesammelt haben. Die bisherigen Ausgrabungen sind nur zu dem bergmännischen Zweck möglichst umfänglicher und möglichst schleuniger Gewinnung von Braunkohle bewirkt worden, und es ist der reine Zufall, wenn dabei wissenschaftliche Funde und Beobachtungen gemacht wurden. Ebenso werden das Schmierkohlenlager und die pleistocänen Torfschichten

darüber noch manche beachtenswerte Entdeckungen liefern. Soviele scheint schon jetzt festzustehen, dass diese Schichten über dem Braunkohlen-Miocän mit den vielbesprochenen interglaziären Torfschichten von Klinge bei Cottbus durchaus nicht parallelisiert werden können.

4. Herr Kustos Buchholz legt das neu erschienene Werk:

Wernicke, Bernauer Stadtchronik,

zur Ansicht vor und berichtet darüber:

Als unsere Gesellschaft im vorigen Jahre die Wanderfahrt nach Bernau unternahm, lernten wir von den dortigen, hinsichtlich des ortsgeschichtlichen Interesses hervorragenden Herren auch den Stadtverordneten-Vorsteher Wernicke als kundigen und liebenswürdigen Führer kennen. Herr Wernicke machte uns namentlich auch die im städtischen Archiv verwahrten alten Urkunden, Bücher und Akten zugänglich und wies dabei auf einen grossen Stoss Manuskripte hin, welche, im Laufe von 8 Jahren von ihm verfasst, in kleineren Stücken nach und nach im Nieder-Barnimer Kreisblatt abgedruckt worden waren und eine umfassende Chronik der Stadt Bernau enthielten. Nach weiterer Vervollständigung hat nun Herr Wernicke das Ganze in einem zusammenhängenden Werk unter dem obigen Titel in einer beschränkten Zahl von Exemplaren herausgegeben und das hier vorliegende, auf Büttenpapier gedruckt, dem Märkischen Provinzial-Museum geschenkt.

Ursprünglich hatte der Verfasser nur eine zum grossen Teil auf eigenen Aufzeichnungen beruhende Stadtchronik des 19. Jahrhunderts, im Anschluss an die 1736 geschriebene Chronik von Tobias Seiler, beabsichtigt und die Anordnung des Stoffes der Form des periodischen Erscheinens einzelner Stücke im Kreisblatt angepasst. Da er aber im Verlauf der Bearbeitung mehr und mehr die Notwendigkeit erkannte, alle einzelnen Abteilungen im Zusammenhang mit der älteren Vergangenheit darzustellen und den alten Chronisten vielfach zu ergänzen, so erscheint das Werk als eine vollständige Chronik der Stadt und die ursprüngliche Anordnung ist durch ein zweites systematisches Inhaltsverzeichnis korrigiert.

Die Geschichtsfreunde haben Grund, dem Verfasser dankbar für diese Arbeit zu sein, denn sie finden das gesamte, die Stadt Bernau betreffende Material in diesem stattlichen Werk aus allen nur möglichen Quellen übersichtlich vereinigt.

Das Werk hat aber auch ein weit über den Kirchturmshorizont von Bernau hinausgehendes Interesse. Denn indem der Verfasser die gesamte historische und Kultur-Entwicklung der Stadt in allen ihren administrativen, politischen, volkswirtschaftlichen, gewerblichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verzweigungen mit grosser Sorgfalt zusammengestellt hat, kann daraus manche Lückenfüllung für Chroniken

anderer Städte, denen so ausgiebige Quellen nicht zu Grunde lagen, geschöpft werden.

Das bedeutendste mit Bernau verknüpfte geschichtliche Ereignis, durch das die Stadt schon seit dem 15. Jahrhundert eine ehrenvolle Berühmtheit erlangt hat, die siegreiche Behauptung gegen den Angriff und die Belagerung der Hussiten, erfährt in dem Werk eine sämtliche bezügliche Nachrichten zusammenfassende, beziehungsweise richtig stellende Behandlung. Als Ergebnis derselben wird festgestellt, dass die Hussiten um Ostern 1432 die Stadt belagert und mehrmals vergeblich bestürmt haben, dass am Mittwoch nach Ostern ein Teil der Belagerer, vermutlich auf die Nachricht, dass der Kurfürst ein Heer sammelte, abzog und dass darauf die Bürger Bernaus in Verbindung mit den dorthin geflüchteten Landleuten einen Ausfall auf den Rest der Hussiten unternahmen, welche letzteren unter Zurücklassung des Lagers die Flucht ergriffen.

5. Herr Kustos Buchholz legt ferner vor:

„Das Buch von der Weltpost.“ 3. Aufl. 1894,

und berichtet darüber:

Im Jahre 1884 erschien zur Feier des 10jährigen Bestehens des Weltpostvereins die erste Auflage dieses Prachtwerks, das der verdiente Chef des Reichspostamts, der die Bildung des Vereins angeregt und den grossen Weltverkehrsgedanken so glänzend verwirklicht hatte, vermutlich unter eigener Mitwirkung, hatte herausgeben lassen. Eine zweite Auflage war damals gleich nach dem Erscheinen nötig geworden. 1894, nach wiederum 10jähriger Wirksamkeit des Weltpostvereins, ist die dritte, mit Rücksicht auf die technischen Fortschritte ergänzte Auflage erschienen, von welcher S. Excellenz Dr. v. Stephan dem Märkischen Provinzial-Museum dieses Exemplar, „in Erwiderung des für die Sammlungen des Reichpostmuseums bethätigten regen Interesses“, überwiesen hat.

Das vorzüglich illustrierte Werk giebt eine umfassende Darstellung der Entwicklung des gesamten Nachrichten-Beförderungswesens aller Zeiten und der Inhalt beschränkt sich deshalb nicht auf Geschichte und Technik des Post- und Telegraphiebetriebes im engeren Sinne. Die wissenschaftliche Behandlung des Stoffes der ersten drei Titel: „Schrifttum und Entwicklung des brieflichen Verkehrs“, „Verkehrswesen im Altertum“, „Verkehrswesen im Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert“, zeugt zugleich von einer eingehenden Kenntnis und Benutzung aller völkerkundlichen Quellen der betreffenden Zeitperioden; die einschlägigen Einzelheiten werden vom Gesichtspunkt der Gedankenübertragung in zeitliche oder örtliche Ferne erläutert und zu dem erst in den letzten Jahrhunderten zur geordneten Entwicklung gelangten Postwesen fortgesponnen. Dem Forscher auf dem Gebiet der Kulturgeschichte der

Völker wird dabei manches Neue geboten, dem Laien ein interessanter Blick in die Urzustände und in die langsame Fortentwicklung des Menschengeschlechts gewährt.

In den engen Rahmen der Brandenburgischen Heimatskunde fällt von dem Inhalt u. a. die Darstellung einer Kurbrandenburgischen Personenpost im 17. Jahrh. (S. 125); ein Abdruck der Chodowieckischen Stiche: das Postgebäude an der Post- und König-Strasse um 1760 (S. 109) und das alte Brandenburger Thor zu Berlin um 1764 (S. 85). Auch des Ausdrucks „Berlin“ für eine gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Berlin zuerst gebaute Postwagenform wird auf S. 93 gedacht.

Wie das Werk in seinen ersten 3 Titeln die der Vergangenheit angehörigen, den Keim zur Entwicklung des Postwesens einschliessenden Einzelheiten behandelt, so fixiert es in den weiteren Abschnitten die Geschichte und den Stand des gegenwärtigen gesamten Weltpostbetriebes und berichtet auch über einige besondere Hilfsmittel zur aussergewöhnlichen Briefbeförderung, z. B. Brieftauben und Luftschiffahrt. Dem Prachtwerk ist ein von L. Burger gezeichnetes sehr sinnreiches Titelbild beigegeben, auf dem auch der geniale Begründer des Weltpostvereins, unser verehrter Reichspostmeister, bildlich verewigt ist.

6. Herr Kustos Buchholz zeigte ferner die Photographie des am 22. November 1894 gestorbenen ältesten Berliner Einwohners, des am 25. März 1792 geborenen Uhrmachers Gottlieb Hagemann vor. Unser Mitglied Schütz, dem das Märk. Museum das Bild verdankt, hat auch die Totenmaske des alten Herrn abgenommen und ein Gipsexemplar in das Museum gestiftet.

7. Es folgten nun die angezeigten Vorträge der Herren Buchholz, Bluth und Mielke, welche, durch, zahlreiche Anschauungsmittel unterstützt, von den Anwesenden mit grossem Beifall aufgenommen wurden. Die Vorträge werden hierunter abgedruckt werden.

8. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Erschienenen noch zu einem geselligen Beisammensein im Ratskeller.

Berliner Wirtschaftsgefässe aus mittelalterlicher Zeit.

Von Custos Buchholz.

Einige bei den jetzigen Ausschachtungen auf der Stelle der abgebrochenen Häuser der Rosenstrasse vorgekommene Funde veranlassen mich zu diesem Vortrage.

Ein Bild der vorgeschichtlichen Töpferei haben Sie bereits aus

einer Reihe früherer Vorlagen gewinnen können; deshalb hole ich heute nicht soweit aus, um die ganze Entwicklung der Töpferkunst von ihrem Ursprung an zu verfolgen. Nur auf die für die prähistorische Forschung sehr wichtige Unterscheidung zwischen altgermanischer und wendischer Töpferwaare möchte ich hinweisen. Die Verschiedenheit beider ist eine so ausgesprochene und in die Augen fallende, dass die Thongefäße, oder auch selbst die Scherben, völlig zweifelsfreie Beweismittel für die Zeitbestimmung, für die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Volkstamm, geworden sind. Der bei den Germanen ziemlich entwickelte Geschmack, welcher an den schönen Formen, Glättungen und Verzierungen zum Ausdruck kommt, beginnt schon bei Eintritt der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung sich zu verlieren und die nach dieser Zeit, vom 6. Jahrhundert an vorkommenden Gefäße lassen davon gar nichts mehr erkennen, werden vielmehr wieder höchst primitiv, zeigen aber als einen neuen Kultur-Fortschritt die Anwendung der Töpferscheibe beim Formen. Fraglich bleibt dabei, ob diese Verbesserung bereits bei den Wenden vorher bestanden hatte, oder ob sie bei der Berührung der Wenden mit den südwestlichen fränkischen Kulturgebieten erlernt und dann hier eingeführt war.

An den beiden hier vorliegenden, aus dem märkischen Museum mitgebrachten Beispielen, einem germanischen und einem wendischen Topf, wird Ihnen der wesentliche Unterschied zwischen germanischer und wendischer Poterie sogleich in die Augen fallen.

Mit dem Wiedereindringen der deutschen Kolonisten unter den ersten Askaniern, gleichbedeutend mit der Einführung der christlichen Kultur in die Mark, wird auch wieder die Töpferwaare verbessert. Der Thon wird nicht mehr, wie bis dahin, mit Steingrus gemengt; die Formen zeigen zwar noch Anklänge an die wendischen, aber es ist unverkennbar, dass eine neue Gebrauchsweise der Töpfe, also auch eine neue Lebensweise der Menschen, die Formen beeinflusst hat. Die bauchige Form mit abgerundetem Boden, der verengte Hals und der schärfer nach aussen profilierte Mündungsrand lassen auf eine verbesserte Einrichtung des Kochheerdes, im Anschluss an die Erbauung ordentlicher Wohnstätten schliessen. Man kann sich vorstellen, dass diese Gefäße in eisernen Zangenklammern, wie etwa heute die Fässer an den Bierwagen, über dem Heerfeuer als Kochtöpfe hingen, oder auch unmittelbar auf das Feuer gestellt werden konnten, ohne zu platzen, während die wendischen Töpfe vielleicht nur seitwärts an das Feuer herangeschoben wurden, und überhaupt eine geringere Verwendung am Feuer verraten. In Bezug auf die Verzierungen verliert sich die Methode der rohen Einritzung von Tupfen und Linien, die oft wellenförmig verliefen, ganz und nur die bei der Formung mittels der Scheibe mitausgedrehten Riefen um den Hals bleiben und erfahren eine weitere Entwicklung.

Der Brand wird erheblich schärfer, so dass die Gefäße beim losen Anschlag klingen; es müssen also auch ordentliche Brennöfen eingeführt geführt sein. Die Farbe ist durchweg eine schmutzig blaugraue; da diese Farbe nicht aus dem natürlichen Thon entsteht, so bleibt dahingestellt, ob sie absichtlich, etwa durch Graphitzusatz, oder ob sie durch Verkohlung der beim Gebrauch eingedrungenen organischen Stoffe entstanden ist.

Aus dieser ersten christlichen Zeit, dem Ende des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lege ich Ihnen hier ein typisches Exemplar von Wirtschaftsgefäß vor, das in Berlin im Jahre 1861 bei den Ausschachtungen zum Rathause, ausgegraben wurde. (Fig. 1.) Diesem ganz ähnliche Gefäße sind vielfach, sowohl in Berlin, wie in Provinzialstädten gefunden und die Altersschätzung ist durch Münzfunde, die in solchen Töpfen verwahrt waren, mehrfach bestätigt.



Fig. 1.

Als eine weitere Ausbildung dieser Kochgefäßform für Wirtschaftszwecke ist dieser Krug anzusehen, der kürzlich in der Rosenstrasse, 1 m unter der Kellersohle des Hauses No. 24, in der Erde gefunden wurde. (Fig. 2.) Er ist 29 cm hoch, der fast kugelförmige Bauch hat 23 cm Durchmesser, der Hals 9, die Mündung 12 cm Durchmesser. Drei in sehr roher Weise an dem abgerundeten Boden mit den Fingern ausgeknetete Zapfen sollten ihm beim Stehen auf einer ebenen Fläche Halt geben. Als Fortschritt in der Technik ist die Anbringung eines Henkels und eines kleinen Ausgussschnabels anzusehen. Nach den bisherigen Erfahrungen wird ein Sachkundiger dieses Gefäß in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts schätzen und das steht im vorliegenden Fall auch im Einklang mit der Fundstelle.

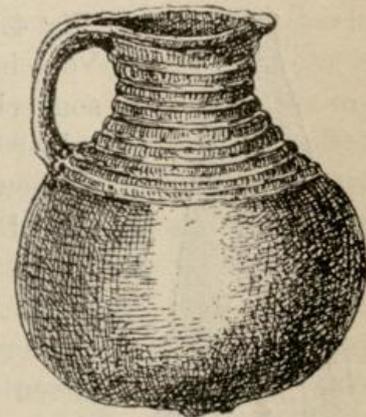


Fig. 2.

Die Rosenstrasse liegt in demjenigen Teil von Alt-Berlin, welcher bis 1270 als freies Feld ausserhalb der damals nur bis an die Königsstrasse ausgedehnten Stadt lag, um die genannte Zeit aber zur Erweiterung der Stadt benutzt, in die Stadtmauern einbezogen und mit dem Marien- und Heil. Geist-Viertel bebaut wurde. Die Annahme liegt nahe, dass man bei dieser ersten Bebauung, einem damals sehr allgemein verbreiteten Aberglauben folgend, den Topf tief in die Erde vergrub, der dem Hause das Glück sichern sollte. Man pflegte auch, wie wir das schon oft gefunden haben, Hühner oder Hasen

oder Eier in den Topf zu legen, doch hat in diesem Falle über den Inhalt nichts mehr festgestellt werden können.

Mit dem 14. Jahrhundert kommt bei uns die Glasur zur Anwendung, zuerst in äusserst dünnem Schmelz, dann allmählig in kräftigerem Ueberzug. Die dunkelblaugraue Farbe nimmt in demselben Masse ab, die natürliche Thonfarbe, je nach dem grösseren oder geringeren Eisengehalt ziegelbraun und dunkelbraun, wird allgemeiner. Die Gefässformen werden sehr verschiedenartig, haben aber weniger den Charakter von Kochtöpfen, da die abgerundeten Böden ganz verschwinden. Eine Erklärung hierfür liegt in der allgemeinen Einführung



Fig. 3.

metallischer Kochgefässe aus Bronze, sowohl der Hängekessel, wie der dreifüssigen Bronzegrapen. Die Gefässform war deshalb fast ausschliesslich auf andere Wirthschaftszwecke berechnet. Um das Umfallen zu verhindern, gab man dem Boden einen möglichst grossen Durchmesser, indem man ihn über die Gefässwandung, also über das notwendigste Bedürfniss hinaus, erweiterte, einen Rand mit den Fingern ausfaltete, wobei er kraus wurde und so entstanden die sogenannten „Krausen“ des 14. und 15. Jahrhunderts, von denen ich hier ein ebenfalls von der alten Rathausstelle herrührendes Exemplar vorlege. (Fig. 3.)

Aus dieser Zeit, in welcher der vermehrten Verschiedenheit der Verwendungszwecke entsprechend, auch schon die mannigfachsten Gefässformen entstanden, rührt nun auch diese merkwürdige Thonflasche her, die ebenfalls in der Rosenstrasse ausgegraben ist. (Fig. 4.) Ein ähnliches Gefäss ist bisher noch nie zum Vorschein gekommen und wenn es auch einen etwas

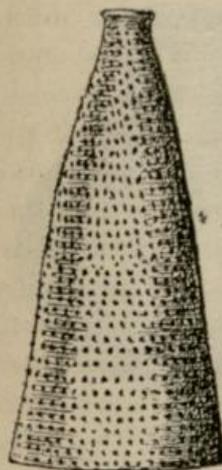


Fig. 4.

sonderbaren Eindruck macht, so ist doch der Charakter als Flasche, als Gefäss zum verschliessbaren Aufbewahren von Flüssigkeiten, etwa Bier, unverkennbar. Die Form ist die eines Kegels von 32 cm Höhe, 15 cm Boden- und 4 cm Spitzen-Durchmesser. Die ganze Aussenwandung ist durch Ausstechen von vielen hunderten fast dreieckigen Vertiefungen und Stehenlassen der ausgestochenen Thontheile scharf rau, einer Reibeisen-Fläche ähnlich, gemacht. Die Kerben, welche in symmetrischen Linien angeordnet sind, können als Verzierung gelten, sie haben zugleich den praktischen Zweck, beim Fassen mit einer Hand das Ausgleiten zu verhüten. Am Boden sind 3 runde Bruchstellen erkennbar, welche von den wohl mehr zapfenförmig gewesenen Füßen herrühren.

Dieses Gefäss gehört offenbar auch noch der spätmittelalterlichen

Zeit an und da man den in jener Zeit schon bekannten Glasurüberzug vermieden hat, so lässt sich daraus schliessen, dass man eine gewisse Durchlässigkeit gradezu beabsichtigte, die dem Zweck, den flüssigen Inhalt kühl zu halten, bekanntlich Vorschub leistet.

Bemerken möchte ich noch, dass beide Gefässe aus der Rosenstrasse, sowie auch einige andere Fundstücke, namentlich ein Grabstein der Familie Behmen und eine gusseiserne Ofenplatte mit der Darstellung der Heldenthat Judiths, beide aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, von der Firma J. Koppel & Co. dem märkischen Provinzial-Museum überwiesen sind.

Über die Wandgemälde in der Kirche zu Dahlem.

Von G. Bluth, Geheimem Baurat.

Seit einiger Zeit hat die Kirche in Dahlem bei Steglitz, Kreis Teltow, die Aufmerksamkeit wegen der Wandgemälde, welche in derselben aufgedeckt worden sind, auf sich gezogen. Über diese Gemälde ist vielfach in der Presse berichtet worden; insbesondere hat Herr Dr. Georg Voss in einem sehr beachtenswerten Aufsätze, welchen er in dem Jahrbuche der Königl. Preussischen Kunstsammlungen veröffentlicht hat, sich über den Wert dieser Malereien ausgesprochen und daran die Schlüsse angeknüpft, welche deren Auffinden für die Ausschmückung frühmittelalterlicher Kirchen — wie sie damals angewendet wurde — in der Mark zulassen und endlich die allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnet, welche für die Gebiete der Malerei, der Bildhauerkunst und der verschiedenen Zweige der Kleinkunst, in Bezug auf die Restaurationen bezw. die Pflege und Unterhaltung dieser Kunstwerke, von Wichtigkeit sind. Ich darf annehmen, dass dieser Gegenstand auch das Interesse dieser Versammlung in Anspruch nehmen wird und erlaube mir, Sie daher zu bitten, mir für kurze Zeit Gehör zu schenken.

Die kleine Kirche zu Dahlem nahe am Grunewald ist in ihrem älteren westlichen Teile ein frühmittelalterlicher Granit-Ziegelbau, der ursprünglich mit einer flachen Decke versehen war. Um das Jahr 1470 wurde die östliche Giebelwand dieses Bauteiles mit dem bis dahin etwa vorhanden gewesenen Chore beseitigt und dem bisherigen Bau ein neuer um ein Joch erweiterter Chor, welcher aus fünf Seiten des Achteckes

geschlossen ist, angefügt. Diese Erweiterung erhielt innere Strebepfeiler und wurde mit Kreuzgewölben überspannt.

Im XVII. Jahrh. — es findet sich an der Querempore die Jahreszahl 1670 — erhöhte man die dem ältesten Bauteile angehörenden Wände entsprechend dem im XV. Jahrh. erfolgten Erweiterungsbau, teilte denselben durch Gurtbogen in drei Joche, legte zu diesem Zwecke — ähnlich wie im Choranbau — Pfeiler vor und überspannte die so gewonnenen Joche mit Kreuzgewölben. Indess mag die an der Empore angebrachte Jahreszahl 1670 sich nur auf den Einbau der letzteren beziehen; es ist wohl möglich, dass die Erhöhung und Überwölbung dieses Bauteiles bereits früher — etwa im XVI. Jahrh. — erfolgt ist. Jedenfalls ist sie später ausgeführt als der Choranbau des XV. Jahrh.; denn während die Grate der Gewölbe des letzteren mit birnenförmigen Profilen versehen sind und die Rippen auf Figuren-Kropsteinen ruhen, sind die Gurtbogen und Grate im Schiffe in handwerksmässiger Weise mit rechteckigem Querschnitte ohne Profilsteine hergestellt und überputzt. Bei letzterem Umbau wurden auch die Fenster an der Südfront teils vermauert, teils erweitert und mit Spitzbogen überwölbt. Nur die beiden an der Nordfront vorhandenen schmalen Schlitzfenster — sie sind aus den Innenansichten zu ersehen — welche im Äussern mit schräg gestellten Backsteinen, im Innern mit abgeschrägten Laibungen versehen sind und noch der ursprünglichen Bauanlage angehören, blieben erhalten.

Auf dem westlichen Teile des im XVII. Jahrh. höher gebrachten Daches wurde ein Dachreiter errichtet, in welchem die drei Glocken Aufnahme fanden; auch hat derselbe am Ende des vorigen und im ersten Drittel des jetzigen Jahrh. zur Unterbringung des zwischen Berlin und Potsdam damals errichteten optischen Signalapparates gedient.

Im Spätsommer 1893 erstatteten zwei mit der Aufnahme des Kirchleins beschäftigte junge Architekten von der hierbei gemachten Wahrnehmung, dass sich über der Kalktünche der Wandflächen des älteren Teiles des Kirchenraumes Spuren mittelalterlicher Wandgemälde vorgefunden hätten, dem Herrn Minister für die geistlichen etc. Angelegenheiten und mir Anzeige. Das veranlasste mich, die betreffenden Wandflächen von der deckenden Kalktünche zu befreien, wobei das Mitglied der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege, Herr Bauinspektor Koerner, und der Vertrauensmann dieser Kommission, Herr Landesbauinspektor Techow, sich beteiligten.

Bei dieser Aufdeckung der Wandflächen wurden an der nördlichen Kirchenwand in dem ältesten Teile der Kirche in einer Höhe von 2,15 m über dem Fussboden des Kirchenraums eine Reihe von frühgotischen Wandgemälden vorgefunden, welche an dieser Wand eine Höhe von 2,30 m bedecken — entsprechend der Höhe, in welcher die später entfernte ursprüngliche Balkendecke ihre Lage gehabt hat. Leider waren diese

Wandgemälde durch die eingebauten Pfeilervorlagen, sowie die Schildbögen bezw. durch die später hergestellte Querempore und durch den Einbau der Kanzel mehrfach durchschnitten; auch haben bei der Ausführung dieser Einbauten, sowie bei den damals und wohl auch später stattgehabten Übertünchungen die Malereien mannigfache Beschädigungen erlitten.

Auch auf der Südseite des älteren Teiles der Kirche wurden Wandgemälde vorgefunden, welche in etwa 20 cm grösserer Höhe als diejenigen auf der Nordseite ansetzen. Neben einem derselben ist ein breiter Rankenfries in rotbraunem Tone und unterhalb, soweit sie nicht durch die eingebaute Empore zerstört ist, eine breite Abschlusslinie angebracht. Mehr noch als auf der nördlichen Wand haben die Bilder auf der südlichen Seite gelitten, weil hier ausser der Einfügung der Querbogenvorlagen und der Empore, die Erweiterung der Fensteröffnungen schädigend und zerstörend eingewirkt hat. Ein dort vorhandenes, später vermauertes Schlitzfenster ist von einem Rankenfries umzogen in rotbraunen Contouren mit grünen Ranken und farbigen Blumen.

Die Malereien sind unmittelbar auf den mit unregelmässiger Oberfläche hergestellten Wandputz aufgetragen; wahrscheinlich haben die dabei verbliebenen Vertiefungen im Putze, bei späterer Übertünchung der Gemälde, dazu Veranlassung gegeben, besonders tief gegen die Fläche zurücktretende Stellen mit Mörtelputz auszufüllen, sehr zum Schaden für den Bestand der Gemälde. Die Deutung derselben bereitet unter diesen Umständen einige Schwierigkeiten; indess sind doch folgende Darstellungen, bei denen die Figuren nahezu lebensgross gehalten sind, zu erkennen:

a) An der Nordwand, und zwar von dem östlichen Ende des ältesten Teiles an der jetzigen Stellung der Kanzel ausgehend.

Zuerst ein Bild, welches auf rotem, teils mit hellen Linien und Streifen durchflochtenem Hintergrunde eine weibliche Figur — die heilige Anna — mit dem Jesuskinde und der Maria im Schoosse darstellt; beide mit dem Nimbus; davor zur Linken eine knieende weibliche Figur mit zum Jesuskinde erhobener Rechten, deren Gewandung im unteren Teile durch ein von Kreisen umschlossenes, anscheinend später aufgemaltes Weihekreuz gedeckt wird.

Die hellen Vertikalstreifen auf dem Hintergrunde hat Herr Dr. Voss in seiner schon erwähnten Schrift als drei Paar Krücken bezeichnet, welche zum Gedächtnisse an wunderthätige Heilungen von Lahmen dort dargestellt sein möchten. Die erwähnte knieende weibliche Figur ist von demselben Verfasser in ihrem Brustbilde dargestellt; sie trägt ein Rissentuch und die Zeichnung lässt ihre anbetende Haltung erkennen.

Das dann folgende Bild stellt auf rotem ungemusterten Hintergrunde Christus mit dem Kreuznimbus und eine durch Krone und Nimbus

charakterisierte Frauengestalt dar, welche auf einer mit Kissen belegten Bank sitzen. Christus reicht mit der erhobenen Rechten der Märtyrerin — für welche ich die Frauengestalt halten möchte — einen nicht mehr erkennbaren Gegenstand dar, nach welchem diese die Hand ausstreckt. Herr Voss hält die Frauengestalt für die Maria und den erwähnten Gegenstand für die Weltkugel. Auch an diesem Bilde ist ein Weikeuz angebracht.

Es folgen dann drei Bilder, welche, wie aus dem allen gemeinschaftlichen hellgrünen Hintergrunde zu schliessen ist, wohl ein zusammenhängendes Gemälde gebildet haben, welches aber durch die später eingefügten Pfeilervorlagen durchschnitten ist, wodurch die Darstellung sehr gelitten hat. Es sind darauf zu erkennen, zuerst neben dem zweiten Gemälde die sitzende Figur einer Heiligen mit Krone und Nimbus in reicher Gewandung und mit wallendem Haare, das Gesicht nach Osten gerichtet. Zu ihren Füßen befindet sich ein Weikeuz. — Diese gut erhaltene Figur hat Herr Voss in seinem Artikel dargestellt.

Die alsdann folgende Gestalt einer Heiligen in ähnlicher Haltung wie die vorbeschriebene ist leider durch den später eingefügten Pfeiler und Schildbogen fast zerstört. Zuletzt ist an der nördlichen Wand noch eine männliche Figur zu erkennen, deren Gesicht nach Westen gerichtet ist, und welche in der Linken ein Buch hält.

b) An der Südwand ist von Osten aus gehend, das erste Bild durch die Vergrößerung des dort befindlichen Fensters und den Einbau des Pfeilers leider sehr zerstört; indes dürfte dasselbe einen knieenden Christus — vielleicht auf dem Oelberge — dargestellt haben. Es folgen alsdann nach Westen hin die besser erhaltenen Bilder des Heilandes mit der Dornenkrone auf dem Haupte und weiter auf der Empore die Gestalt eines Königs mit der Krone auf dem Haupte, und mit Reichsapfel und Szepter, diejenige eines Bischofs mit der Mitra, dem Bischofsstabe und dem Buche, und endlich eine männliche Gestalt, welche einem Krieger angehören dürfte.

Die Figuren der Wandgemälde sind in kräftigen rotbraunen Strichen gezeichnet und die so umränderten Flächen mit verschiedenen Farbentönen — rot, blau, hellgrün, gelb und weiss — ohne Schattirung ausgefüllt.

Die Fleischtöne auf den Bildern an der Nordseite sind — wohl infolge der chemischen Umwandlung der Farben — schwarz geworden, während sie sich an der Südseite erhalten haben. — Dieser Umstand, wie auch die Art der Zeichnung lassen eine zum Teil spätere Herstellung der letzteren vermuten.

Die aufgefundenen Wandmalereien sind, wenn sie auch durch die wahrscheinlich wiederholt aufgebrachte Tünche sowie durch stellenweise Überputzung in ihrer Erscheinung erheblich beeinträchtigt sind, jedenfalls ein besonders wertvolles Beispiel der bei derartigen Gemälden des

frühen Mittelalters angewendeten Farbengebung und der Technik, in welcher dieselben auf dem Putze der unebenen Flächen des Mauerwerks in grossen markigen Zügen angebracht wurden. Hinsichtlich der Art der Ausführung sowie des schönen Linienflusses, in welchen die Figuren und deren Grundungen gezeichnet sind, stellen diese Malereien sich den sonst bekannten derartigen Kunstwerken des frühen Mittelalters ebenbürtig an die Seite und sind höher zu stellen, als die im Anfang 1893 in der Kirche zu Niederwerbig, Kreis Zauch Belzig aufgefundenen, etwa aus dem XV. Jahrhundert stammenden Wandgemälde.

Über dieselben und ihre Bedeutung spricht sich Voss in dem von ihm in dem Jahrbuche der Königl. Preussischen Kunstsammlungen veröffentlichten Aufsätze des Näheren aus.

Nach einer Aufzählung der ihm bekannt gewordenen Beispiele von mittelalterlichen Wandgemälden in der Mark weist Herr G. Voss darauf hin, dass man den Blick zuerst auf Brandenburg zu richten habe, wenn man nach Vorbildern für die frühesten märkischen Wandgemälde suchen wolle, und dies sei besonders bei den Dahlemer Gemälden geboten. Wenn man dann weiter berücksichtige, dass das Bistum von Brandenburg schon bei der Wiedereinführung des Christentums unter Pribislav in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts dem Erzbischof von Magdeburg unterstellt gewesen sei, so erscheine es naturgemäss, dass Brandenburg in künstlerischer Beziehung von Magdeburg abhängig wurde und dass der Einfluss Brandenburgs wieder auf die Ausschmückung der Kirche zu Dahlem werde eingewirkt haben. Diese Erwägungen des verdienten Forschers und die Schlussfolgerungen, zu denen er gelangt, verdienen die grösste Anerkennung und sind von hervorragendem Werte.

Für die Zeitbestimmung, in welcher die Dahlemer Wandgemälde hergestellt worden sind, ist zu beachten, dass sie bereits geschaffen sein mussten, bevor die Erweiterung des Kirchenraumes im XV. Jahrhundert erfolgte. Dies ist daraus zu schliessen, dass sie nur bis zur der Höhe der Wände hinaufreichen, in welcher die ursprüngliche Balkendecke ihre Lage hatte, bevor die Kirche in späterer Zeit erhöht wurde. Aber auch der Umstand, dass die obere Abschlusslinie der Malereien horizontal ist und dass dieselben sich den später eingefügten Schildbögen nicht anschliessen, vielmehr durch die Pfeilervorlagen und diese Bögen durchschnitten werden, sowie endlich der Umstand, dass eine Untersuchung der Wandflächen des im XV. Jahrhundert aufgeführten Bauteiles das Vorhandensein ähnlicher Bildwerke nicht ergeben hat — nur die Gewölberippen sind übermalt — berechtigt zu der Annahme, dass die aufgefundenen Wandgemälde dem romanischen Teile des Gotteshauses angehören — wahrscheinlich auch bald nach dessen Vollendung zur Ausführung gelangt sind.

Eine Restauration derselben wird sich nicht empfehlen, weil bei deren Zustande eine solche im Sinne und der Auffassung der ursprünglichen Malereien kaum ausführbar wäre. Durch eine solche würden die alten Gemälde doch nicht wieder zu erlangen sein, da ein Künstler, der damit betraut würde, es kaum über sich gewinnen möchte, ganz in der Formen- und in der Farbengebung der alten Bilder dieselben zu erneuern. Auch würde die Aufbringung der dazu erforderlichen Geldmittel Schwierigkeiten bereiten.

Dagegen ist in kunsthistorischem Interesse grosser Wert darauf zu legen, dass von den vorhandenen Resten der Bilder Abzeichnungen mit der Farbengebung angefertigt werden, welche in einem Museum aufzubewahren sein würden. Einen dahin gehenden von mir dem Herrn Kultusminister unterbreiteten Vorschlage hat dieser erfreulicher Weise entsprochen, indem er die für die Anfertigung der Zeichnungen in $\frac{1}{10}$ natürlicher Grösse erforderlichen Kosten bewilligt hat.

Aber noch ein anderes Kunstwerk befindet sich in der Kirche zu Dahlem. In Bergau's Inventur der Bau- und Kunstdenkmäler ist des dort vorhandenen aus dem Anfang des XVI. Jahrh. stammenden Flügelaltars mit seinen in Holz geschnitzten Heiligengestalten, welche eine gute künstlerische Arbeit zeigen, Erwähnung geschehen. Gelegentlich der Aufdeckung der Wandgemälde wurde auch dieser Flügelaltar einer näheren Untersuchung unterzogen, bei welcher sich ergab, dass die Aussenseiten der beiden Flügel mit Gemälden geschmückt sind, welche bisher unbekannt waren. Bei geschlossenem Zustande des Altars zeigt sich auf den davor liegenden Tafeln die Verkündigung mit dem Engel der Verkündigung — in der linken Hand den Brief mit 3 Siegeln haltend — und der Jungfrau. Öffnet man diese Tafeln, so erscheinen auf der rechtseitigen Seitenwand die heilige Barbara mit Turm und Kelch, auf der linksseitigen die heilige Katharina mit dem Schwerte und dem zerbrochenen Rade.

Die Gemälde sind in Tempera-Farben auf einem auf den Holztafeln angebrachten Kreidegrund gemalt und sind sowohl in ihrer edlen Auffassung, in ihrer guten Zeichnung als in der Farbengebung von grosser Schönheit und Vollendung.

Diejenigen, welche von Ihnen Gelegenheit nehmen, die kleine Kirche in Dahlem aufzusuchen, möchte ich auf diese Tafelbilder an dem Altare aufmerksam machen.

Stadtrat Friedel legte die in Bezug genommene Schrift von Georg Voss: „Die Wandgemälde der Kirche zu Dahlem bei Berlin, ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters in der Mark Brandenburg“ (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der K. Preuss. Kunstsammlungen, Berlin 1894, Heft 4) vor und rühmte besonders die vergleichende Übersicht,

welche der Verfasser über ähnliche in brandenburgischen Kirchen meist erst in den letzten Jahren entdeckte mittelalterliche Gemälde giebt.

In Bezug auf den Gegenstand, welcher auf einem der Dahlemer Wandbilder neben den für Krücken erklärten Votivgaben links hängt, bemerkt Friedel, dass derselbe ohne Zweifel ein Kleidchen oder Hemdchen darstelle, ebenfalls eine Votivgabe. Vielleicht sei in der Kirche ein wunderthätiges Bild der Heiligen Anna oder sonst einer anderen Heiligen verehrt worden, indessen sei dergleichen nicht einmal nötig anzunehmen, da man noch jetzt in überaus vielen katholischen Kirchen Krücken, Kleidchen ex voto aus Dankbarkeit und zur Verehrung aufgehängt finde, auch wenn dort nicht ein Heiligenbild sich eines besonderen und allgemeinen Rufes als heilkräftig erfreue.

In einer Diskussion mit Herrn Geheimrat Bluth bemerkte Herr Privatdozent Dr. Galland, dass ihm das Urteil jenes zitierten verdienstvollen Aufsatzes bezüglich der knieenden Frauenfigur, die ja schon vermöge ihrer trefflichen Erhaltung für die Wandgemälde von besonderem Wert sei, doch sehr anfechtbar erscheine. Dort ist nämlich von einem „unedlen Schnitt“ des Frauenkopfes die Rede, der von dem „edlen“ Haupt einer stehenden weiblichen Heiligen kontrastiere, und zwar sei dieser Kontrast vom Künstler wohl beabsichtigt (?) worden. Als Beweis führt die Abhandlung analoge Kontraste vor, z. B. den edel gebildeten römischen Hauptmann Longinus und einen hässlichen Kriegsknecht auf einer Kreuzigung zu Soest. Dr. G. giebt letzteres zu, erwidert indes, dass es niemals ein alter Meister, am allerwenigsten ein Künstler aus der Zeit des schwärmerischen Minnesanges gewagt hätte, solche Kontraste in weiblichen Zügen zu verbildlichen. Ein Kunsthistoriker müsse sich überhaupt hüten, das, was sich aus zeichnerischer Unvollkommenheit so alter Malwerke hinlänglich erkläre, als „unedel“ oder gar als bewusst unschön zu bezeichnen. In diesem Falle sei dem mit der Perspektive schlecht vertrauten mittelalterlichen Maler ein äusserst schwieriges neues Motiv nur nicht völlig gelungen. Er wollte dieses zarte Frauenköpfchen beim Gebete erhoben und doch nach vorn schauend darstellen. Die komplizierte Verschiebung der Gesichtsteile erscheint, weil sie eben nicht vollkommen gelang, uns verwöhnten Modernen als unschön. Aber das hindert nicht, dass hier eine jugendliche Empfindung, der warme Hauch einer werdenden Kunst, der frühgotischen Richtung, aus dieser bürgerlich gekleideten Frauengestalt uns zu Herzen dringt. Sie steht daher künstlerisch weit über jener „edlen“ en face gemalten Figur, an welcher der unbekannte Meister statuarische Ruhe und eine noch byzantinisch zu nennende Feierlichkeit des Ausdrucks im Rahmen der Überlieferung verkörperte.

Die Dorfkirchen der Mark. *)

Von Robert Mielke.

Bunt und mannigfaltig wie das deutsche Land, wie die Stämme die es bewohnen, wie Haus, Trachten und vieles andere, was letztere hervorgebracht haben, ist auch die kirchliche Baukunst da ausgeprägt, wo ein volkstümliches Empfinden noch nicht von den alles gleichmachenden Wellen des Verkehrs hinweggefütet ist. Im Südwesten des Reiches, wahrscheinlich im engsten Zusammenhang mit der nachrömischen Bauüberlieferung auf deutschem Boden, entwickelt sich die Architektur zu jener vielgliedrigen Steinbaukunst, die in den Kathedralen des Rheinlandes ihre höchste Blüte erreicht, von der der gesamte Kirchenbau des Landes nur ein vereinfachtes Abbild ist. Der Haustein, welcher hier in mancherlei Arten fast überall zu Tage tritt, vermittelt das gemeinsame architektonische Band zwischen Dorf und Stadt und bringt jenen Kirchentypus hervor, der durch das grosse basilikenartige Schiff mit seinen mächtigen Fenstern, mit seinem breiten Chor und runder Apsis und durch den trotzig sich emporreckenden, häufig sogar unsymmetrisch gestellten, einfachen oder Doppelturm als ein getreues Abbild der beweglichen, kühn-schaffensfreudigen Bevölkerung gelten kann.

Dieser vor allem von dem leicht zu bearbeitenden Haustein beeinflussten Kunst steht die aus anderen Bedingungen hervorgegangene und aus anderen Materialien entwickelte des norddeutschen Flachlandes entgegen. Im Westen, in den weiten Moor- und Marschenländereien Hollands und Hannovers ergibt die Technik des Backsteinbrennens jene Art der Dorfkirchen, die mit breiten Mauern, mächtigem Dache und dem niedrigen pyramidenartigen, häufig abseits stehenden quadratischen Turme so recht das gesetzte, würdevolle Wesen des Niederdeutschen veranschaulicht. In der von slavischen Einflüssen durchsetzten Ostmark bis hinunter zu den Bergzügen des Riesengebirges und der Karpathen, in jenen aus vorwiegend Wald-, Acker- und Weideland bestehenden Geländen, tritt in der malerischen Holzbaukunst wieder eine neue Form auf, die in ihren dunklen, wenig durchbrochenen Blockwänden, überhängenden Dächern und abseits stehendem Turme zum Spiegelbild der melancholisch-ernsten Landschaft wird, und in der grossen Mitte, mit den brandenburger

*) Anm. Von dem am 23. Jan. 1895 gehaltenen Vortrage sind die genaueren geschichtlichen Daten fortgelassen, so dass sich der Aufsatz mehr zu einer Charakteristik der märkischen Dorfkirche einschränkt. Eine eingehendere Entwicklung des märkischen Dorfkirchenbaues gedenke ich unter Beigabe von Abbildungen für das Archiv zur Verfügung zu stellen.

Marken als Höhe- und vielleicht auch Ausgangspunkt die bescheidene, aber kernige Granitbaukunst, welche sich im Umkreis des dörflichen Lebens nur selten von der mehr in den Städten gepflegten Backsteinarchitektur verdrängen lässt.

Unsere Mark, in der Mitte zwischen den nach Norden gravitierenden Ländern der Küste und den noch von antikem Geist durchschwängerten Territorien des Südens gelagert, hat von den sich kreuzenden Kulturen stets einen Prozentsatz zurückbehalten, der, von den eigenen urwüchsigen Bestandteilen aus grauer Vorzeit getragen, das gesamte Leben zu einem so charakterischen gemacht hat. Land und Leute, letztere eine geschichtliche Auslese aus den kräftigsten und widerstandsfähigsten Stämmen, bilden auch auf dem Gebiete der Dorfkirchenbaukunst eine vielgliederige Buntheit heraus, deren Farben jedoch sich bei näherem Betrachten zu einem dunklen und satten Kolorit vereinen.

In den Dorfkirchen sind nicht besondere, ausserhalb des grossen Kulturweges stehende Bestrebungen sichtbar, vielmehr zeigt sich in ihnen ein deutliches Abfliessen der in gewissen Zeitspannen bevorzugten Formen und Bildungen; während aber die Stadtarchitektur eine im wesentlichen fortlaufende Entwicklung aufweist, die nur da unterbrochen ist, wo die politische Geschichte des Landes eine Weiterbewegung nicht zuließ, ist der Landbaukunst nur eine mässige Entwicklungsfreiheit, häufig sogar eine Erstarrung eigen, die uns aber einen tiefen Blick thun lässt in den geschichtlichen Werdeprozess und in den unbewussten Drang der Volksseele. Unverfälschter als in der ersten kommt in dieser die lebendige Kraft des nationalen Empfindens zum Vorschein, die ein so feines Verständniss für die eigenthümliche Natur des Landes verrät, dass sie zum Spiegelbild der in der Tiefe wirkenden Kultur- und Kunstregungen wird. In der leichtgewellten Bodenbewegung, die fast einem erstarrten Wogenmeere gleicht, inmitten üppig-fruchtbarer Saatengefilde, die der Fleiss von Generationen einst dem feuchten Moorboden oder dem Geäst dunkler Kiefernwälder abrang, im klaren Spiegel kleiner Seen, deren Röhrlicht und Binsen von mancher geheimnissvollen Sage lispeln, oder inmitten grosser, weiter Haiden steht das märkische Dorf und mit ihm breit und fest, wie ein steinerner getreuer Eckard die Dorfkirche, ein Bild märkischer Kraft oder wenn die unbarmherzige Furie Krieg mit ihren Brandzungen einst den starken Riesen gefällt hatte, als mahnendes Denkmal an früheres Leid und Ungemach. Die Volksseele begreift in ihrem Bilde jene Kraft, die mit dem Lichte des Christentums in das dunkle Walten einer entlegenen Vorzeit hineindrang, und in harter Arbeit erst die Stätte ihres heutigen Wirkens schuf. Der geheimnissvolle Schauer vor dem Kampfe des Heidentums spinnt poetische Sagen um die altersgrauen Steine, bald sind es überirdische Helfer, welche wie in Biesenthal den Bau vollendet haben, bald wirkt

ein anekdotenhaftes, fast humoristisches Ereignis dabei mit wie bei einer Kirche der Uckermark, wo die Ohrfeige eines von Stülpnagel, dem Junker von Holtzendorf gegeben, den Bau der Kirche bewirkte. Auch Schätze sollen einst in denselben gewesen, die gewöhnlich von den Franzosen geraubt sein sollten oder man will sie, wie in Taschenberg bei Prenzlau an 4000 Thaler Goldes schwer, in dem Brandschutte gefunden haben. Dann werden wunderliche Zeichen, die Zufall oder gläubige Einfalt dem Bauwerk einst eingefügt haben, mit reichster Sagenornamentik umrankt. Bald sind es wunderliche Inschriften wie in Gerswalde, bald alteidnische Kornmühlen, sogenannte Hünenhacken, bald altkatholische Weihekreuze, deren Bedeutung längst vergessen ist, wie in Hardenbeck i. U., bald aber auch die Schleifrillen der vielen märkischen Kirchen, die immer wieder Veranlassung zu sagenhafter Deutung geben. Denn alles, was dem Volke unerklärlich oder auch unheimlich ist, verliert hier an diesen steinernen Riesenamuletten seine Zauberkraft und wird auf diese Weise unschädlich gemacht. An der Kirche zu Teschendorf befindet sich ein Konsolstein, dessen verwitterte Oberfläche bei einiger Phantasie die Züge eines Menschenkopfes erkennen lässt; im Volksglauben wird er direkt zu einem solchen gemacht und, wenn ich nicht irre, als ein Mönch gedeutet. Andererseits strebt der Sinn dahin, durch gewisse Handlungen wie einen Umgang um die Kirche ein übermenschliches Ziel zu erreichen. In Cöpenick kann die in den Teufelssee gebannte Fürstentochter durch dreimaliges Tragen um die Kirche erlöst werden. Auch glaubt man durch künstlerische Leistungen an die Kirche eine That sühnen zu können wie in Helle, einem Dorf der Priegnitz, wo der Bauer, welcher während der Predigt pflügte und durch Unversehen dabei seinen Jungen tötete, nun durch Stiftung von gemalten Fenstern ein stetiger Mahner für spätere Geschlechter wurde. So liessen sich noch mancherlei Züge erzählen von dem Verhältnis der Kirche zu der Sagenwelt des Volkes; die geschäftige Phantasie weiss immer das Unbegreifliche und das vermeintlich Böse mit derselben in Verbindung zu bringen, doch darf ich hier davon absehen, weil diese Ausführungen einen Vortrag für sich beanspruchen und mein Thema sich mehr mit der äusseren Erscheinung der Dorfkirchen beschäftigen soll.

Mannigfaltigkeit und Unregelmässigkeit sind charakteristische Merkmale des märkischen Kirchenbaues. Zwar drängt sich ein bestimmter Typus vor, der durch den dem Schiff vorgelagerten, gleich breiten Turm, dessen gegiebelte Seitenmauern ein Satteldach tragen, bestimmt wird; daneben aber lassen sich die verschiedensten Bildungen verfolgen. Hier ist der Turm zu einem quadratischen, vorgebauten eingeschränkt, der in zierlicher Spitze emporstrebt, dort wieder erhebt er sich als schlanker Dachreiter über dem gewaltigen Dache, das gleich Adlersfittichen den Bau schirmend überdeckt, oder man stellt ihn abseits, wie

es in der Priegnitz nicht selten ist. Auch fehlt er nicht allzu selten, doch ist das in den meisten Fällen nicht beabsichtigt, sondern nur die Folge einer Zerstörung. Zu einer Leistung eigener Art hat man es in Neuenhagen bei Oderberg gebracht, wo er ohne Spitze ist und mit dem Schiff ein gemeinsames Dach besitzt. Mit und ohne Chor, mit geradem Abschluss und halbrunder Apsis oder auch ohne diese, immer tauchen wieder neue Formen auf, die sich in den lokalen Typus hineinschieben, denn es lässt sich ganz gut verfolgen, wie die einzelnen Grundrissdispositionen sich in gewissen Gegenden zusammendrängen. Die altertümlichsten Bauten (mit gleich breitem oder selbst seitwärts hervortretendem Turm kommen schon im Braunschweigischen und südlichen Hannover vor; sie ziehen sich dann über die Provinz Sachsen nach der Mark und bis nach Pommern hinein, wobei sich bei uns drei deutlich hervortretende Sammelpunkte herausgebildet haben. Nördlich der Linie Havelberg—Königsberg i. M. ist der eine; den südlichen stellen die Nordabdachungen des Fläming dar, während wir in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt den mittleren finden. Der Typus mit isoliert stehendem Turm ist, wie schon bemerkt, in der Priegnitz zu Hause, welche der Urheimat dieser Form, dem nordwestlichen Niederdeutschland, so nahe liegt. Zwischen diesen Typen, fast gleichmässig vertheilt, ist der Typus mit quadratischem und mit aufgesetztem Turm ausgestreut, die daher wohl als jüngste Bildungen zu betrachten sind.

Von den drei Gliedern einer Kirche, dem Turm, Schiff und Chor hat der erstere seine monumentalste Geschichte und ist daher auch sehr geeignet, für eine typische Einteilung als Grundlage zu dienen. Er ist das Wahrzeichen und das älteste Denkmal des Dorfes, von dessen Höhe die eherne Stimme dem jungen Erdenbürger ein erstes Willkommen zuruft oder ihn zu Grabe bettet. Nicht immer war er wie heute der stille Wächter dörflchen Friedens; es gab Zeiten, in denen er der letzte Zufluchtsort der Bevölkerung war, wenn Feindesgewalt die blühenden Saaten zertreten, die schilfgedeckten Häuser verbrannt hatte. Noch heute ist dieser kriegerische Zweck von der Bauart abzulesen. Die Kirchenfenster sind an den ältesten Werken klein und hoch angebracht, fast schiesschartenähnlich und der Eingang zu dem schützenden Turm nur auf Leitern zu erklimmen gewesen. Früher hatte man mir in der Lüneburger Heide zwei derartig befestigte Kirchtürme gezeigt, die ich für ursprünglich anderen Zwecken dienende gehalten habe, da aber auch in der Mark nicht allein die Überlieferung davon spricht, sondern selbst die Bauart dies bezeugt, so muss wohl jeder Zweifel schwinden: An der Kirche zu Schweinrich bei Wittstock, ein Werk mindestens des XV. Jahrhunderts, erkennt die Tradition noch bei dem südöstlichen Fenster des Turmes den alten Eingang, während die alte ca. 1250 gebaute zu Zernitz bei Neustadt a. D. keinen Westeingang besitzt,

sondern auch der Küster heute noch vermittelt einer Holzstiege und einer ca. 4 m über dem Erdboden gelegenen kleinen Luke in das obere Innere gelangen kann. Auch der durch die 2 m dicken Mauern vom Schiff aus durchgebrochene Doppeleingang ist, wie sich urkundlich belegen lässt, erst in später Zeit angelegt.

Wohl kaum noch wird sich ein Stein nachweisen lassen, der den Tagen der ersten Heidenbekehrung, dem Jahrzehnt von 973—983 angehört, da der grosse Wendenaufstand von dem letzten Jahre jedes entstandene Werk wieder hinwegfegte und die fast anderthalb Jahrhunderte dauernde Fernhaltung des deutschen Einflusses keine neuen Bauten entstehen liess. Es sind ausserdem die ältesten Kirchen wohl auch bei uns aus Holz errichtet worden, das bis zum Jahre 1000 überhaupt das allgemein gebrauchte Baumaterial gewesen und durch viele Belege als solches für ganz Deutschland bezeugt ist. Aber alle diese Bedürfnisbauten sind gewiss ziemlich kunstlos gewesen und für die Ausgestaltung der späteren Steinkirchen von wenig Einfluss geworden. Erst die Grossthaten Albrechts des Bären liessen mit der dauernden Christianisierung neue Kirchen erstehen, die, von der Altmark ausgehend, in dem nordwestlichen Teil der heutigen Mark, zum grösseren Teil zu den Bistümern Havelberg und Brandenburg gehörend, entstanden. Von 1161 an werden bereits Kirchen im Havellande erwähnt: 1161 zu Zachow, 1173 zu Ture und Golitz, 1178 zu Nibede, 1186 zu Ferchesar und Marzahne.

Der Granit, als Rücklass der auf Gletscherbahnen von Norwegens Hochbergen hierhergelangten Geschiebe sehr leicht aufzufinden, bot den Baustoff dar, welcher bis in unser Jahrhundert hinein für die Mark von grösster Bedeutung war. Den Beginn der neuen Aera, der ersten monumentalen der Mark, müssen wir mit dem Jahre 1150 ansetzen, in welchem König Konrad dem Bischof Anselm von Havelberg einen Schutzbrief zur Besiedelung seines Bistums mit Deutschen gab. Als Albrecht der Bär mit eiserner Faust die politische Ruhe des Landes gewährleistet, wird noch von einer anderen Seite, von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, ein neuer Kulturweg durch die unwirtschaftliche Wildnis der Mark gebahnt, der über Zinna, Luckenwalde, Baruth nach dem Wendlande führt.

Diese beiden Wege sind auch in den Stilrichtungen der ältesten Granitbauten zu erkennen; die nördliche, welche durch die Einfallspforte Albrechts ging, blieb, teils durch Mangel an Zeit, teils durch solchen geeignet vorgeschulter technischer Kräfte, vorerst auf bescheidenere Leistungen beschränkt, die noch durch den Granitbau der Ende des XIV. Jahrh. angehörigen Westseite des Domes zu Heiligengrabe als sehr mässige zu bezeichnen sind, während die südliche, von Magdeburg und den sächsischen Bergländern stark beeinflusste, ich will sie die Zinna'sche

nennen, erheblich höher stand. Daher hat aber die erstere ein bedeutenderes Ausbreitungsgebiet und eine ausserordentlich lange Blütezeit erlebt, die in der Granitbaukunst Europas überhaupt einzig dasteht.

Schon in der vorhin gegebenen Darstellung der Verteilungstypen märkischer Kirchen ist auf das häufige Vorkommen der mit breiterem Turm im Norden und im Süden hingewiesen. Dieser breite Westturm ist ohne Zweifel auf die letzten Ausklänge des Romanismus zurückzuführen, der es liebte, auf demselben die beiden westlichen Hauptturm- spitzen zu errichten. Bei der noch in diese Zeit fallenden Heiden- bekehrung und der sich hier anschliessenden Aufführung vieler kirch- licher Bauten, blieb man dann unbewusst bei dem alten, aber provinziell eingeschränkten, Schema stehen. Es lässt sich überhaupt das Abfliessen der im Romanismus gebrauchten Formen nach Niederdeutschland auf dem Wege über Magdeburg, der Altmark und der Priegnitz ganz gut verfolgen, nur mit der Nebenwirkung, dass das widerstandsfähige, hier gebrauchte Material und die wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine Ver- einfachung drangen. Neben dem schon erwähnten von Zernitz ist hier, wenigstens in der Gestalt des Westturmes, Biesenthal, Gerswalde, Kuhtz zu erwähnen, zu denen sich noch in späterer Zeit Techow, Bläsendorf, Tacken, Viesecke, alle in der Priegnitz gelegen, zugesellen. Bei diesen Kirchen fehlt der Chor und die Apsis, woraus der Schluss gezogen werden kann, dass dieser in der ältesten Zeit bei uns überhaupt nicht, wenigstens im Norden nicht, gebräuchlich war. In späterer Zeit, um dies gleich vorwegzunehmen, baute man bisweilen unmittelbar an das Schiff eine grosse halbrunde Nische von gleichem Durchmesser, eine Form, die ihr Vorbild ebenfalls in der Altmark, in Clinker, besitzt und durch die Kirchen zu Wustermark, Bötzwow und andere fast bis in die nächste Nähe von Berlin gedrungen ist. Die Technik in diesem nördlichen Gebiet ist auch in der ältesten Zeit nicht immer die vorzügliche, welche den Süden auszeichnet; nur dürftig sind die grossen, etwa 40 cm im Durch- messer haltenden Steine behauen, aber mit einem so vorzüglichen Mörtel verbunden, dass derselbe heute fast härter als der Stein geworden ist. Je weiter aber diese Bauweise nach Osten vordrang — sie gebrauchte ein Jahrhundert zu ihrer vollen Entwicklung — um so mehr vervollkommnete sie sich, bis sie in der Uckermark ihre höchste Blüte erreichte. In vielen Dörfern: Kuhtz, Falkenwalde, Klosterwalde, Thomsdorf, Schmöllern, Bertikow u. a., in kleinen Stadtkirchen wie Zehdenick, Templin, Lychen, Fürstenwerder finden sich diese Kirchen. Die Gesteine sind bei ihnen zu Quadern behauen, die in regelmässigen Schichten gelagert und durch Mörtel fest verbunden sind. Dann werden aber auch dem harten Materiale Kunstformen abgezwungen, die, weil sie bescheiden sind, echt stilgemäss wirken. An den Laibungen der Portale, die auch mit Abfassungen versehen sind, von den Gesimsen, den Blenden

und Giebeln, Seitenwänden kommt diese monumental wirkende Technik zum Vorschein.

Die Gestalt aller dieser Kirchen ist in den ältesten Zeiten recht einfach: Ein einfaches Rechteck mit angesetzter grader Altarwand, die durch drei lange, schmale, schräg eingehende Fenster durchbrochen ist und im Westen ein gleich breiter oder hervorstehender Turm mit Satteldach.

Erst in späteren Zeiten wird die Kirche durch Hinzufügung eines Chores bereichert (Kutzt), während der Chor mit Apsis auch dann noch selten ist. Dagegen hielt die südliche, von Magdeburg ausgehende Richtung von vorn herein den vollständig entwickelten Grundriss fest. Die an und für sich schon in der Behandlung des Hausteins tüchtigeren Kräfte konnten sich an dem Bau des Cisterzienserklosters Zinna schulen, das etwa von 1200—1220 erbaut wurde und dessen Einfluss auf den ganzen Fläming unverkennbar ist. Eine regelmässige Bearbeitung des Granits zu Quadern ist hier häufiger und in früherer Zeit zu finden als im Norden. Die Steine selbst sind etwas kleiner, dafür aber sorgfältiger geglättet. Mit der Zeit liess auch die vortreffliche Technik nach und man wandte unregelmässig geschichtete, roh behauene Findlinge an, liess Chor und Apsis fort und schränkte den breiten Turm auf quadratische Grundfläche ein (Krugau).

Vermutlich sind die Granitbauten in der Umgegend Berlins von der Zinna'schen Richtung ausgegangen, obwohl sich auch Einflüsse aus der Uckermark bemerkbar machen. Für die erste Annahme spricht der Grundriss, der fast immer aus Turm, Schiff, Chor und Apsis besteht, für die letzte die treppenartigen Laibungen an den Portalen, welche auf den fläming'schen Dorfkirchen nach meinen bisherigen Beobachtungen nicht vorkommen. Allgemein bekannt sind ja die Kirchen in dem benachbarten Tempelhof, in Mariendorf und Marienfelde. Von weiteren nicht schlechteren Beispielen sind Gr. Machnow bei Zossen und Neuenhagen an der Ostbahn zu nennen.

Bei den Granitbauten habe ich mich länger aufhalten müssen, weil unsere märkische Entwicklung fast nur diesen Baustoff kennt, denn der Backstein ist für Dorfkirchen sehr vereinzelt in älterer Zeit verwendet worden. Auch nach der etwa um 1150 ganz plötzlich in den Städten und Klöstern auftauchenden Backsteintechnik hat er nur eine geringe Beachtung gefunden; es sei denn, dass Fialen, Blenden, Fenster- und Thüreinrahmungen damit hergestellt seien. Kirchen wie Pechüle bei Niemeck, Steinkirchen, Kl. Machenow u. a. sind Ausnahmen und auch zum Teil schon durch das grosse Werk Adlers zur Genüge bekannt. Nur im 17. Jahrhundert und später gewinnt dieser Stoff in der Priegnitz eine allgemeinere Ausbreitung. Ist also der Granit das am meisten verwandte Material, so gehen jedoch auch hier im Laufe der Zeit Wandlungen vor, die, wenn sie auch nicht immer kunsthistorischen Wert

besitzen, doch für das volkstümliche Kunstempfinden nicht ohne Bedeutung sind. Zunächst wurden die Feldsteine fast garnicht mehr bearbeitet, es sei denn, man wolle das rohe Spalten der grossen Steine eine Bearbeitung nennen. Höchstens beschränkt man diese auf die Ecken und Portale, die immer wieder von trefflicher Technik zeugen; dafür aber wird der Mörtel auch aussen reichlicher zugesetzt, so dass es nur ein kleiner Schritt war, in diesen künstliche Fugen einzuritzen (Zernitz, Claushagen), ja man versuchte selbst Friese auf diese Weise herzustellen, was alles immer mehr dahin führte, die Aussenwand mit Mörtel zu bewerfen und eine Putzfassade zu erzeugen. Jetzt, vorzugsweise im 15. Jahrhundert, wird der breite Turm durch den quadratischen ersetzt, eine Wandlung, die schon durch einzelne gotische Kirchen des Rheinlandes vorbereitet war und die in späterer Zeit immer häufiger zu finden ist. Interessant ist es aber, in dieser Zeit das Nachklingen der Gotik zu verfolgen, welche letztere, nachdem ihre Rolle in der Hochkunst der Städte längst ausgespielt war, noch bis in das vorige Jahrhundert, ja selbst bis in das 19. hinein, im Anschauungskreise des ländlichen Architekten weiterlebt. Meistens erinnern nur die spitzbogigen Fenster mit ihren Backsteinlaibungen an diese, bisweilen aber sind die Turmspitzen in einer prächtigen Weise ausgebildet, die geradezu überrascht. Zuerst noch schüchtern, als ob sich das Prinzip der massiven, kernigen Granitkunst noch nicht recht hineinwagen wollte in die mehr dem Backstein gefügigere Sprache der Gotik, (Düpow, Gramzow), dann in ungezügelter Schaffensfreude, (Herzberg b. Ruppin, Alt-Küstrinchen, Briest i. U.), um endlich in dem Kampfe zwischen der Mörtel- und Schnörkelkunst des vorigen Jahrhunderts ruhm- und thatenlos zu verschwinden. Die Formen werden dabei dürftiger, bis sie endlich nur zu dem Fialensystem erstarren, das die Kirche in Seegefeld b. Spandau zeigt.

Der dreissigjährige Krieg bringt eine gänzliche Umwandlung nach sich. Jetzt entstehen Fachwerkkirchen, welche zu einem erheblichen Rückschritt führen mussten. Chor und Apsis verschwinden, die schlechtgebrannten Ziegel werden mit Lehm beworfen und geweisst und immer mehr würde der armselige Bau zu einem trivialen Bedürfnissbau werden, wenn sich nicht in dem Bestreben, den Turm wenigstens künstlerisch zu verzieren, ein Gegengewicht zu diesem banausischen Streben herausgebildet hätte. Es ist die Zeit, da die sogenannte „welsche Haube“ sich in Deutschland zu verbreiten begann. Bei vielen älteren Kirchen, welche lange Zeit als Ruinen standen, wird der Turm nur noch als unteres Geschoss stehen gelassen und als eine Art Vorraum zum Kirchenschiff gezogen, dafür setzte man einen Fachwerkturm als Dachreiter auf den Stumpf des alten (Hohenkrähmig b. Schwedt, Ziesow i. U., Dahwitz, Schöneiche, Schönermark, Diedersdorf, Marienfelde, Biesenthal, Blankenfelde b. Berlin, selbst bei Fürstenwerder), oder man liess den quadratischen Westturm in

mehreren Absätzen nach Oben hin sich auslaufen, hier in eine pyramidenartige Spitze, dort als Achteck, dort wieder als reicheres Knollen- oder Zwiebelmuster, wenn man es so nennen darf.

Es ist das Jahrhundert der Unnatur, der comédie larmoyante, in das wir nun eintreten und das in seinem Vorübergehen auch der Dorfkirche einen Teil dieser seiner Gesinnung aufprägte. Die Tage verhältnissmässiger Ruhe, die der eiserne Wille Friedrich Wilhelms und nach den Kriegen der König-Philosoph für die preussischen Lande schufen, liessen ganz von selbst den kunstbedürftigen Sinn der Landbevölkerung sich in seinen Kirchenbauten offenbaren. Leider aber war angesichts der vielen Fürsten- und Herrenschlösser der monumentale Sinn auf ein Minimum zurückgegangen; die Ideen der Aufklärung thaten das Übrige und so konnte man den Schritt wagen, den fast 600 Jahre alten Kirchengrundriss aufzugeben. Wie jeder Edelmann sein kleines Versailles haben wollte, so trug er als Patron auch diese Gesinnung in das kirchliche Gehiet hinein, ohne Widerstand zu finden. In den Schlössern hatte man für die Festsäle runde oder Seckige Räume bevorzugt; sie liessen in Verbindung mit anderen Vorstellungen auch diese für Kirchen geeignet erscheinen und so trat an Stelle des Rechtecks jetzt der Rundbau. Die Dreifaltigkeits-, die Böhmisches und die Hedwigskirche, der französische und der deutsche Dom in Berlin, die reizvolle, aber mit trügerischen Stoffen erbaute Kirche zu Buch, die bescheidenere zu Zehlendorf und viele andere zeugen davon. Hölzerne Wände und Gesimse, Stuckverkleidung und das leichte Schieferdach thaten diesem Bestreben Vorschub und um den weltfreudigeren Sinn auch noch nachdrücklicher zu bekunden, wird der ganze Bau mit hellroter oder Rosafarbe getüncht. Natürlich tastete man dabei die vielen Feldsteinkirchen, welche mancherorts als Ruinen das Jahrhundert des 30jährigen Krieges überdauert hatten, nicht wesentlich an, im Äusseren nur wurde dieses leichtere Gewand über den rohen Steinkern gehängt, die Fenster erweitert und Licht drangen ungehemmt in das Innere, dessen weissgetünchte Wände die Akkorde des Neuen, des Modischen weiterklingen liessen.

Man that der Zeit und ihrer Kunst Unrecht, wenn man sich von vornherein ablehnend gegen ihre Erzeugnisse verhält. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen passen sie ebenso in ihre Umgebung, wie der Geistliche mit seiner Perrücke, der Grandseigneur in sein Miniaturschlösschen und die gestutzten Bäume und Hecken in die Gärten. Diese Kunst, an vielen Kirchen noch heute erhalten, ging aus der Geistesrichtung ihrer Zeit hervor. Dass sie sich nicht von den Vorstellungskreisen des Volkes entfernte, dafür sorgte schon der heimische Techniker, der die fremden Formen wohl annahm, sie aber in heimischem Sinne umschuf.

Erst unser Jahrhundert stiess diese volkstümlichen Schranken um,

um in dem Suchen und Tasten nach fremden Idealen bei vollständiger Dürftigkeit anzulangen. Es scheute sich nicht, die schnurrigsten und heterogensten Elemente aneinanderzureihen und sich damit von dem landesüblichen zu entfernen. Das kam zum grössten Teil daher, dass die Architekten aus der Stadt kamen und die hier entwickelten Bedürfnisformen dem Lande aufzuzwingen suchten, das dafür keinen Boden hat. Eine Ausnahme machen zum Teil die Schöpfungen unter Friedrich Wilhelm IV., die, wenn auch nicht immer mit Glück, so doch meistens eine Anlehnung an die landschaftliche Natur und an ältere, im Volke noch nicht vollends ausgestorbene Bagedanken suchen, wie bei den Kirchen in der Umgebung Potsdams, denen aber das dörfliche Relief fehlt. Mit besserer Wirkung hat man in den entfernteren Ort-Kutzerow i. U. und Seelübbe dies erreicht.

Ich komme zum Schluss. Zur Beurteilung dessen, was unsere Dorfkirchen zu dem Mittelpunkt des Kunstlebens auf dem Lande machen, brauche ich nicht viel hinzuzufügen. Man darf an diese Schöpfungen nicht mit dem an klassischer Kunst geschulten Verstande herantreten. Es sind andere Momente, nach denen das Innere und Äussere ausgeschmückt sind, die aber im letzten Grunde immer wieder künstlerisch anregend auf die breite Masse wirken. Ein Volk muss die entferntesten Äusserungen seiner Kunst verstehen und an ihnen seine Phantasie befruchten. So ist das oft unverstandene Spiel der Linien an einem jonischen Kapitäl im Auge des Volkes erst dann verständlich, wenn es sich mit allegorischem Beiwerk verbindet, wie an dem Äusseren der Kirche zu Altlandsberg, wo Totengebeine eine derbe, aber leicht begreifliche Sprache reden. In dieser Weise erheben sich unsere Dorfkirchen über eine kalte Formschönheit hinweg zu einer tiefer liegenden Seelenschönheit. Aussen ist est der Niederschlag aller architektonischen Stile, welcher, vielfach in phantastischer Weise, sich dem Verständnis der Masse anformt, im Innern die vielfachen Bilder, Kriegstrophäen, Kränze und dergleichen, die das Persönliche in den Kunstbeziehungen zum Ausdruck bringen. Selbst in den wilden Schnörkeln der Zopfzeit liegt noch immer ein Reiz des unmittelbar Empfundnen, der bald in märchenhaft schwellender Wildheit, bald in herber Einfachheit sich über die Schranken des wohlgesitteten Bagedankens hinwegsetzt.

So trotzig, eigensinnig und doch zielbewusst, wie einst der Steinmetz dem zähen, widerstandsfähigen Materiale seine grobe Formsprache aufzwang, so hat auch der Anhänger des Barocks und anderer fremder Ursprungsstile nur widerwillig und in echter Bauern-Vorsicht von der welschen Schönheitsschablone die Sprache, nicht aber den Geist aufgenommen; wo sie erscheint, ist sie mit greifbarer Deutlichkeit seinem Begriffsvermögen angepasst worden.

Darin liegt eben der Wert dieser von dem Formalschönen häufig

so entfernten Werke, dass in ihnen der Handwerker häufig zum Künstler wird vermöge der in ihm schlummernden nationalen Gestaltungskraft, die, wenn sie mit Talent und günstigen Zeitverhältnissen in Verbindung tritt, auch das Höchste erreichen kann. Nicht die kühle Ästhetik hat bei unseren Kirchen Pate gestanden, sondern die Kraft der Überfülle, welche Form an Form fügt, wie Laune, Material und der engere Horizont sie vorzeichnet, die da giebt, um zu geben und bildet, um zu bilden.

Kleine Nachlese hauptsächlich mittelmärkischer Pflanzennamen

gesammelt von

Carl Bolle.

Wenn schon die lateinische Nomenklatur unserer Gewächse, — ausdrücklich sei betont, dass ich nur die ältere Linnéische oder eine noch weiter zurückreichende hierbei im Auge habe — vielfach voller Poesie ist und sich in den Schmelz lieblichster Natureindrücke und anheimelnder Erinnerungen zu hüllen weiss, so stehen doch die im Volk umgehenden Benennungen jener wenigstens gleichwertig zur Seite. Ihr Reiz liegt darin, dass sie, klangvoll, aus oft sehr alterthümlicher Sphäre zu uns herübertönen und dabei für viele so gut wie den einzigen Schlüssel zum Verständnis vegetativer Umgebung darstellen. Öfters habe ich empfunden, wie dankbar sachkundige Mitteilung solcher Dinge, u. a. auch von Damen, entgegengenommen wird. Wieviele derartige Namen mögen, bei immer mehr sich lösendem Zusammenhang mit der Natur schon vergessen worden sein. Die Gelehrsamkeit unserer märkischen Floristen hat ihre Gesammtheit nur allzulange kühl ignoriert. Um so grösseren Dank schulden wir also dem verdienstvollsten unserer neueren Phytographen, Ascherson, der in seinem mustergiltigen Florenwerke diesen sogenannten Trivialnamen, eine bedeutende Lücke glänzend ausfüllend, zu ihrem vollen Recht verholfen hat. Obwohl er jedwedem Lobe abwehrend gegenübertritt, muss ihm hier sogar das ganz besondere und sicher nicht geringe gespendet werden, als erster auch das melancholisch verklingende wendische Idiom in den Kreis seiner botanisch-linguistischen Beobachtungen inbegriffen zu haben. So konnte er aus fachwissenschaftlich ziemlich engbegrenztem Rahmen zu einer weitere Horizonte erschliessenden Auffassung ihn beschäftigender Probleme emporsteigen. Seiner Spur folgte ich in Nachstehendem, ohne hoch- und plattdeutsch streng auseinander zu halten. Die Mehrzahl des hier Gegebenen mag bisher unveröffentlicht geblieben sein.

Ranunculus repens, L. fl. pl.; Goldknöppchen. Gelbe Männerkens. 2x

Aconitum Napellus, L.: Blaue Schuhe; Venuswagen. 2x

Aquilegia vulgaris, L.: Französischer Kopfputz. 2x

Paeonia officinalis, L.: Pione.

- Nymphaea alba, L. Mummelitzke.
 Dianthus caesius, L. } Federnelke.
 D. plumarius, L. }
 D. barbatus, L. Karthäuser Nelke, welcher deutsche Name niemals dem
 D. Carthusianorum, L. gegeben wird.
 Spargula arvensis, L. Nätekamp.
 Stellaria Holostea, L. Nelkengras.
 Oxalis Acetosella L. Sauerlampe (bei Luckau).
 Hypericum perforatum, L. Hartenau. So auch eine oder die andere ver-
 wandte Spezies.
 Ptelea trifoliata, L. Hopfenstrauch.
 Ononis spinosa, L. Reibekraut.
 Anthyllis vulneraria, L. Dammenklee.
 Coronilla varia, L. Bitterklee, schon von Chamisso gekanntes Wort.
 Ornithopus perpusillus, L. Kerngras; wilde Serradella. Von den Schäfern sehr
 geschätztes, schon im ersten Frühling grünendes Weidekraut.
 O. sativus, Brot. Sardelle.
 Ervum hirsutum, L. Vogelwicke, welchen Namen ich bei uns niemals auf
 Vicia Cracca, L., die ihn anderenorts trägt, anwenden hörte.
 Vicia villosa, Rth. Winterwicke; Rauhwicke. Seit Kurzem als Futterkraut
 gebaut, während früher diese Leguminose, eher ein vitium als eine
 Vicia, vielmehr als Unkraut im Roggen verhasst war.
 Lathyrus paluster, L. Fennwicke.
 Orobus vernus, L. Fasanenwicke.
 Rubus saxatilis, L. Hühnerbesinge.
 Prunus avium, L. Käsebaum.
 Comarum palustre, L. Blutkraut.
 Potentilla anserina, Gänsegruse.
 Oenothera biennis, L. Wilder Tabak; Schweinefutter. Dient, vor der Blüte
 ausgestochen, zum Unterhalt des zahmen Borstenviehes.
 Myriophyllum spicatum, L. Bammelkraut.
 Ceratophyllum submersum, L. Grundnessel. Reibt ins Wasser Hineinwatenden
 die Füße wund.
 Sedum spurium. Eispflanze.
 Cicuta virosa, L. Berstekraut.
 Aegopodium Podagraria, L. Giesel. Ein Wort, das schon Ehrhardt für Han-
 nover kennt, obwohl er es Güsel schreibt.
 Galium Aparine, L. Reiberied; Zungenblut.
 Viscum album, L. Kenster.
 Scabiosa arvensis, L. Nichel.
 Eupatorium cannabinum, L. Wasserhanf.
 Galinsogea parviflora, Ruiz et Pav. Knoppenkraut.
 Helichrysum arenarium, D. C. Pissblume.
 Inula Britannica, L. Wasser-Arnica.
 Bidens tripartita, L. Papenlüs; Stuckarsch, bei Trebbin.
 Cirsium palustre, Scop. Spitzdistel; Pferdedistel. Wird für die Pferde als
 blutreinigendes Frühlingfutter ausgestochen.

- Silybum Marianam*, L. Stekelkörner.
Centaurea paniculata, Jacq. Stieglitzfutter.
Xanthium strumarium, L. Bettelmannslüs.
Artemisia campestris, L. Feldbeifuss.
Tanacetum Balsamita, L. Römische Salwei.
Echinops sphaerocephalus, L. Kugeldistel.
Sonchus oleraceus L. } Saudistel.
L. asper, All. }
Lactuca sativa, L. Jung, ehe der Salat Köpfe macht: Lätsche.
Calluna vulgaris, Salisb. Sandhaide.
Monotropa Hypopitys, L. Ausser Fichtenspargel auch Hirschbrunst, welcher Name sonst vielmehr einem Pilze zukommt.
Menyanthes trifoliata, L. Biberklee, nicht Fieberklee.
Convolvulus sepium, L. Lange Winde.
Omphalodes verna, Mnch. Garten-Vergissmeinnicht.
Verbascum verschiedener Art: Königskerze.
Veronica longifolia, L. Rattenschwanz.
Lathraea squamaria, L. Schuppenwurz.
Lamium album, L. Taube Nessel.
Plectranthus fruticosus, L. Schustergeranium, Name, der allein diesem ganz altmodischen Topfgewächs, nie aber einem Pelargonium gegeben wird.
Armeria vulgaris, Willd. Paddenblume.
Pinguicula vulgaris, L. Kibitzfett.
Bryonia alba, L. Wilde Rübe.
Sicyos angulata, L. Wilde Gurke.
Atriplex sp. Melle.
Polygonum Persicaria, L. Rätzel.
Polygonum amphibium, L. Wasser-Rätzel.
Polygonum Bistorta, L. Wiesen-Rätzel.
Hippophaë rhamnoides, L. Seedorn.
Euphorbia Cyparissias, L. Bullenmilch.
Urtica urens, L. Hitznessel, statt des gewöhnlicheren: Brennessel.
Betula pubescens, Ehrh. Lakenbirke.
Salix repens, L. Sandweide.
Populus pyramidalis, Roz. Spitzpappel.
Stratiotes aloides, L. Sekel; Sekelkrut. Dient, gestampft, als Schweinefutter; sonst auch vielfach als Gründung.
Butomus umbellatus, L. Rotes Schilf. Wasserdolde; Schwanengras.
Sparganium erectum, L. Böttcherbiese.
Anthericum Liliago, L. Sandlilie.
Fritillaria Meleagris, L. Kiebitzei.
Allium vineale, L. Feldknoblauch.
Leucojum vernum, L. Märzbecher.
Narcissus poeticus, L. } Sommertierehen, ein Name, der in Sachsen dem
N. Pseudo-Narcissus, L. } Leucojum vernum zukommt.
Muscari racemosum, Med. Traubenhyacinthe.
Polygonatum multiflorum, All. Italienische Maiblume.
Molinia coerulea, Mnch. Pfeifenräumer.

Panicum italicum, L. Vogelhirse. In Berlin jetzt: Senegalhirse.
 Phalaris canariensis, L. Spitzsame.
 Glyceria aquatica. Whlbg. Berstegras.
 Donax festucacea, Willd. Rotes Schilf.
 Elymus arenarius, L. Blaues Schilf; Sandschilf; Sandhafer.
 Triticum repens, L. Päde; Pädegras.
 Equisetum arvense, L. Duwok.
 Lycopodium clavatum, L. Deibelsklaue, Wolfsranke.
 Pteris aquilina, L. Einstengliches Farrnkraut.
 Polypodium vulgare, L. Rennefarn.
 Aspidium Thelypteris, L. Schlangenkraut.

V e n e t a . V .

von

Carl Bolle.

Paul Gerhard

1667.

Nach wendischer Tradition.

Sand und Kusseln; und dann wieder
 Allerorten Quarzgeriesel,
 Draus die roten Fichtenstämme
 Heben schattenlose Kronen.

Harzgeruch, statt grünen Rasens
 Ueberströmend Silbermoose;
 In den Lüften ob dem Blachfeld
 Nur der Haidelerche Trillern.

Ja, die Gegend ist's von welcher
 Wird gesagt, dass daselbst nimmer
 Höret auf der Schnee, ob schiene
 Auch herab die Hundstagssonne.

Wohl verdienen diese Gäule
 Mitleid, die den Karren schleppen
 Durch tief ausgefahne Gleise,
 Strupp'ge, kleine Bauerpferde,

Welche ein zerlumpter Junge
 Unaufhörlich mit der Peitsche
 Antreibt und die um die Flanken
 Tragen schweiss'gen Schaumes Flocke.

Doch erbarmungsvoller blickte
 Man wohl auf den Mann im Wagen.
 Auf mit Stroh gefülltem Sacke
 Sass ihm eine Frau zur Seite

Bleich, mit rotgeweinten Lidern. —
 Aus der Blässe des Gesichtes
 Strahlten Jenem ein Paar Augen
 Wie getaucht in tiefe Schwermut;

Solche Augen, welche wachend
 Schauen in das Land der Träume,
 Seltsamlich und unergründlich,
 Wie allein sie Dichter haben.

Schwarze, geistliche Gewänder
 Hüll'n ihn ein. Er ist von Denen,
 Welche reichbesetztem Tische
 Vorzieh'n des Exiles Pfade

Eh' sie von dem rechten Glauben
 Weichen eines Härchens Breite,
 Selbst wenn sich auf Fürstenstirnen
 Ihrethalben zeigt Gerunzel.

Der so hinziehn muss in's Elend
 Ist Paul Gerhard, der verbannet
 Aus Berlin ward. Warum eifert
 Dort er gegen Calvin's Lehre,

Die des Hermelines Falten
 Hoben in den Kreis der Hofgunst,
 Weil man unter ihrem Banner
 Leichter Herzog ward von Cleve?

Worte spricht er, welche lauten:
Schön ist drüben es in Sachsen,
In dem alten Lutherlande,
Ziel und Endpunkt unsres Wallens;

Aber schöner ist der Himmel,
Den verwirkt hat Genfer Irrthum
Und der, nach des Leben's Mühsal,
Sich erschliesst nur wahren Christen.

Bluteten in der Arena
Märtyrer nicht todesmutig?
Schreckte etwa sie der Holzstoss
Lodernd mit hispan'scher Flamme?

Wenn sie uns aus Amt und Würden
Stossen, warum drob verzagen?
Gottes Wille mag erfüll'n sich!
Unser Loos ist's, Leid zu tragen.

II.

Da, wo zwischen Mark und Lausitz
Still und menschenleer die Haide
Unbeschreiblich öde Flächen
Dehnet, die den Brand sie nennen,

Steht, aus Lehm und Rasenstücken
Roh geflüget, ein Gemäuer,
Dessen moosumgrüntes Schilfdach
Nieder sich zur Erde bückt.

Ist ein Wirthshaus und es gleicht
Jener Herberg' in der Wüste,
Von der heil'ge Schrift lässt reden
Den Propheten Jeremias.

Nennet über morschem Thorweg
Es ein Schild zum toten Manne.
Andrem Mann, recht wegesmüde,
Leiht der Tote heut sein Obdach.

Ärmlich war der Tisch bestellet
Wo das Brod sie brachen abends.
Fromme Reden mussten's würzen,
Denen lauschten Wirt und Wirtin,

Lauschte auch des Flüchtlings Gattin,
Die, verzweifelnd und gebrochen,
Gestern, gleich dem Weibe Hiobs,
Ihm noch schalt mit herber Klage,

Dass in schlimmer Zeiten Trübe
Sich zu fügen nie gelernt er.

Heut nun öffnet der Entsagung
Balsam sie die bange Seele.

Statt der Betten, Stroh zum Lager,
Unter Gottes Vaterauge
Mag entschlummern der Gerechte,
Wird im Schlafe frei von Sorge.

Nachts um zwölfeklopfts am Fenster.
Stimmen fordern, dass man öffne,
Doch des Wirtes Antwort lautet:
Offen steht mein Haus bei Tage,

Nicht in finstern Mitternächten
Wo der Räuber draussen strolchet
Und die diebischen Zigeuner
Treiben ihr verruchtes Handwerk.

Sprach zum Wirt Herr Paulus
Gerhard:
Wandrer sinds gewiss rechtschaffen,
Matt und angstvoll vor den Wölfen.
Lasst sie ein auf meine Bürgschaft.

Als sich die an Trank und Speise
Hatten in der Hast gelabet,
Als erfrischt sie ihre Rosse
Mit dem Wasser aus dem Ziehbrunn',

Wollten sie von dannen reiten.
Wohin gehet eure Reise?
Müssen spornstreichs nach Berlin hin
Einen Prediger zu holen,

Den der gnäd'ge Herr von Sachsen
Für sein Land gern möchte werben,
Ehe dort vielleicht sie lassen
Eines schlimmen Tods ihn sterben.

Heisst Paul Gerhard. — Von den
Liedern,
Die er dichtete, ertönen
Die Luther'schen Kirchenmauern
Und darinnen alle Herzen.

Seht ihn vor euch! war die Antwort.
Die Berufung aus der Tasche
Zog der Bote. — Lest! Der Kurfürst
Macht zum Pfarrer euch in Lübben.

Ist gescheh'n auf halber Strasse
Einst zwischen Berlin und Lübben.
Händefaltend sang Paul Gerhard
Dort: Befehl' du deine Wege.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender
haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

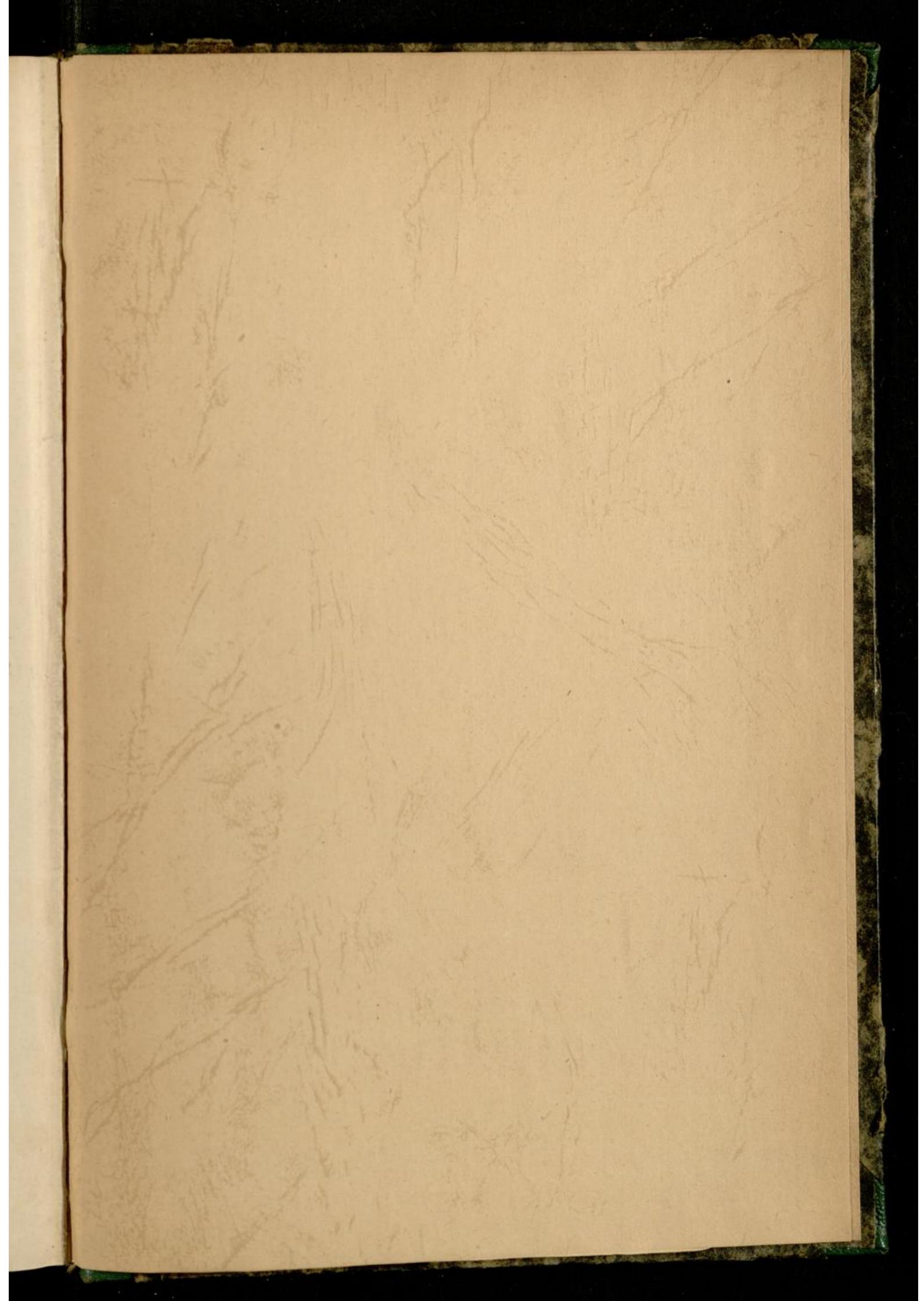
15. (7. ausserordl.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Sonnabend, den 16. Februar 1895, mittags 12^{1/2} Uhr,

Besichtigung der Städtischen Webe-Schule.

In dem gewerblichen Schulwesen Berlins nimmt die Städtische Webe-Schule, Markusstrasse 46, einen hervorragenden Platz ein; ihr galt der Besuch, der die Mitglieder der Brandenburgia am genannten Tage in den Bibliothekssaal der Anstalt führte, von wo sie unter Führung der Herren Obermeister Schmidt, Assistent Buchner, Lehrer Flemming und eines Mitgliedes die vier übereinander gelegenen grossen Maschinensäle mit ihren im Betriebe befindlichen Maschinen besichtigten, nachdem der 2. Vorsitzende, Herr Geh. Reg.-Rat Friedel auf die reiche Geschichte der heimischen Webeindustrie hingewiesen hatte.

Es fehlt nicht an Urkunden, welche für das älteste Berlin dies Gewerk der Tuchmacher bezeugen; doch dürften sich deren Erzeugnisse wohl kaum weit über die Mark hinaus gewagt haben, wo sie mit anderen hochberühmten Industriestädten in Wettbewerbung traten. Erst unter Friedrich Wilhelm I., der wie auch in anderen Zweigen des gewerblichen Lebens hier Schöpfer wurde, entwickelte sich in Berlin eine umfangreichere Industrie. Er berief in den ersten Jahren seiner Regierung erfahrene Weber aus Italien, Frankreich und Spanien in seine Hauptstadt, mit deren Hülfe der damalige geheime Rat von Kraut, der spätere Etatsminister, eine Wollmanufaktur in dem alten Lagerhause errichtete, welche sich im Laufe der Jahre sehr entwickelte. Schon 1716 lieferte sie die gesamten Monturen für die preussische Armee. Alle Arten von Gespinsten wurden später daselbst hergestellt und ihr ein Monopol für ganz Preussen verliehen. 1723 war das Potsdamer Waisenhaus Besitzer der Manufaktur, von dem sie 1764 der Geh. Commerzienrat Schmidts, ein bekannter, aus dem Aachener Industriebezirk stammender Industrieller, erwarb, um sie auf eigene Rechnung fortzusetzen. Berliner Gespinste wurden damals nach allen Himmelsrichtungen versandt, sie bildeten ein Haupterzeugnis der Stadt, und bereits 1777, als Berlin ca. 110 000 Einwohner zählte, war ein jährlicher Umsatz von ca. 1 200 000 Thlrn. zu verzeichnen, ein Umsatz, der auch nach unserer heutigen veränderten







Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003286

